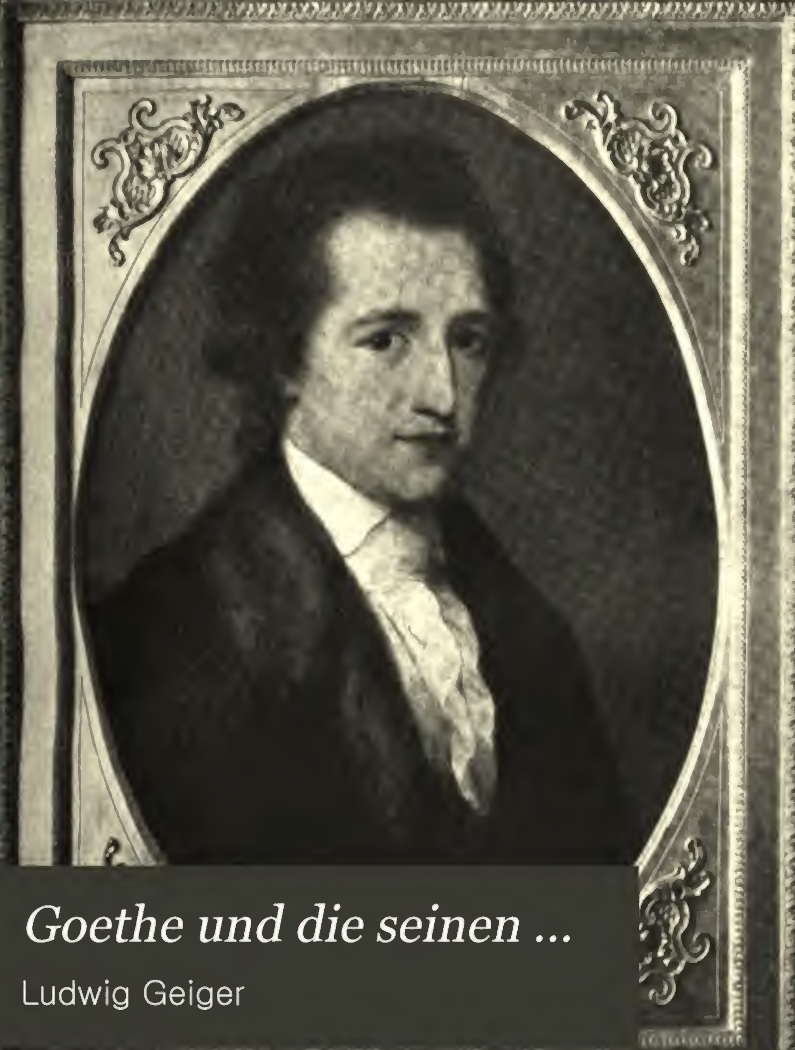


Goethe und die seinen ...

Ludwig Geiger



Goethe

Zeichnung von Schwerdgeburth. 1832

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Goethe und die Seinen

Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus

Von

Ludwig Geiger



R. Voigtländers Verlag Leipzig
1908

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung 1

I. Die Gattin 7
1. Christiane von 1788—1797 9
2. Von 1797—1806 45
3. Von 1806—1817 66

II. August, Ottilie, die Enkel 115
1. August 1789—1816 117
2. August und Ottilie 1817—1830 144
3. Ottilie 1830—1872 185
4. Die Enkel 202

III. Haus und Hausverwandte 225
1. Geselligkeit und Feste 227
2. Haus und Dienerschaft 273
3. Die Schauspieler 289
4. Die Freunde: H. Meyer und Zelter 314
5. Riemer und Eckermann 345
6. Schluß 368

Literarischer Anhang 375
Namenregister 379

Einleitung.

Der Titel des Buches könnte irrigen Vermutungen Raum geben. Der moderne Mensch möchte auf den Gedanken kommen, hier würde ein Werk geboten, das die Wirkung des großen Dichters auf die Zukunft darstellt. Denn als die „Seinen" könnte man ebensowohl die auffassen, die während seines ganzen Erdenwallens ihn zeitweise oder dauernd umgaben, als die, die sich nach ihm nennen und mit Stolz sich zu seinen Angehörigen rechnen möchten.

Die Heraldiker — denn auch sie haben sich mit Goethe beschäftigt — könnten meinen, es handle sich um des Dichters Stammbaum, um eine bildliche oder erzählende Vorführung der fernen Verzweigungen des Thüringer oder Frankfurter Geschlechtes.

Ästhetisch Geschulte, die selbst in den kleineren Poesien Bescheid wissen, sind versucht, an den polemischen, gegen Kotzebue gerichteten Vers zu denken:

> Und wenn nach 100 Jahren ein Meiner
> Deiner Werke gedenkt und Deiner

und möchten in dem neuen Buche vielleicht eine literargeschichtliche Darstellung der Goetheschen Schule sehen, die sich im Kampfe der Parteien auf seine Seite gestellt hatten, etwa eine Verteidigung der Klassiker gegen die Romantiker, der Poeten des guten Geschmacks gegen die leichtfertigen Eindringlinge in den heiligen Hain der Poesie.

Männer der Wissenschaft, bewandert in der Geschichte der Polemik und wohlvertraut mit den vielfachen, stets ruhmvollen, aber nicht immer siegreichen Kämpfen, die der Altmeister auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften mit den mächtigen Gegnern der Vorzeit und seiner eigenen Tage zu bestehen hatte, möchten auf eine Heerschau der Kämpen rechnen, die unter dem Banner des kühnen Forschers auszogen oder als seine Partisane eigene Scharmützel gegen die Widersacher seiner Lehre bestanden.

So wert auch jeder dieser Gegenstände der Betrachtung und der Behandlung ist, so soll doch von ihnen in diesem Buche nicht die Rede sein.

Goethe und die Seinen, das ist eine Darstellung des herrlichen Menschen mit den ihm von Natur Angehörigen, durch Blut und Wahl Verwandten. Eine solche Darstellung könnte natürlich mit seiner Frühzeit beginnen und sein ganzes Leben umfassen.

In dem vorliegenden Versuch ist aber absichtlich eine Beschränkung dieses weitschichtigen Themas gewählt worden. Er vermeidet aus guten Gründen mit den vielverbreiteten und trefflichen Goethebiographien in Wettstreit zu treten, verzichtet also darauf, dasjenige vorzuführen, was in jedem dieser Werke zu finden ist: die Schilderung des Elternhauses, die Porträts von Vater, Mutter, Schwester, Jugendfreunden und Jugendverhältnissen.

Gewiß sind die Mädchen und Frauen von dem Frankfurter Gretchen an bis zur lieblichen Ulrike von Levetzow nicht nur wert, daß man sie kenne, sondern die Bekanntschaft mit ihnen ist notwendig, um Goethes lyrische Poesien zu würdigen; das sind die Lande, in die man gehen muß, um den Dichter zu verstehen. Aber über alle diese Lieben gibt es Bücher übergenug.

Und auch die Gefährten von Goethes Kindheit, die Genossen seines ersten Weimarer Jahrzehnts sind den Gebildeten so vertraute Gestalten, daß es für den, der nicht verwegen genug ist, Wohlgegründetes umzustoßen, oder durch gewagte Vermutungen sichere Behauptungen zu erschüttern, oder für den, der zu vornehm ist, allgemein Bekanntes mit kleinen Variationen zu wiederholen, unlohnend erscheinen muß, ein durchgeackertes Feld neu zu pflügen.

In eigentlichem Sinne bedeutet aber „Goethe und die Seinen" sprachlich auch etwas anderes. Die Seinen sind nicht die, in deren Kreis er durch Zufall geriet, sondern die er sich selbst wählte oder erschuf; es ist die Welt, die ihn nach Begründung seines Heims umgab, es sind die Bewohner seines Hauses, die Mitglieder des kleinen vertrauten Kreises, der täglich, ja stündlich um ihn war.

Natürlich steht er in dieser Schilderung im Mittelpunkt. Es handelt sich in ihr um ausführliche Biographien seiner Frau, seines Sohnes, der Schwiegertochter, der Enkel, um Charakteristik der Vertrauten, die man füglich als seine Hausgenossen bezeichnen kann, selbst wenn sie nur kürzere Zeit oder garnicht bei ihm wohnten, es handelt sich wesentlich um eine Klarlegung des Verhältnisses, in dem der große Mann zu diesen seinen Angehörigen stand. Ein solches würde indessen aus einer bloßen historischen Schilderung nicht klar genug hervorgehen. Aus diesem Grunde tritt Goethe selbst als Redner ein; von seinen Briefen an die einzelnen Persönlichkeiten, von seinen epistolographischen Äußerungen über sie, die an andere gerichtet sind, von seinen zahlreichen Aufzeichnungen in den Tagebüchern ist ausgiebiger Gebrauch gemacht. Auch sie selbst, soweit ihre Zeugnisse bisher durch den Druck bekannt sind, treten redend auf; freilich können von der Hauptperson, von Christiane, nur wenige Zeugnisse abgedruckt werden, da ihre Briefe bisher nur in sehr geringer Zahl der Öffentlichkeit übergeben sind, eine vollständige Publikation dieser originellen Schriftstücke auch wohl schwerlich in Aussicht steht.

Sollte aber diese Darstellung nicht ins Uferlose gehen, so mußte sie der zeitlichen eine örtliche Beschränkung hinzufügen. Die zeitliche schaltete den Teil des Lebens aus, der nach allgemeiner Unart in den Biographien am breitesten behandelt zu werden pflegt, die Zeit von 1749—1788; die örtliche geht mit Entschiedenheit gegen alles Nichtweimarische vor.

Daher begleitet die nachfolgende Schilderung Goethe nicht auf seinen Reisen nach den böhmischen Bädern und leistet freiwillig darauf Verzicht alle die schönen Frauen und vornehmen Männer zu nennen, die er dort traf und dem Kreise der Seinen anschloß, denn aus den flüchtigen Badebekanntschaften entwickelte sich oft eine langandauernde Freundschaft.

Selbst Jena, so oft es als Aufenthaltsort Goethes erwähnt werden wird, von wo gar manches Schriftstück datiert ist, das in diesen Blättern zu benutzen war, bleibt unserer Betrachtung fern

und nur gelegentlich wird ein Blick in Knebels stille Klause und in das gemütliche anregende Frommannsche Heim geworfen, beides Stätten, wo unserem Dichter manche stille Freude gewährt ward.

Aber auch unter den Weimaranern muß eine Auswahl getroffen werden, denn der Kreis der Anverwandten war ein gar großer. Ist es auch selbstverständlich, daß Bäckersfrauen und Milchjungen, Theaterdiener und Bibliotheksboten, trotz ihres Anspruchs zu seinem Kreise gerechnet zu werden, überhaupt nicht zur Sprache kommen, so war zu erwägen, ob nicht die Ärzte und Amtsgenossen, die Kollegen in den Ministerien und in den verschiedenen Kommissionen, die ihm untergeordneten Beamten, manchmal Männer von Rang und Ansehen, dargestellt werden sollten. Aber abgesehen davon, daß eine solche Ausweitung entweder eine ganze Anzahl von Bänden nötig gemacht oder zu einer bloßen Nomenklatur der meisten gezwungen hätte, wäre durch Aufnahme aller dieser Personen oder nur einiger aus ihrer Mitte die Einheit des Bandes zerstört worden.

Diese nämlich besteht darin, daß hier nur Goethes Familie der freien Wahl vorgeführt wird, d. h. alle diejenigen, die er nicht aus Notwendigkeit in seinen Kreisen sah, weil sie durch Geschäfte irgendwelcher Art mit ihm verbunden waren, sondern weil er sie zu sich heranzog als Mitarbeiter, Teilnehmer an den zahlreichen Unternehmungen, als Freunde oder biedere Genossen. Aus diesem Grunde durften auch die Mitglieder der fürstlichen Familie, so oft sie auch zu erwähnen waren, nicht in ausführlicher Weise behandelt werden, teils weil sie nicht zu den von Goethe Berufenen gehören, sondern die waren, die ihn riefen und an sich fesselten, teils auch aus dem äußeren Umstande, weil das Verhältnis zu ihnen ein allbekanntes und viel behandeltes ist.

Dem Vorwurfe, die Briefe zu stark benutzt, ja manchmal ausschließlich der Darstellung zugrunde gelegt und viele Stellen daraus wörtlich angeführt zu haben, glaube ich einfach durch Goethes Worte widerlegen zu können, die deutlich zeigen, daß er diese

Episteln nicht als Nebenarbeit, sondern als Stück seines Lebenswerkes betrachtete. Er schrieb 29. November 1820: „Ich gebe mich dieser Beschäftigung gern hin, weil es interessant ist, auf die unschuldigste Weise zu beobachten, wie es im sittlichen und ästhetischen Sinne an vielen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes aussieht.“

Es ist immer mißlich und klingt leicht wie Überhebung, von einem Buche zu sagen, es fülle eine Lücke aus. Im Hinblick auf das vorliegende darf ich nur feststellen, daß meines Wissens ein ähnliches noch nicht existiert und daß es durch seine Eigenart, die 42 Bände der Briefe, die 13 der Tagebücher, die 10 der Gespräche in den Vordergrund zu stellen und diese Goetheschen Quellen in umfassender Weise zu benutzen, auch Kennern des Gegenstandes und der Zeit manches Übersehene zu bieten geeignet ist.

1. Christiane.

I.

1788—1797.

Am 12. Juli 1788 lernte Goethe im Park von Weimar Christiane Vulpius kennen und nahm sie kurze Zeit darauf in sein Haus, um sie bis zu ihrem Tode, der am 6. Juni 1816 erfolgte, nicht wieder zu verlassen.

Mein längst verstorbener Geschichtslehrer, dem ich manche Kenntnisse und meine Methode verdanke, ein großer Forscher und bedeutender Gelehrter, aber weder geistreicher Darsteller, noch tiefsinniger Geschichtsphilosoph, pflegte in seinen Vorträgen bei der Ankündigung großer Ereignisse zu sagen: „Es mußte so kommen und es kam so". Gewiß keine tiefgründige Weisheit und doch ein Satz, mit dem sich mancher bescheiden muß, der die Notwendigkeit großer Ereignisse erkennt und zu erklären sucht. Man ist versucht, sie auf Goethes Ehe anzuwenden. Es mußte so kommen. Der schöne, kräftige, liebesdurstige und schönheitstrunkene Mann, der als halber Knabe in die Liebesmysterien eingeweiht, als Klein-Pariser die Lebensfreuden genossen, in Straßburg geschmachtet, in Wetzlar geschwärmt, dann in Frankfurt geliebelt und den sinnlich erregenden und halb befriedigenden Rausch des Brautstandes gekostet hatte, hatte mehr als ein Jahrzehnt innerhalb einer Kleinstadt, in einer halb unfreiwilligen Keuschheit verharrt, in der die Reizungen mindestens stärker waren, als die Befriedigung. Es ist ziemlich müßig die Frage zu erörtern, ob das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein ein rein platonisches gewesen oder nicht. Kenner der menschlichen Natur und verständnisvolle Beurteiler Goethes selbst werden sich nur schwer zu der Überzeugung bekehren lassen, daß ein Mann in der Vollkraft des Lebens von 26—38 Jahren als entsagender Begleiter einer anspruchsvollen Frau leben konnte. Sie werden aber andererseits zugeben, daß, selbst wenn die Geliebte aus den hohen Sphären idealischen Schwärmens in die niedrigeren Gebiete menschlichen Gewährens und Mitgenießens herabstieg, ein solch körperliches Zusammenleben mit einer alternden Frau, die

durch die Gebote der Klugheit in einer kleinen Stadt zu größter Vorsicht gezwungen und durch die Rücksicht auf ihre Kinder und ihren Gatten zu einer höchstens halben Hingabe genötigt war, einem kräftigen Manne auf die Dauer nicht genügen konnte. Sicher ist, daß Goethe bei aller Anhänglichkeit an die alternde, immer schwieriger werdende Geliebte, die durch sie hervorgerufene Entfremdung als eine Befreiung begrüßte. Von ihrem geistigen Einfluß hatte er sich in Italien nicht emanzipieren wollen, aber in seinen Ansprüchen auf Frauenschönheit und Lebensgenuß war er in Italien ein anderer geworden. Gewiß war es ein Zufall, daß in dieser Stimmung und in diesem Verlangen gerade Christiane ihm entgegenkam; aber wäre sie es auch nicht gewesen, ein ferneres Zusammenleben mit Charlotte, in der Art wie in der voritalienischen Zeit, war unmöglich.

Philister und Pedanten, tugendhafte und ätherische Frauen haben wohl, nachdem sie sich über Goethes niedrigen Verkehr mit der robusten Christiane baß entrüstet, die Frage erörtert, welche Frau für diesen apollinischen Menschen gepaßt hätte. Als wenn bei dieser nachträglichen Etablierung eines Heiratsbureaus etwas herauskäme.

Christiane Sophie Vulpius war am 1. Juni 1765 in Weimar geboren. Ihr Taufschein ist erst neuerdings gedruckt und lautet so:

„354. H. Johann Friedrich Vulpius, F. Sächß. Amts Copisten alhier, und Fraue Christinen Margarethen gebohr. Riehlin, Töchterlein, ist gebohren Sonnabends den 1. Jun. a. c, Abends halb 9 Uhr, und Montags darauf als den 3. dito. nachmittags 3/4 auf 1 Uhr, von dem Herrn Hof. Diac. Gottschalg getauft worden. Empfing in der heiligen Taufe die Namen Johanna Christina Sophia

Die Taufpathen waren

1.) Jungfer Friderica Sophia Wirsingen,
Herrn August Heinrich Wirsings, Hochfürst. Sächß. Rent Secretarii alhier,
eheleib. älteste Jungfer Tochter.

2.) Herr Anthon Justus Friedrich
Schmidt, F. Sächß. Hofadvocat alhier
3.) Frau Christina Sophia Riehlin, verehelichte Kesselringin, Herrn Carl Heinrich Keßelrings, F. Sächß. Amts Actuarii alhier Eheliebste."

Auf Grund dieses Taufscheines sind alle anderen Angaben, die den 6. Juni 1764 oder den 6. August zum Geburtstag machen wollen, falsch. Vielleicht befand sich Christiane selbst im Irrtum, sicher ist es, daß Goethe wahrscheinlich auf Grund ihrer Mitteilungen stets den 6. August als ihren Geburtstag erklärt und häufig gefeiert hat.

Ihr Vater war Weimarischer Amtskopist, nicht Archivar, wie meist angegeben wird, also ein durchaus subalterner Beamter. Er war, nachdem er in den letzten Jahren der Trunksucht verfallen war, 1786 gestorben und hatte die Familie in den dürftigsten Verhältnissen zurückgelassen. Ihr Bruder, Christian August, der sich später durch seinen Rinaldo Rinaldini und Werke ähnlicher Gattung einen Namen gemacht hat, war ein fleißiger und gelehrter Sammler, ein tüchtiger Beamter, ein erfolgreicher Bearbeiter von Theaterstücken und Opern. Damals, 1788, war er, da er eine Sekretärstelle in Nürnberg verloren hatte, beschäftigungslos und sah mit Sorgen der Zukunft entgegen. Er war es, der die Schwester veranlaßte, eine Bittschrift Goethe im Park von Weimar zu überreichen. Sie lebte damals im Hause ihrer Tante Juliane und war, ebenso wie ihre Schwester Ernestine, in der Bertuchschen Blumenfabrik beschäftigt. Ob sie dort früher schon einmal von Goethe erblickt, ob sie von dem Bruder mit unlauteren Absichten ausgeschickt wurde, sind müßige Fragen, deren Erörterung nichts fruchtet.

Als Goethe das hübsche Mädchen sah, dachte er zunächst nur an vergnügliche Stunden. Aber Christiane, die sich zwar nicht frei von Sinnlichkeit, aber doch auch aus Respekt vor dem hochgestellten Manne dem schönen Fremden ergab, hatte es ihm angetan.

Die Verklärung der ersten Begegnung, die Umwandlung des sinnlichen Verlangens zur trauten Gewohnheit wird in dem Gedicht „Gefunden" dargestellt. Der Dichter findet beim Lustwandeln ein Blümchen, das er brechen will. Auf die traurige Frage der Pflanze, ob sie zum Welken gebrochen werden solle, gräbt er sie aus und pflanzt sie in seinen Garten. „Nun zweigt es immer und blüht so fort".

Nach der Seligkeit des Findens das Glück des Besitzes. Vielleicht das erste Erotikon, das er dem Mitwisser seiner heimlichen Freuden, dem in diesem Punkte wohlerfahrenen Herzog Karl August übersandte, ist das folgende in die Gedichte unter dem Titel „Süße Sorgen" aufgenommene:

> Weichet, Sorgen, von mir! Doch ach, den sterblichen Menschen
> Lässet die Sorge nicht los, bis ihn das Leben verläßt.
> Soll es einmal denn sein, so kommt Ihr Sorgen der Liebe
> Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz.

Während diese Verse wenig verändert in die 1790 erschienene Sammlung der Gedichte aufgenommen wurden, blieben von ihr, wie es heißt, auf den Wunsch der Caroline Herder zwei andere Gedichte „Genuß" und „Der Besuch" ausgeschlossen. Sie sind in demselben Versmaße gedichtet, das in den Erotika italienischen Ursprungs angewendet wird, in freien Versen, und ahmen in glücklichster Weise den Volkston nach, der Goethe am besten gelang, wenn seine Empfindung am innigsten und tiefsten war.

In den „Morgenklagen" beschreibt der Dichter, wie er vergeblich auf den fest versprochenen Besuch des „losen, leidig-lieben" Mädchens gewartet habe. In einer schlaflosen Nacht zählt er die Stunden, in der Hoffnung, daß die Geliebte nicht bis zum Morgen säumen wird. Jedes Geräusch macht ihn fiebern, die aufgehende Sonne und der lebhafte Rumor des Werktags belehren ihn zu seinem Schrecken, daß seine Hoffnung getäuscht wird. Er eilt in den Garten, in der Sehnsucht, der Geliebten dort zu begegnen.

> „Und nun bist du weder in der Laube,
> Noch im hohen Lindengang zu finden".



Goethe

Ölgemälde von Angelika Kauffmann. Rom 1787

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Auch ein Gang zu ihr bringt, wie „Der Besuch" poetisch beschreibt, nicht die erwarteten Freuden, entrollt aber ein liebliches Bild der Angebeteten: der Dichter eilt zu ihr und findet sie eingeschlafen. Er setzt sich an ihre Seite und erfreut sich an ihrer Ruhe und ihrer Unschuld. An der Schlafenden erkennt er doppelt die Anmut und Lieblichkeit, die ihn an der Wachenden entzückt.

„Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe.
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken."

Er legt kleine Geschenke auf ihr Tischchen und schleicht sich fort. Er freut sich im voraus ihrer Freude über diese sinnige Art des Schenkens und sieht mit Sehnsucht der Nacht entgegen, in der sie ihm doppelt dieses zarte Opfer seiner Liebe vergelten werde.

Die schönste poetische Verklärung Christianens aber sind die römischen Elegien. Ihre erste Andeutung liegt in den an Karl August gerichteten Worten vom 6. April 1789:

„Ich fürchte, das leidige Übel hat Sie noch nicht verlassen. Ich werde ihm ehestens in Hexametern und Pentametern aufs schmählichste begegnen, das hilft aber nicht zur Kur".

Die römischen Elegien sind, wenn sie auch schon durch ihren Titel römischen Ursprung vermuten lassen, wenn sie auch in ihrem ersten Druck die Aufschrift „Rom 1788" tragen, wenn sie auch durch die Hinweise auf das alte und neue Rom, durch ihre Vorführung römischer Lokalitäten und ihre Erwähnung italienischer Namen die Meinung hervorrufen, sie seien in Italien entstanden, durchaus deutschen Ursprungs. Man kann als gewiß hinstellen, daß sie dem Liebesleben Christianens ihre Entstehung verdanken und daß alles Zusammentragen italienischer Anspielungen nur dazu dienen sollte, die Entstehung der Gedichte und ihre Adressatin zu verhüllen. Ein ganz bestimmter Hinweis in einem Briefe an den Herzog vom

3. April 1790 zeigt, daß damals die Elegien abgeschlossen waren oder werden sollten.

Daher war es eine Verschwendung von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wenn römische Forscher in Einwohnerregistern und Wirtstabellen dem Besitzer der Vigne nachgespürt haben, in der der nordische Dichter seine Gelage feierte und seine Liebe befriedigte. Und es fördert herzlich wenig, wenn sie wirklich ein Mädchen ausfindig gemacht haben, auf das die Andeutungen passen, die in den römischen Elegien von der Faustina gegeben werden. Zwar ist es höchst wahrscheinlich, daß eine schöne Römerin, vielleicht sogar mehrere, sich der Gunst des zur Sinnlichkeit Erwachten und in antiker Daseinsfreude Schwelgenden erfreut haben; auch ist es möglich, daß die Erinnerung an diese Freuden bei der poetischen Verklärung einer den ganzen Menschen ergreifenden und erfüllenden Liebesleidenschaft mitgewirkt haben, — aber die Heldin der Elegien ist Christiane und nur sie allein. Wenn Goethe die Elegien „römische" nannte, wenn er für Christina, wie die Geliebte ursprünglich hieß, Faustina einsetzte, also mit einem an den der Geliebten anklingenden Namen, so geschah dies, weil er dieses freie, den Gewohnheiten der ehrsamen Kleinstadt zuwiderlaufende Liebesleben als Fortsetzung der römischen Ungebundenheit betrachtete, das süße Geheimnis der Welt, namentlich der ihn umgebenden kleinen Welt, nicht preisgeben und beim ersten Druck der Gedichte seinen klatschsüchtigen Stadtgenossen nicht neuen Stoff zur Schmähung geben wollte. Christiane ist es, die hier geschildert wird.

Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

Sie ist es, die ihr Vergehen selbst entschuldigt, sie habe, nachdem sie sich allen Männern bisher versagt, von wahrer Liebe ergriffen, sich ihm ergeben. Sie ist es, die auf ihre freudlose Jugend selbst hinweist:

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt, ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

Sie ist es, auf deren ungeteilten sicheren Besitz sich der Liebende freut.

Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück, sie teilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.

Und so deutlich, daß eben nur der Unverständige und Blinde es nicht hat sehen oder erkennen wollen, wird das trauliche Geheimnis offenbart durch die Verse:

Keiner Freundin darf ichs vertraun: sie möchte mich schelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.
Dir Hexameter, Dir Pentameter, sei es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre Luna, sie kommt! Damit sie der Nachbar nicht sehe;
Rausche, Lüftchen im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr wachset und blüht, geliebte Lieder und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,

Und entdeckt den Quiriten wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimnis zuletzt.

Die Geliebte dient nicht allein zur Befriedigung der Sinnenlust, sie wird vielmehr auch zur Gefährtin des Dichters erzogen:

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Überfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefste die Brust.
Amor schüret die Lampe indes und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn getan.

Und daß endlich hier nicht ein bloßer flüchtiger Rausch den Dichter verführte, sondern daß ein Lebensbündnis geknüpft ward, dem der alten Götter gleich, aber ebenso fest und bindend wie jenes wird in folgenden Versen verkündet:

Laß dich Geliebte nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amors: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen
Als im idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
O so hätt' ihn geschwind neidend Aurora geweckt.
Hero erblickte Leander am lauten Fest und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen hinab und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars, die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.



Christiane

Bleistiftzeichnung Goethes

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Frech und verwegen mochten die feinen Damen diese Erotika nennen, schaudernd wandten sich auch die männlichen Sittlichkeitswächter von ihnen ab, — die wirklichen Freunde echter Poesie und die Gesunden, denen die Verherrlichung eines gewaltigen Naturtriebs nicht als schandbar gilt, werden dem beistimmen, was Schiller sagt, der einem Fürsten gegenüber sie verteidigte, als Poesien, in denen „zwar die konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz verletzt sei" und an Goethe schrieb: „Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein echt körnigter Dichtergeist, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten, poetischen Genius".

Weniger offen als in den Gedichten sprach sich Goethe in seinen Briefen über die Verbindung mit Christiane aus. Eine leise Andeutung machte er dem getreuen Fritz von Stein, der als Sohn Charlottens und als jüngerer Mann (er war damals 16 Jahre alt) wohl am ungeeignetsten zum Depositär solcher Bekenntnisse war: „Was meine Tugend betrifft, so kann ich mich nur italienisch ausdrücken: ‚Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala'."

Am 25. Dezember 1789 wurde ein Sohn, August, geboren. Nach der Geburt Augusts reiste Goethe wiederum nach Italien, der Herzogin-Mutter entgegen. Die Abschiedsstimmung, die ihm die Entfernung von seinen Lieben erregte, war eine äußerst trübe. Gewiß schrieb er häufig von der Reise an die Weimarer Geliebte, doch ist keiner dieser Briefe erhalten. Es wird allgemein angenommen, daß entweder Goethe selbst oder, was wahrscheinlicher ist, seine Enkel diese glühenden Zeugnisse stärkster Sinnlichkeit vernichtet haben. Von der Reise selbst äußerte Goethe nur dem Herzog gegenüber seine Stimmung und Sehnsucht (3. April 1790). „Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelaßnen Erotio und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln, die ich Ihnen beide wie alles das Meinige bestens empfehle".

Der venetianische Aufenthalt aber rief ein neues poetisches Zeugnis der Liebe für Christiane hervor: Die venetianischen Epigramme. Sie werden zuerst am 3. April 1790 erwähnt, waren Anfang 1791

abgeschlossen, blieben aber längere Zeit auf den Rat Herders, trotz der Lust Goethes, sie zu veröffentlichen, ungedruckt und wurden nur manchen Freunden handschriftlich mitgeteilt und erst im Musenalmanach 1796 zum Druck befördert.

Schon durch ihr Motto:

Wie man Geld und Zeit vertan
Zeigt das Büchlein lustig an.

beweisen die Epigramme, daß die Sammlung einen gänzlich veränderten Charakter gegenüber den römischen Elegien hat. Gegenüber der etwas schwülen Atmosphäre jener Dichtungen herrscht hier der Scherz vor; statt des Liebenden, der sich nach dem ersten Genuß in völligem Taumel befand, steht hier der Beglückte, der sich in behaglicher Erinnerung ein wenig Ruhe gönnt; mit Scherz vereint sich die Satire. Diese richtet sich gegen Pfaffen, gegen Lavater, gegen die Schwärmer überhaupt, gegen die deutsche Sprache, gegen Revolutionsbewegung und -Stimmung, gegen die Widersacher der Farbentheorie, gegen Italien, das aufgehört hatte ihn zu reizen, aufzuregen, mit ungeahnten Schätzen zu überraschen und das ihm nun statt der wahren Befriedigung nur Übersättigung bot. Wie der Heimat überhaupt, so denkt das Büchlein auch mit Liebe und Verehrung des Fürsten, dessen Fürsorge für den Dichter, „der sich schlecht auf den Erwerb verstand", in schönen Versen gerühmt wird.

Aber der eigentliche Inhalt des Büchleins ist doch die Liebe.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knien, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

Und nachdem er dann halb scherzhaft die etwas lästige Reise nach Italien geschildert, schließt er mit den Versen:

Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooß.

Ganz ausdrücklich wird dann ihre Schilderung unternommen:

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen, es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Das Glück, das er im tiefsten Innern empfand, wird in unvergänglichen Versen verkündet und die ewige Dauer der Seligkeit von den Göttern mit den Worten erfleht:

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wiedergefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'.

Und selten ist reiner die Empfindung der höchsten Seligkeit auf Erden gepriesen worden, als mit den schönen Worten:

Sage, wie lebst du? Ich lebe! Und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut.

Kaum war Goethe einen Monat zu Hause, so mußte er wieder fort (26. Juni), um den Herzog in Schlesien aufzusuchen und dort mit ihm zusammen zu verweilen.

Diese Reise nach Schlesien ist in Goethes Leben keine sonderlich wichtige Episode. Nach der Meinung einzelner soll sie aber in seinem Liebesleben etwas bedeuten; man hat nichts weniger versucht, als einen Treubruch zu konstatieren.

Die Sache, um die es sich handelt, ist folgende: In einem Briefe eines Herrn von Schuckmann, eines höheren preußischen Beamten, der so tüchtig war, daß er nach Weimar gezogen werden sollte und es später bis zum preußischen Minister brachte, findet sich folgende Notiz: „Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen von der Du die Zeichnung bei mir gesehen hast Auch da hat ihn sein Auge nicht betrogen!"

Das Mädchen, um das es sich in diesem vertraulichen Briefe handelt, ist Henriette von Lüttwitz, damals 23 Jahre, ein junges Mädchen, das einige Jahre später die zweite Gattin des Brief-

schreibers wurde. Diese belanglose Äußerung eines Zeitgenossen — belanglos, denn warum soll Goethe, wenn auch durch ernste Bande gefesselt, nicht Gefallen an einem hübschen jungen Mädchen gefunden haben? — scheint eine Bestätigung zu finden und damit zu einer belangreichen Äußerung erhoben zu werden durch die Mitteilung eines Herrn von Lüttwitz, des jüngeren Bruders der genannten Dame, der 1790 ein Knabe war. Danach soll Goethe jene Henriette zur Gattin begehrt haben, welche zwar den Dichter von Werthers Leiden nicht verschmähte, aber doch seine Wünsche nicht erfüllen durfte. Und daß wirklich dem Dichter ein Körbchen erteilt worden sei, wenn auch ein noch so zierliches, wird von dem Biographen der mehrfach angeführten Frau 1897 als Faktum hingestellt. Als Zeugnisse für diese Behauptung gelten allerdings weder bestimmte Äußerungen Henriettens, noch des Abgewiesenen, sondern Reminiszenzen alter Tanten, die sich in vergilbten Blättern finden sollen, — freilich sind die Originale dieser Blätter bisher nicht präsentiert worden.

Solche Behauptungen sind nun aber als völlig unbegründet abzuweisen. Sie lassen sich widerlegen durch Dichtungen, die jener Zeit entstammen, sie stellen sich als unmöglich heraus bei einsichtiger Betrachtung der Empfindungen und Lebensauffassung unseres Dichters.

Unter den Poesien jener Zeit befindet sich eins mit der Überschrift „Feldlager in Schlesien". Der Dichter spielt darauf an, daß der erwartete Krieg nicht eingetreten sei und schließt mit den Versen:

Aber es zeigt sich kein Feind und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg.

Diese Stelle kann sich nur auf Christiane beziehen: sie soll an die Liebesspiele erinnern, die den Dichter in Weimar glücklich machten, in deren Andenken er sich in Schlesien wehmütig fühlte.

Aber auch die anderen Gedichte beweisen nichts anderes. Das eine lautet:

„Ach, wir sind zur Qual geboren!“
Sagt Ihr unter Tränen wert,
„Erst in dem, das wir verloren,
Dann in dem, das wir begehrt.“

Du bist nicht zur Qual geboren!
Habe, was dein Herz begehrt!
Jenen Menschen, die verloren,
Ist das zweite doppelt wert.

Es ist nicht ganz leicht zu erklären. Wahrscheinlich richtet sich die erste Strophe gegen die weltabgewandten christlichen Denker, die auf die Freuden dieser Welt verzichten, den Sündenfall betrauern und jedes irdische Verlangen für sündlich halten. Die zweite Strophe dagegen, im Namen des Dichters gesprochen, erklärt seine realistische Auffassung, seine Freude am Besitz und Genuß.

Noch deutlicher sinnlich erotisch ist ein zweites Gedicht, im Charakter der römischen Elegien, das Goethe später in veränderter Form den venetianischen Epigrammen einreihte und dessen Bezug auf Christiane er schon durch diese Einordnung klar machte. Die Verse lauten:

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags schauen, den freundlichen Stern,
Ungeduldig den Blick der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft hast Du mich mächtig geweckt.
Nun erscheint ihr mir Boten des Morgens, ihr himmlischen Augen
Meines Mädchens, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

Sie stellen den Wanderer, der ungeduldig den Sonnenaufgang erwartet, dem Liebenden gegenüber, der, weil er seine Geliebte nur nachts besitzt, den Tagesanbruch recht weit hinausschieben möchte und die aufgehende Sonne eher verwünscht als froh begrüßt. Es ist also durchaus die Stimmung der römischen Elegien und man wird sagen können, die Verse können unmöglich an eine junge

Dame der feinen schlesischen Gesellschaft, sondern sie müssen an Christiane gerichtet sein.

Jedoch nicht nur diese Zeugnisse sprechen dagegen, daß der Dichter damals durch ein anderes Mädchen gefesselt worden sei, ja daß er daran gedacht haben soll, aus dieser flüchtigen Bekanntschaft ein dauerndes Bündnis zu machen. Entscheidender ist Folgendes:

Goethe, der ehescheue, der, so oft er auch in Liebesbanden verstrickt war, einem Ehebündnis mit einer gesellschaftlich Gleichstehenden aus dem Wege ging, sollte plötzlich bei dem Anblick eines jungen, weder durch Schönheit, noch, wie es scheint, durch Geist auffallenden Mädchens, das er höchstens ein paarmal sah, seinen Grundsätzen völlig untreu geworden sein? Wenn man sodann annimmt, daß Goethe abgewiesen wurde, hauptsächlich wohl wegen der schon damals bestehenden Geneigtheit Henriettens, Schuckmanns zweite Gattin zu werden, ist es bei einer solchen Sachlage für einen Mann von Gefühl und Leidenschaft auch nur denkbar, daß er sich bemüht haben soll, den ihm vorgezogenen Nebenbuhler nebst dessen Frau an den Ort zu ziehen, wo er selbst wohnt? Gewiß schätzte unser Dichter von Schuckmann als Menschen und Beamten gleich sehr und bestärkte den Herzog in der Würdigung dieses verdienstvollen Mannes. Aber bei der Gesinnung des Fürsten gegen seinen Freund, der doch wohl um des letzteren Ehegedanken und etwaige Brautbewerbung hätte wissen müssen, ist es völlig unglaublich, daß der Herrscher hätte daran denken können, gerade den Mann mit seiner jungen Frau zur Übersiedlung nach Weimar zu veranlassen, der Goethe seine Niederlage beständig vor Augen führen mußte.

Und dann: der Dichter schwelgte nach den bekannten Zeugnissen auch während seines schlesischen Aufenthalts in der Erinnerung an die Freuden, die ihm sein Mädchen gewährte. Er drückte diese Freude in liebeglühenden Versen aus, die wir kennen und in zahlreichen Briefen, von denen wir freilich nur wissen, daß sie geschrieben wurden.

Und endlich: Goethe hat vom ersten Augenblick, da er sich mit Christiane verband, noch ehe er sie in sein Haus aufnahm, die

Vereinigung mit ihr als eine Ehe betrachtet. Er erkannte sein und Christianes Sohn als sein rechtmäßiges Kind an. Er konnte nicht so gewissenlos sein, dieses Mädchen eines anderen wegen zu verjagen und das Kind von sich zu entfernen. Alles zusammengenommen: es ist nicht wahr und kann nicht wahr sein, daß Goethe in Breslau jene Henriette von Lüttwitz wirklich geliebt und noch weniger, daß er sie zu seiner Frau begehrt hatte.

1796 antwortete er einem naiven Mädchen, in dessen Gegenwart er einem Bekannten zuredete, sich ein Weib zu nehmen, auf dessen Frage: „Warum heiraten Sie denn nicht selbst" ganz ernst: „Ich bin verheiratet, aber nicht mit Zeremonie".

Dem Zurückgekehrten war keine lange Muße gegönnt. Aber die kurze Zeit des Verweilens in der Heimat seiner Wahl konnte ihn belehren, wie wenig der Schritt gebilligt wurde, den er getan. Nicht etwa, daß er seine Stelle einbüßte, oder das Vertrauen seines fürstlichen Freundes verlor. Auch nicht, daß er gemieden wurde wie ein Pestkranker. Aber an den ausdrucksvollen Mienen der einen und an dem beredten Schweigen der anderen konnte er merken, was man ihm zwar nicht ins Gesicht sagte, aber hinter seinem Rücken stichelte. Offen wagte wohl keiner gegen ihn aufzutreten. Denn daß wirklich, wie eine Zeitgenossin erzählt, die regierende Herzogin ihm sagen ließ, sie wolle es nicht dulden, daß sein Kind vor ihrem Palaste vorübergefahren werde, oder daß sie gezwungen sei, auf ihren Spaziergängen den Bastard zu sehen, ist bei dem zurückhaltenden Wesen dieser vornehmen Frau ebenso unglaublich, wie bei der Stellung, die Goethe schließlich selbst den Höchststehenden gegenüber einnahm; zudem versichert ihre wohlunterrichtete Biographin ausdrücklich, daß ihre Achtung und Freundschaft für den Dichter trotz seiner wilden Ehe unerschüttert blieb.

So blieb es also bei bösem Gerede. Eine offene Empörung hätte vielleicht zu einer reinlichen Scheidung geführt; gegen das Geklatsche war der Betroffene machtlos, aber er und Christiane litten darunter.

Der einzige Weimaraner, dem Goethe damals wirklich nahestand,

war Herder. Bertuch und so mancher andere waren nur gute Kameraden; die innige Verbrüderung mit Wieland hatte sich in freundliche Berührung verwandelt, der der Charakter der Intimität fehlte. Der Dichter schlüpfriger, mindestens recht freier Erzählungen, der Mann, der in seinen früheren Jahren die freie Liebe wohl auch betätigt, nicht bloß gepredigt hatte, war ein emsiger Arbeiter, ein Philister geworden, der sich am liebsten in die Kreise der kleinen Stadt einspann und sich am wohlsten in seinem eigenen kinderreichen Heime fühlte, in dem er, ohne schon dem Greisenalter anzugehören, wie ein bejahrter Patriarch waltete. Knebel lebte nicht dauernd in Weimar und war in der Beurteilung eines solchen Verhältnisses, wie in vielen anderen Dingen, unberechenbar. Der Herzog, der zu allen Zeiten, selbst als er schon über das ungestüme Jünglingsalter heraus war, sich Nebenfrauen hielt und seine Liaisons offen zur Schau trug, der Fürst, dem Goethe von Italien aus seine Liebesfreuden recht unverhüllt erzählt, und dem er von dem allgemeinen unsittlichen Treiben Italiens mehr als einmal berichtet hatte, mochte diese wilde Ehe seines ersten Staatsdieners, von der er sofort Kunde erhielt, dulden, als Freund, als Mitwanderer auf demselben Wege lächelnd begrüßen. Wenn er auch als Landesherr nicht geradezu fördernd oder schützend eingreifen durfte, und namentlich während des Freundes Abwesenheit weder selbst noch durch seine Dienerschaft sich der Verlassenen annehmen durfte, er tat schon genug, wenn er als Pate des ersten Kindes auftrat, das ja seinen Namen August erhielt.

So blieb Herder allein übrig. Man könnte freilich meinen, er sei vermöge seiner Stellung der am wenigsten geeignete gewesen. Als Theologe, für den die Ehe ein Sakrament war, mußte er deren offenkundige Verletzung, dieses freie Zusammenleben von Mann und Weib verdammen, als Prediger und als hervorragender geistlicher Beamter des Landes durfte er, wie man annehmen sollte, ein solches Verhältnis nicht unterstützen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, schweren Anstoß zu geben und durch diesen Gegensatz zwischen Reden und Tun die Gläubigen an der Ehrlichkeit

seiner Überzeugung irre zu machen. Und doch war die Aufklärung in Weimar so verbreitet, und Herders Stellung im Lande befestigt genug, um ihm zu gestatten, das Verhältnis, wenn auch nicht zu sanktionieren, so doch stillschweigend zu dulden, ja geradezu der Verlassenen sich anzunehmen.

Schon in Rom bekam Herder durch Goethe einzelne Andeutungen (10. Oktober 1788): „Ich bleibe immer der wunderliche Heilige Gottes, der wunderlich geführt wird." Nach seiner Rückkehr erhielt er den Bericht (2. August 1789), von den Erotika, die gearbeitet wurden, und wußte gewiß, wem sie galten. Ihm wurde durch den nach Venedig Abreisenden gemeldet (März 1790), daß Goethe „von einem anderen Abschied ganz mürbe war", ja er empfing geradezu die Aufforderung, aus der man schließen muß, daß bisher irgendwelcher Verkehr der Herderschen Familie mit Christiane nicht stattgefunden hatte (12. März.) „Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt, so fiel mir erst ein, daß nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz verlassen sind, wenn ihnen irgend etwas zustieße, worin sie sich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!"

Auch von Italien aus wurde an Herder ein Auftrag geschickt, der die wirkliche Leidenschaft für Christiane bekundet, nicht bloß die Stärke des sinnlichen Verhältnisses, und der ganz besonders wichtig deswegen ist, weil er die treue Teilnahme Herders für die Verlassene, vielleicht auch eine bestimmte Tätigkeit für sie, beweist. (Mantua, 28. Mai 1790.) „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelaßnen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt."

Herder blieb auch in den nächsten Jahren der Vertraute, der einzige, dessen Eingeweihtsein in das stille Glück aus den spärlichen Überresten der Dokumente der schlesischen Reise klar hervortritt. Der allgemeinen Klage (Breslau, 21. August 1790) „ich sehne mich nach Haus; ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen" schließt

sich das spezielle, fast philisterhafte Bekenntnis an, das bei aller wohltuenden Erwähnung der häuslichen Behaglichkeit in dem Munde eines Goethe fast zu spießbürgerlich klingt (11. September), „es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zur Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab ich vorerst nichts weiter zu wünschen."

Herders Gattin Karoline, geb. Flachsland, gewiß geistig eine der hervorragendsten Frauen ihrer Zeit, hatte ihrem Gatten gegenüber, als dieser in Italien war, Andeutungen über das Neue gemacht, das sich in Weimar ereignet. Aber sie war keine Klatschnatur und keine der Frauen, die irgendwelche Ansprüche an Goethe zu machen hatten. Vielleicht kam bei ihr, die freilich auch jähzornig werden konnte, doch das verständige Räsonnement zur Geltung, daß sie Goethe's, des einflußreichen Beamten, Fürsprache für sich und ihre Kinder brauchen konnte, wenn sie auch keineswegs so niedrig gesinnt war, ihre moralischen Forderungen ihrem Nutzen unterzuordnen oder aufzuopfern. Aber sie gehörte zu den Frauen, die freier dachten als die meisten; waren doch die Seelenfreundschaften ihrer Darmstädter Jugend durchaus nicht nur platonisch gewesen. Mochte sie daher vielleicht auch im stillen murren, zu einem lauten Worte schwang sie sich nicht auf.

Ganz anders stand der Fall mit Charlotte von Stein. Sie fühlte sich in ihrem Besitze gekränkt und in ihren Rechten verletzt. Sie war lange Zeit Goethe's Muse gewesen, seine im großen und ganzen verständnisvolle Genossin. Sie durfte mit Recht von den Werken des ersten Weimarer Jahrzehnts sagen, daß sie ihr gehörten. Goethe's Flucht nach Italien war, wie man jetzt im Gegensatz zu der früheren irrigen Meinung wohl weiß, durchaus nicht eine Flucht vor ihr gewesen. Mit rührendem Eifer hatte der Flüchtling getrachtet, sie, die Beleidigte und Gekränkte, zu versöhnen; ihr waren innige Gedichte, ihr herrliche Prosabriefe gewidmet

worden. Für sie sah er, für sie fast allein schien er zu genießen.

Und nun war sie enttäuscht, als er zurückkam. Mit weiblichem Instinkt erkannte sie, daß sie den Heimgekehrten verloren hatte. Sie hatte ihn verloren, weil er ein anderer geworden war: sinnenfreudig, nach Genuß begehrend, voll Verlangen sich selbst auszuleben, und weil er erkannte, nicht daß sie eine andere geworden, sondern daß sie eben nur dieselbe geblieben war, die nun mit anderen Augen von ihm gesehen wurde: verblüht, alt, kränklich. Nun erschien sie wie ein entblätterter Baum, bar aller der Vorzüge, die er ihr angedichtet, die er an ihr zu erblicken gewähnt hatte, eine konventionelle Hofdame, mit ihrer starken Herbheit, ihren großen Ansprüchen, gewillt weiter zu herrschen, nicht aber beherrscht zu werden.

Zwischen beiden hätte es zum Bruch kommen müssen, auch wenn Christiane nicht dazwischen getreten wäre. Es war ein schwerer Irrtum des Heimkehrenden, wenn er meinte, die Geistesfreundin neben der Geliebten behalten zu können. Die Hingabe an Christiane beschleunigte nur den Bruch, rief ihn aber nicht hervor.

Nun aber war es Charlotte, die, empört über diese ihrer Meinung nach unwürdige Nebenbuhlerin, tief verletzt über den Abfall dessen, der ihr alles gewesen war, von seinen Idealen, über sein Hinabgleiten aus seiner stolzen Höhe, schlimme Worte äußerte und schnöde Anklagen formulierte.

Freilich ihr Absagebrief an Goethe ist uns nicht bekannt; ihre Gesinnung, ja deren harter und verletzender Ausdruck, wird aus den Antworten Goethe's vom Februar und 1. Juni 1789 klar, die folgendermaßen lauten: „Wenn Du es hören magst; so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch *sie* weiß ich zurecht zu legen und wenn du manches an mir dulden mußt; so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet,

als daß man sich immer einander anähnlichen will und wenn das nicht reussiert, einander aus dem Wege geht.

„. . . . Und das alles eh von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre.

Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte.

Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

Aber das gestehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mitteilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest?"

Infolge dieser Abfertigung kam Charlotte dem ehemaligen Vertrauten gegenüber auf diese Angelegenheit nicht mehr zurück. Ein völliger Bruch erfolgte. Die in ihrem Innersten gekränkte Frau äußerte ihren Zorn den Vertrauten gegenüber in unverkennbarer Weise. Zunächst ihrer Freundin Charlotte von Schiller gegenüber, die schon als Mädchen zu den besonderen Lieblingen Charlottes gehört hatte.

Schon am 29. März 1789 hatte sie der Freundin Charlotte von Lengefeld berichtet: „Ich war den Winter immer nicht wohl und

da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freund liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie sehen werde, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, das ich nicht schreiben mag." Am Ende April war Charlotte einige Tage mit der jugendlichen Freundin zusammen; im mündlichen Gespräche wird die Angelegenheit beredet worden sein. In den folgenden Jahren herrscht nun über die Angelegenheit, die Charlotte so gänzlich beschäftigte, völliges Schweigen; nur kleine Anspielungen kommen vor, wie etwa die (7. Dezember 1791): „Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte." In den nächsten Jahren begnügt sich Charlotte mit kleinen Sticheleien gegen Goethe; etwas höhnisch spricht sie von den „bewußten Elegien", ohne die Heldin und Adressatin dieser Dichtungen, Christiane, auch nur anzudeuten und bedenkt eine seiner Erzählungen aus den „Unterhaltungen der Ausgewanderten" mit einer hämischen Bemerkung (1794).

In den späteren Jahren kam sie mehrfach auf seine Werke zu sprechen, gedachte der Wiederannäherung des ehemaligen Freundes und erwähnt mehrfach der Besuche des kleines Augusts, wobei die Mutter nur ganz gelegentlich genannt wird, ohne daß sich übermäßig charakteristische Bemerkungen daran knüpfen. Die eigentlichen Nachrichten über sie beginnen erst 1796. Zunächst sind es ziemlich unschuldige Späße, z. B. 26. September 1796: „Ehe ich von Weimar abreiste, erzählte mir August, seine Mutter würde im Monat Oktober auf vier Wochen nach Jena gehen, um daselbst reiten zu lernen; da kann ja Madame Paulus mit ihr reiten." Schon entschiedener wird sie, wenn sie am 19. November 1796 schreibt: „Ich glaube beinahe, mein Sohn Karl heiratet garnicht und nimmt sich zuletzt ein Mamsellchen wie Goethe, denn er findet das so artig an ihm und mir sind diese Verhältnisse zum Ekel", und wenn sie diesen Worten hinzufügt: „Vielleicht macht die Berlitz jetzt, da sie lustig, munter, dick und fett ist, mehr Eindruck auf

Goethe als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus." Ähnlicher Art ist es, wenn sie das Lob der Elegie „Hermann und Dorothea", die sie recht poetisch und schön nennt, durch den Satz beschränkt (7. Februar 1797): „Nur schade, daß bei der Gattin, die am reinlichen Herd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illusion verdirbt". Ihrem Berichte, Goethe sei einer vierfachen Hochzeit ausgewichen, fügt sie die boshafte Bemerkung hinzu (24. Mai 1798), „er habe sich gefürchtet, ein Kränzchen zu bekommen". Und auf die Notiz, Goethe werde wohl in Jena fleißig arbeiten (13. Juni 1798) läßt sie die schmähenden Worte folgen: „denn sein hiesiges häusliches Verhältnis muß ihn ganz abpoetisieren".

Ihre ganze Indignation über die, wie sie meint unwürdige Nebenbuhlerin kommt dann in dem Berichte vom 3. Januar 1797 zum Ausdruck: „Stellen Sie sich vor, daß die Jungfer Vulpius mir eine Torte zum Geburtstag geschickt hat; Goethe (der damals mit dem Herzog in Leipzig war) ist ein ungeschickter Mensch, er wollte, August sollte mich damit anbinden; konnte er nicht ein Zettelchen dazu schreiben, anstatt daß die Magd mit dem stattlichen Kuchen und einem Kompliment von der Mademoiselle Vulpius eben da ich Besuch hatte, mir ins Kabinet trat. Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeschichte, wo ich darüber ausgelacht werde." Noch lebhafter spricht sich ihr Widerwille gegen den ehemaligen Freund und dessen Gefährtin in dem Berichte von Ende Mai 1798 aus: „Ich freue mich, wenn es meinem alten Freunde bei Ihnen wohl ist; ich wußte gar nicht, warum mein kleiner Morgenbesuch seither ausgeblieben war. Die Mutter macht sich in Jena auf dem Land lustig. Neulich war sie mit meiner Mutter ihrer Löwern (Gesellschafterin, Dienerin?) auf einem Ball in Lobeda und bat sich ihren Besuch in Weimar aus, besonders aber bei ihrer Schwester, welche sie recht vor der Verführung der Männer warnt, wie sie sagte. Er mag wohl das arme Wesen recht drücken, dems mit einer gemeinen Natur gewiß wohler gewesen wäre, als mit dem Genie".

Durch Frau von Stein wurde auch die gute Lolોa (Charlotte von Schiller) durchaus gegen Christiane eingenommen. Bei ihr war der Grund der Mißstimmung nicht wie bei jener das Gefühl der Kränkung, denn sie hatte, bevor Goethe jenes Bündnis schloß, als junges Mädchen höchstens verehrungsvoll zu ihm aufgeschaut, aber keinerlei Verbindung mit ihm gehabt. Auch konnte sie, seitdem, nicht ohne ihre echt weibliche Fürsprache und Vermittlung, der Bund des Meisters mit Schiller besiegelt war, sich nur seiner Ritterlichkeit, seiner väterlichen Neigung und seiner wahrhaft wohltuenden Fürsorge rühmen. Aber ihre durchaus kindliche Bewunderung, in die sich keine Spur weiblicher Gefallsucht noch irgend ein persönlicher Anspruch mischte, ihr Enthusiasmus für den „Meister", wie sie den von ihr verehrten Dichter und Forscher fast stets nennt, war tief verletzt durch seine Gefährtin. Sie, die Adlige, die sich in höfischen Kreisen bewegte, legte den größten Wert auf die feine Form; sie, die Gebildete, die schon als junges Mädchen schriftstellerische Ambitionen hatte und durch ihre Vereinigung mit Schiller in eine höhere Sphäre gehoben worden war; sie, die durch die fortdauernde Kränklichkeit viel an das Zimmer gefesselt, durch ihren ernsten Sinn und die vielfachen Pflichten, die Sorgen für den pflegebedürftigen Gatten und die große Kinderschar zu einem tätigen, den Weltfreuden abgewendeten Leben verurteilt war, empfand tiefe Abneigung vor Christiane, die ihr als Plebejerin, als bildungsfeindlich oder mindestens als bildungsfremd erschien. Aber gerade aus dieser ersten Periode von Christianens Verbindung mit dem Meister besitzen wir wenige Äußerungen Charlottens und da sie während der ganzen Zeit bis 1797 in Jena lebte, hatte sie nur wenig Gelegenheit jene zu sehen, ja auch nur von ihr zu hören. Was sie von ihr zu berichten hatte, zum Teil recht herbe Anklagen, gehört einer späteren Zeit an.

Leider wurde diese Stimmung auch durch Schiller geteilt, sei es, daß er von vornherein diesem irregulären Verhältnisse abhold war, sei es, daß er durch seine Gattin oder deren Kreis in seinen Ansichten getrübt wurde. In jener Zeit, in der so manches häß-

liche Wort von Weimar oder Jena aus an den getreuen Körner wanderte, flog diesem auch folgende Charakteristik ins Haus: (1. November 1790) „Übrigens ergeht's Goethe närrisch genug. Er fängt an alt zu werden (dagegen muß man freilich bedenken, daß er damals erst 42 Jahre alt war) und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zuliebe geschehe und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte. Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte, denn man würde nicht ermangeln ihn dafür anzusehen."

Nach dem geschlossenen Freundschaftsbunde werden die Äußerungen nicht häufiger und auch eine richtigere Auffassung des eigenartigen Verhältnisses scheint Schiller nicht erlangt zu haben. Er erwähnt sie äußerst selten und auch Goethe hat ihm gegenüber vielleicht, da er des Freundes Urteil kannte, seiner Gefährtin nicht häufig gedacht. Nur als er im November 1795 einen Familienzuwachs erwartete und sicher auf ein Mädchen hoffte, bezeichnete er das Kind als das Schwiegertöchterchen des Freundes. Und als dies übrigens sehr kurzlebige Kind ein Knabe war, forderte er den Freund scherzhaft auf, für ein Töchterchen zu sorgen, damit die Schwägerschaft zustande käme. Schiller seinerseits erwähnt Christiane außerordentlich selten: einmal gedenkt er der bevorstehenden Niederkunft des „Schätzchens"; ein anderes Mal läßt er sich von ihr die im Goetheschen Hause lagernden Exemplare des Musenalmanachs übersenden und ein drittes Mal (21. Oktober 1800) begründet er den Vorwurf, daß Goethe zu wenig arbeite, mit den Worten: „Sein Gemüt ist nicht ruhig genug, weil seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, vielen Verdruß erregen."

Es gibt nur eine einzige wirklich ausführliche Stelle Schillers über Christiane oder über Goethes Zusammenleben mit ihr, in dem berühmten Briefe an die Gräfin Schimmelmann (November 1800). Mir ist, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, der ganze nicht im Original erhaltene Brief höchst verdächtig. Nicht bloß seines Datums wegen, er macht mir immer mehr den Eindruck, als sei er so nicht von Schiller geschrieben, sondern aus einigen echten Stellen komponiert, aber jedenfalls geben die gleich anzuführenden Worte Schillers Meinung über das ganze Verhältnis und die Wirkungen, die es auf Goethes Schaffenskraft übte, ganz gut wieder. Die Worte lauten: „Es wäre zu wünschen, daß ich Goethe ebenso gut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheschеu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn selbst und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen."

Während nun in Weimar und Jena wacker geklatscht wurde, keiner ein gutes Wort für Christiane hatte und manches böse Gerede auch wohl an Goethes Ohr drang, gab es eine Frau, die das, was er tat, zu erkennen suchte: seine Mutter. Sie hatte ihren „Hätschelhans" so lieb, daß sie ihm alles, selbst das Schwerste verziehen hätte. Sie stand menschlich so hoch, daß sie gerade das Menschlichste recht begriff.

Wann Frau Rat zuerst von der Verbindung ihres Sohnes hörte, steht nicht fest. Man müßte annehmen, daß dieser der Mutter von der Geburt des Enkels berichtet habe, aber Äußerungen ihrerseits sind darüber nicht vorhanden. Die ersten Erwähnungen, die sie macht, finden statt nach den Besuchen, die Wolfgang in Frankfurt 1792 und 93 gemacht hatte und nach der Aussprache, die dort erfolgt war. „Ich werde an Dein Liebchen schreiben", meldete sie

am 14. Juni 1793; wenige Tage später, am 20., erfüllte sie dies Versprechen mit folgendem „guten Briefelein, das ihr vermutlich Freude machen wird", wie sie selbst am 25. Juni meldete. Dieser Brief, der für die Empfängerin wie ein Aufnahmediplom in die Familie auch für die heutigen Leser erquicklich ist, mag hier im Wortlaute folgen. „Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm. Tragen Sie dieselben als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient. Zehn kurze Tage war er nur bei mir und seinen Freunden, wir lebten herrlich und vergnügt und trösten uns auf seine Wiederkunft und hoffen, ihn alsdann etwas länger zu genießen. Sie können nicht glauben, wie lange uns die Zeit wird, bis Mainz wieder in deutschen Händen ist, denn solange die Freiheitsmänner es im Besitz haben, dürfen wir noch nicht jubilieren. Doch Gott lebt noch und es kann alles besser gehen, als viele jetzt glauben, ein einziger Augenblick kann alles umgestalten, sagte Gevatter Wieland und Gevatter Wieland hat recht. Verzeihen Sie, daß Ihnen von Kriegs- und Siegs-Geschrei so was vortragiere, wir sehen und hören aber tagtäglich nichts als Bomben, Kugeln, Pulverwägen, Blessierte, Kranke, Gefangene und dergl. Tag und besonders Nachts gehts Kanonieren beinahe an einem fort. Da ist's nun freilich kein Wunder, daß im Reden und Schreiben immer von der Sache was herauskommt, da man freilich etwas Besseres und Interessanteres reden und schreiben könnte und sollte. Das soll auch jetzt sogleich geschehen, indem ich mich nach dem Befinden des kleinen lieben Augst erkundigen will. Ich hoffe, er ist gesund und munter. Sagen Sie ihm, wenn er hübsch geschickt wäre und das ABC lernte, so wollte ich ihm herrliches Bonbon und schöne Spielsachen schicken. Nun leben Sie wohl und vergnügt, wie es wünscht von ganzem Herzen

Ihre Freundin

Goethe.

Während der Sohn noch vor Mainz lag, wanderten praktische Geschenke für den Sohn nach Weimar, Bettzeug und Wäsche, die, wie die sorgliche Mutter meint, der „Bettschatz“ praktisch einrichten werde. In der Folgezeit fehlte es nicht an Geschenken für Christiane selbst, an Grüßen und Küssen für sie, die gern mit dem angeführten, prüden Lesern etwas starkklingenden Namen bezeichnet wird. Als sich Aussicht auf eine Vermehrung der Familie zeigt, schreibt die Großmutter (24. September 1794): „Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger, nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigblättchen setzen lassen und ein öffentlich Freudenfest anstellen. Doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist. Küsse mir Deinen Bettschatz und den kleinen Augst und sage Letzterem, daß das Christkindelein ihm schöne Sachen von der Großmutter bringen soll“. Das Kind starb bald und die Großmutter schrieb (2. Februar 1795): „Daß dem lieben kleinen Söhnchen seine Rolle hienieden so kurz ausgeteilt war, tut mir sehr leid. Freilich bleiben nicht alle Blüten um Früchte zu werden, es tut weh, aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägt zu Boden, was in die Scheuern eingeführt werden sollte, das tut noch viel weher. Wenn aber nur der Baum stehen bleibt, so ist die Hoffnung nicht verloren. Gott erhalte Dich und den lieben Augst und Deine Gefährtin, dies ist mein innigster und herzlichster Wunsch“.

Seitdem verfehlte die treffliche Frau selten, Mutter und Kind herzlich zu grüßen, mit Küssen und Geschenken zu bedenken. Sie war erfreut, daß das Enkelchen ihr 1796 einen lesbaren Brief schrieb und versprach ihm ein besonders schönes Weihnachtsgeschenk.

So erkannte die wackere Frau das irreguläre Verhältnis ihres Sohnes, an dem sonst alle Welt Anstoß nahm, vollkommen an. Mochte sie auch durch diese ihre Billigung, aus der sie gewiß kein Hehl machte, bei den Reichsstädtern manch verwundertes Kopfschütteln erregen, so stellte sie die Freude an dem Wohlergehen ihres Sohnes über alle Bedenklichkeiten der gewöhnlichen Moral-

anschauung. Damit wob sie ein festes Band zwischen sich und den Weimarer Lieben.

Die Äußerungen der Frau Rat bis zu der Zeit, da sie die Bekanntschaft ihrer Schwiegertochter machte, mußten ohne Unterbrechung zusammengestellt werden. Dadurch ist die chronologische Darstellung ein wenig gestört worden. Nur muß man bei dem Zustande unserer Quellen nicht verlangen, daß man die Geschichte der häuslichen Verbindung Tag für Tag verfolgen kann. Weilte Goethe in Weimar, so hatte er selten Veranlassung von Christiane zu berichten, um so weniger, da die meisten seiner Korrespondenten von seiner sogenannten Ehe nichts wußten oder nichts wissen wollten.

Nachdem Christiane in der ersten Zeit mit Tante und Schwester zusammen gewohnt hatte, wurde sie von ihrem Geliebten, sobald dieser ein eigenes Heim in der Stadt hatte, dort aufgenommen. Sein Heim, das er der fürstlichen Gnade verdankte, war seit 1789 das herzogliche Jägerhaus, seit 1792 das stattliche ehemalige Helmershausensche Gebäude, am Frauenplan, das, solange der Dichter auf Erden weilte, eine der Kunst und Schönheit geweihte Stätte war und blieb und seit seiner Erschließung für die große Gemeinde der Verehrer der Wallfahrtsort aller Dichtergläubigen geworden ist.

Das Dichterheim wurde ein Schauplatz reinen und ungetrübten Glückes.

Kommt auch in den vertraulichen Äußerungen der folgenden Zeit (bis 1797) kaum eine Erwähnung Christianens vor, so entringt sich Goethe doch gelegentlich ein Bekenntnis, das wie ein Prosakommentar zu der Beteuerung vollkommenen Glücksgefühls in den venetianischen Epigrammen erscheint. So, wenn er an Jacobi schreibt: „Mein Leben im ganzen ist vergnüglich und gut, ich habe alle Ursache, mit meiner Lage zufrieden zu sein und mir nur die Dauer meines Glückstandes zu wünschen." Und das fast gleichzeitige Versechen an den Herzog, 24. März 1791:

„Indes macht draußen vor dem Tor,
Wo allerliebste Kätzchen blühen
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor seine Späße vor."

Noch in demselben Jahr, am 14. Oktober, wurde Christiane von einem toten Knaben entbunden.

Das ruhige Glück freundlichen und innigen Zusammenlebens wurde schon im folgenden Jahre wieder gestört. Am 9. August 1792 mußte Goethe Weimar verlassen und dem Rufe des Herzogs folgend, nach Frankreich gehen. Von diesem Moment an beginnt die erhaltene Korrespondenz mit Christiane. Sie findet zunächst ihre Fortsetzung in der Zeit vom Mai bis November 1793, als Goethe zur Belagerung von Mainz wiederum seinen Fürsten begleitete.

Um sie richtig zu beurteilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß nun bereits vier Jahre seit der Schließung des Bundes vergangen waren. Daher darf man kein leidenschaftliches Stammeln erwarten wie etwa in den ersten Monaten der Liebestrunkenheit, keine sentimental-schwärmerischen Liebesversicherungen, wie sie dem Bräutigam, keine sehnsüchtigen Beschwörungen, wie sie dem noch unerhörten Liebhaber entströmen. Es sind die Erklärungen dessen, der sich in seinem Besitze fest weiß, wenn er auch in der Erinnerung an den Genuß voll ist von Begierde, es sind Äußerungen des sorglichen Hausherrn und des zärtlichen Vaters.

Zur Charakteristik dieses merkwürdigen Verhältnisses können natürlich nicht alle Briefe mitgeteilt werden; die gewöhnlichen Reiseberichte fallen völlig fort. Aber von den Äußerungen des Gefühls, von den Stellen, in denen der Gefährte seine Lebensgenossin auch an seinen Arbeiten teilnehmen läßt, sei hier eine Auswahl geboten. Er ist unerschöpflich in Liebesausdrücken: „Liebe Kleine", „Mein lieber Küchenschatz", „Ein rechter Hausschatz".

Am 9. August 1792 schreibt er: „Es ist gar zu nichts nütze, daß man sich von denen entfernt, die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Ersatz. Wir sind in Gotha angelangt, und ich denke bald wieder wegzugehen, ich habe nirgends Ruhe... Von hier schicke ich dir nichts als den schönsten Gruß und die Versicherung, daß ich dich sehr liebe. Von Frankfurt soll aber bald das zierlichste Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich, halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen."

Wenige Wochen später, am 25. August, läßt er sich so vernehmen: „Mein einziger Wunsch ist, dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß garnicht, was man hat, wenn man zusammen ist. Ich vermisse dich sehr und liebe dich von Herzen." Oder: „Es ist doch nichts besser als wenn man sich liebt und zusammen ist." Am 10. September: „Behalte mich ja lieb, denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß Dir ein Anderer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern Du mußt mich für den Besten halten, weil ich Dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir allerlei konfuses Zeug, doch immer, daß wir uns liebhaben. Und dabei mag es bleiben." Und in demselben Brief: „Behalte mich nur lieb und sei ein treues Kind, das Andere gibt sich. Solang ich Dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige; jetzt da ich's habe, möcht ich's gern behalten. Dafür bin ich auch Dein." Da diese Äußerungen, wie es scheint, die Adressatin etwas verstimmten, so schrieb er (10. Oktober): „Wenn ich Dir etwas schrieb, was Dich betrüben konnte, so mußt Du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren, Du mußt mir wohl ein bischen Eifersucht und Sorge vergeben." Und ähnlich einige Monate später: „Behalte mich lieb, denn das ist das Beste für Dich und für mich. Das Gute in der Welt ist viel schmäler gesät als man denkt; was man hat, muß man halten." Und so ist er bestrebt, ihre Eifersucht nicht zu erwecken: „Äugelchen hat es garnicht gesetzt", schreibt er in einem der ersten Briefe; aber er mahnt auch sie, „nicht mit Äugelchen zu verschwenderisch umzugehen".

Die ängstlich Gewordene, die durch die Erzählungen von den Gefahren erregt war, denen er sich während des ersten Feldzuges ausgesetzt, beruhigte er von dem zweiten Feldzug aus mit den Worten: „Behalte mich lieb, ich werde mich um Deinetwillen schonen, denn Du bist mein Liebstes auf der Welt." Wenige Wochen nach der Rückkehr von diesem zweiten Feldzug, am

22. November 1793, wurde ein Mädchen geboren; es starb aber schon am 3. Dezember. „Die trübe Jahreszeit hat mir trübe Schicksale gebracht", klagte der Vater, „wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten."

Erst 1795 unternahm Goethe wieder eine weitere Reise. Waren die Ausflüge 1790, 92 und 93 im wesentlichen geschäftlicher Natur gewesen, die der Reisende im Dienste seines Herrschers unternahm, zumeist auch in seiner Begleitung zubrachte, bei denen er immerhin nur geringe Gelegenheit hatte, frei über seine Zeit zu schalten und sich seine Gesellschaft auszuwählen, so war die Badereise nach Karlsbad, zu der er sich 1795 anschickte, ganz anderer Art. Wenn auch zum Zwecke der Gesundheit unternommen und trotz der anstrengenden Kur war sie arbeitsreich; die Ungezwungenheit des Badelebens gab Gelegenheit, vielen Menschen, Frauen und Mädchen, zu begegnen. Der stattliche Fremde erregte Aufmerksamkeit: „Äugelchen setzt's auch genug", so heißt es schon im ersten Bericht (7. Juli) Diesem Geständnis jedoch folgt für die Zurückgelassene gleich der. Trost: „Die Gesellschaft ist sehr zahlreich und angenehm, es gibt manchen Spaß und Äugelchen die Menge, wobei ich mich immer mehr überzeuge:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am besten."

Und in demselben Briefe: „Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts Besseres sehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben." Wenige Tage später: „Ich lebe sehr zerstreut, den ganzen Tag unter Menschen. Es werden viel Äugelchen gemacht, die Dir aber keinen Abbruch tun, denn man sieht erst recht, wie sehr man Ursache hat, seinen treuen Hausschatz zu lieben und zu bewahren."

Nach der Rückkehr trat bald ein trauriges Ereignis ein. Der am 1. November 1795 geborene Knabe starb etwa 14 Tage nachher; am 16. meldete Goethe betrübt: „Ein kleiner Ankömmling hat uns schon wieder verlassen."

Gewiß ist das frühzeitige Sterben aller Kinder außer dem erst-

geborenen August sehr auffällig. Man hat es dem Trinken der Mutter Schuld gegeben. Dann müßte aber schon die 26jährige — denn so alt war Christiane bei der Geburt des ersten toten Kindes — an Trunksucht gelitten oder durch die erbliche Belastung von Vaters Seite geschädigt worden sein. Dagegen kann man — nach dem Vorgange eines neueren Gelehrten, der gerade dem Pathologischen bei Goethe und den Seinen besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat — darauf hinweisen, daß selbst die erbittertsten Feinde Christianens die Anklage der Trunksucht erst in viel späterer Zeit erhoben. Auch der Ausdruck „unverdorbenes Gottesgeschöpf", den Frau Rat noch 1807 von der Freundin ihres Sohnes brauchte, spricht unbedingt dagegen, daß diese schon in jener frühen Zeit dem Laster gefrönt habe. Eine Trunksüchtige hätte sich in den Tagen des Frankfurter Aufenthalts ganz gewiß verraten; eine solch unweiblichem Laster ergebene Geliebte hätte der feinfühlige, gegen alles Unschöne so empfindliche Poet trotz der sinnlichen Aufwallungen der ersten Zeit nicht in sein Haus genommen. Er hätte sie gewiß nicht Jahrzehnte um sich dulden können, ohne sich vor ihr zu ekeln. Zur Erklärung des bedauerlichen Phänomens wird man sich mit den Worten des angeführten Forschers zu bescheiden haben. „Auch bei dem Mann scheint die Fülle der Geisteskinder der natürlichen Vaterschaft abträglich zu sein."

Das schnelle Verschwinden der sehnlich gewünschten und herzlich willkommen geheißenen Nachkommenschaft trübte nicht das Glück der Engverbundenen. Eher möchte man die häufige Entfernung Goethes nach Jena (1795 und 1796 je dreimal und stets auf mehrere Wochen) als ein Zeichen der Unbehaglichkeit auffassen, die der Dichter in seiner Behausung empfand. Doch muß man auch mit solchen Urteilen sehr vorsichtig sein. Zunächst ist zu bedenken, allerdings mehr für die spätere als für die damalige Zeit, daß Goethe amtlich mit den wissenschaftlichen Instituten der Universität Jena sehr viel zu tun hatte, sodann daß er vielfach die Jenaer Buchdruckerpressen beschäftigte und es aus diesem Grunde vorzog, in der Nähe der Druckstätte zu sein, ferner daß seit der Intimität

mit Schiller, die ja gerade 1795—96 sehr stark war, ein Magnet von einer ungeahnten Kraft ihn nach der Nachbarstadt zog; endlich darf der Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß in Weimar nicht das häusliche Leben allein ihn zerstreute und in seiner dichterischen und wissenschaftlichen Tätigkeit beengte und zurückbrachte. Dort war es der Hof, der naturgemäß an einen der obersten Staatsdiener, der außerdem mit dem Fürsten und dessen ganzer Familie innig vertraut war, vielfache Ansprüche erhob. Dann war das zahlreiche Vorsprechen von Einheimischen und Fremden lästig und zeitraubend; endlich, aber doch wohl im geringsten Grade, mag auch der Umstand störend gewesen sein, daß Christiane und ihre Angehörigen ebenso wie August die stille Klause des Dichters nicht genugsam respektierten.

Christiane mochte daher die nicht ganz unbegründete Vermutung hegen, daß auch ihre Geschäftigkeit und das muntere Leben, das sich unter ihrer Ägide entwickelte, zu den Motiven gehörte, die den Gefährten in das ruhigere Jena trieb. Daß dies wirklich der Fall war, ersieht man z. B. aus folgender Entschuldigung des Entfernten (1. Mai 1796): „Ich bitte Dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen guten Tage zu genießen, die Du vor so vielen andern haben kannst, und Dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Da weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen; vielleicht gelingt es mir auch hier nicht, denn ich muß doch nach Ilmenau." Gelegentlich wurde sie zwar gebeten, ihn zu besuchen, oder in Gesellschaft des Kindes ihn abzuholen. Zumeist war der Jenenser Aufenthalt des Hausherrn für sie eine Zeit, in der sie nur für Küche und Keller des Abwesenden zu sorgen hatte, und für diese Mühe nur selten durch zärtliche Worte entschädigt wurde.

Aber gerade in dieser langen Zeit eines geruhigen, durch keine besonderen Ereignisse unterbrochenen Lebens wurde das Zusammensein nicht zu einer bloßen ermüdenden Gewohnheit, sondern zu einem stets neuen frischen Born der Freude. Zeugnis dafür ist zunächst das gerade in einem Briefe an Schiller 13. Juli 1796

doppelt bedeutsame Wort: „Heute erlebe ich auch eine eigne Epoche, mein Ehestand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt." Das deutlichste Zeugnis jedoch für die stete, ja immer wachsende Anhänglichkeit an Christiane ist die gerade damals bedeutsamere Benachrichtigung von Goethes Schaffen und ihre besonders starke Verherrlichung in der Dichtung.

Es wäre allerdings töricht, eine Parallele zwischen Christiane und Charlotte zu ziehen und jene wie diese zu einer geistig hochstehenden Dame, zu einer vollständig ebenbürtigen Teilnehmerin an seinem geistigen Streben zu machen. Aber ebenso unrichtig wäre es, wollte man sie zur bloßen Köchin oder Haushälterin degradieren und meinen, daß in Gesprächen und Briefen zwischen ihr und dem Gatten eben nur von Küche und Haus und etwa dem Kinde die Rede gewesen, Geistiges aber vollständig in den Hintergrund getreten wäre. Vielmehr läßt sich in bestimmten Perioden — namentlich 1794 ff. — ein starkes Bestreben Goethes erkennen, die kleine Freundin an seinem Schaffen teilnehmen zu lassen. Besonders ist dies während der Arbeit an „Hermann und Dorothea" der Fall, woraus man nun freilich nicht, wie es wohl geschehen ist, den Schluß ziehen darf, daß Christiane etwa zu der Heldin jenes Gedichts manche Züge geliehen habe.

Schon am 3. März 1797 meldet er, daß das „Gedicht" wieder im Werke sei und wahrscheinlich in kurzem fertig sein werde. Und nachdem er am 21. — etwas später als er programmmäßig geglaubt hatte — von der nahen Vollendung des Epos Meldung getan, berichtet er einige Tage später: „Ich habe sogar wieder allerlei neue Ideen, die auf die Zukunft gute Frucht bringen werden. Denn es ist nun einmal nicht anders, daß man, sobald man fertig ist, gleich wieder was Neues im Sinne haben müsse."

Wenige Monate später war das große Epos noch immer nicht fertig, aber die Fruchtbarkeit hielt an und am 6. Juni berichtet er: „Ich habe eine große Gespensterromanze (Braut von Korinth) für den Almanach in diesen Tagen fertig gemacht." Endlich kann

er am 9. Juni verkünden: „Die beste Nachricht, die ich Dir zu geben habe, ist denn doch wohl, daß das Gedicht fertig ist."

In ähnlicher Weise wie hier über Hermann und Dorothea wurde Christiane auch 1798 von der Vollendung der Elegie Euphrosyne unterrichtet. Auch über den Verkehr mit Schiller und die durch diesen Umgang geförderten Arbeiten empfing sie Meldungen. Er teilt mit, daß er dem Mahomet die rechte Seite abgewonnen habe, und daß die Arbeit mählich von statten gehe (1799).

Nur in einem einzigen Falle ist es freilich möglich, die Teilnahme der Korrespondentin zu konstatieren. Auf die im Jahre 1802 während der Arbeit an der „natürlichen Tochter" erfolgte Mitteilung: „Soviel kann ich Dir melden, daß der zweite Aufzug des bewußten Stückes fertig ist und wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen", erfolgte Christianes Antwort: „Ich freu mich recht, wenn Du wiederkommst, etwas von dem neuen Stück zu hören."

Es läßt sich nicht leugnen, daß dies Brosamen sind gegenüber der reichbesetzten Tafel, die Goethe anderen Freundinnen zu servieren wußte, aber sie beweisen wenigstens, daß die Geliebte nicht vollkommen als Wirtschafterin behandelt wurde, sondern auch an dem geistigen Schaffen des Gefährten teilnahm.

War nun auch dies geistige Bündnis schwächer als das mit anderen Frauen, so wurde sie poetisch mehr verherrlicht als irgendeine zweite.

Man kann zweifeln, ob die damals entstandene Elegie „Alexis und Dora" sich wirklich auf Christiane bezieht, obgleich die Schilderung der innigsten Gemeinsamkeit, der Wechsel zwischen seligem Glücksgefühl und der quälenden Empfindung der Eifersucht recht wohl auf dies Verhältnis paßt. Sicher dagegen ist, daß „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen", so aufdringlich auch hier eine Stelle aus Plinius' Naturgeschichte vorangestellt wird, in den Gesprächen der Liebenden Anklänge an wirkliche Liebesunterhaltungen enthält und auf Christiane schon deswegen gedeutet werden muß, weil sie, bevor sie sich Goethe hingab, Arbeiterin in einer Blumenfabrik war.

Aber auch für die, welche die eben angeführten beiden Elegien nur in losen Zusammenhang mit Christiane setzen wollen, beweisen die Epigramme, die jetzt unter der Aufschrift „Sommer" eine Abteilung der „Vier Jahreszeiten" bilden, wie sehr Goethe seine Lebensgefährtin liebte und verherrlichte. Die ganz bestimmte Hinweisung auf Christiane war freilich in dem ersten Druck der Verse im Musenalmanach noch deutlicher; dort führten die kleinen Gedichte im Gegensatz zu der vorangehenden Abteilung, die „Vielen" betitelt war, die Aufschrift: „Einer". Und diese Aufschrift machte es deutlich genug, wer allein als Adressatin dieser Verse gemeint war.

Sie sind eine fast ununterbrochene Verherrlichung der Geliebten, ihrer Teilnahme am Tun und Treiben des Poeten, eine Verklärung der Lieblichkeit ihres Wesens, der Anmut und Naivetät ihrer schriftlichen Berichte.

Ganz leise regt sich vielleicht der Verdacht ihrer Untreue: „Sie entzückt mich und täuschet vielleicht". In den meisten Versen jedoch wird gerade der Satz verkündet, daß die lange Dauer des Verhältnisses nur zu seiner Festigkeit und Unverbrüchlichkeit beitrage.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Das vollkommene Glück, das der Dichter immer wieder von neuem empfand, wird durch die unvergleichlichen Verse verherrlicht:

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.
Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Und der Wunsch entringt sich dem Herzen des Dichters, daß dieses Band, das den Inhalt des Lebens ausmache, auch bis zu seinem Ende dauern möge:

Leben muß man und lieben, es endet Leben und Liebe.
Schnittest du Parze doch nur beiden die Fäden zugleich!

II.

1797—1806.

Das Jahr 1797 bildet in dem gemeinsamen Leben eine gewisse Epoche. Goethe rüstete sich zu seiner Reise nach Italien, die freilich der politischen Verhältnisse wegen nicht ausgeführt werden konnte; der Dichter blieb nur einige Monate in Süddeutschland und der Schweiz und kehrte dann zurück. Obgleich er diese Beschränkung der Reise schon vor dem Weggang ahnte, hielt er es als sorgsamer Mann für nötig, für die Verhältnisse seiner Lieben zu sorgen. Zeigt sich schon das liebenswürdige Bemühen für die Seinen in einem Satze wie dem folgenden (28. Mai 1797): „Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppellouisdoren gezeigt; an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich Dir sie aufzähle oder sie zu Deinem und des Kindes Nutzen anlege", so tritt sie ganz besonders in folgendem her.

Goethe hatte seine Mutter gebeten, auf seine Erbschaft zu verzichten; diese ging gern darauf ein und suchte ihn in recht mütterlicher Weise in seinem Plane zu bestärken (5. Juni 1797): „Ich zweifle nicht, daß Du Dein Vorhaben, die Deinigen auf alle Fälle zu versorgen, recht kräftig ins Werk richten wirst; sollte es aber vielleicht rätlich sein, um mehrer Sicherheit willen, auch hier jemanden um Rat zu fragen, von dessen Verschwiegenheit man versichert wäre, so darfst Du mir nur den Auftrag geben und auch das soll befolgt werden."

Infolge der Erklärung seiner Mutter trug er dem Herzog (22. Juli) die Bitte vor: „daß nach meinem erfolgenden Ableben keine Obsignation statt habe, vielmehr meine Erben ohne dieselbe und ohne weitere gerichtliche Inventur zu dem Besitz meines Nachlasses gelangen, um so mehr, als wegen desselben in einem Testamente, zu dessen Abholung ich mir eine Deputation untertänigst erbitte, Verordnung getroffen und ein Executor ernannt ist." Das Testament, in dem Christiane als „Freundin und vieljährige Hausgenossin" bezeichnet wird, setzt August zum Universalerben ein, gewährt aber

dessen Mutter Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles dessen, was der Testator zur Zeit seines Todes in Weimarischen Landen besitzen würde. C. G. von Voigt wurde zum Testamentsexekutor und zum Vormund bestellt, erhielt auch den Auftrag, bei etwaigem Verkauf der Sammlungen mitzuwirken. Von dem zu erwartenden Vermögen der Mutter Goethes sollten drei Viertel der Zinsen für August verwendet werden, ein Viertel Christiane zu freier Disposition überlassen bleiben.

Nach Erledigung dieser wichtigen Angelegenheit, die Goethe lange gequält hatte, reiste er mit Christiane und August nach Frankfurt, vergnügte sich einige Zeit mit ihnen in der Vaterstadt und sendete sie am 9. August wieder nach Weimar zurück. Das Zusammenreisen mit seinen Lieben hatte ihm so viele Freude gemacht, daß er schrieb (15. August): „Mir hat unsere ganze Expedition Lust und Mut gegeben, mit Euch künftig dergleichen mehr zu unternehmen, und mit dem Kinde wird es, je älter es wird, immer eine größere Lust sein." Sein Vertrauen zu der geprüften Freundin bekundete er dadurch, daß er sie nun ermächtigte, alle an ihn ankommenden Sendungen aufzumachen und mit ihnen nach bestimmten Grundsätzen zu verfahren. In einem großen Geschäftsbriefe fehlen die Liebesworte nicht. „Ich liebe Dich recht herzlich und einzig: Du glaubst nicht, wie ich Dich vermisse. Nur jetzt wünschte ich, reicher zu sein als ich bin, daß ich Dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte. Künftig, meine Beste, wollen wir noch manchen Weg zusammen machen. Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt dich und erfreut sich des Kleinen."

Und diese zärtliche Stimmung hält auf der ganzen Reise vor. Christiane hatte offenbar ihre Ängstlichkeit über das Ziel der Reise und etwaige Unvorsichtigkeiten des Reisenden ausgedrückt, so daß sie folgende beruhigende Versicherung erhielt: „Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und Dir nicht die guten Tage verdirbst, die du haben kannst. Du hast Dich mit Deinen eignen Augen überzeugt, daß ich in meiner hiesigen Lage nicht würde arbeiten können, und

was sollte ich sonst hier tun.... Du weißt überhaupt und hast auch auf der letzten Reise gesehen, daß ich bei solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin, Du kannst leicht denken, daß ich mich nicht von heiler Haut in Gefahr begeben werde und ich kann Dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und lass' die Menschen reden was sie wollen. Du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt als tröstet und aufrichtet."

Die Reise Christianens in Begleitung ihres Gatten und Sohnes hatte die fernere Wirkung, daß Schwiegertochter und Schwiegermutter einander näher kamen. Freilich wohnte die Fremde nicht bei der Mutter, sondern im Gasthaus zum „Schwan", aber sie war viel mit der alten Dame zusammen und gefiel ihr wohl.

Kaum war Christiane zu Hause, so erhielt sie einen Brief, in dem sie für ihren Besuch bedankt wurde, nebst folgender Versicherung mütterlicher Liebe (24. August 1797): „Das Vergnügen, so ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh und ich bin meinem Sohn vielen Dank schuldig, daß er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch und die Hoffnung, Ihnen, meine Liebe, einst auf längere Zeit bei mir hier zu sehen, erfreut mich zum voraus. Da wir nun einander kennen, so wird die Zukunft immer vergnügter und besser für uns werden, behalten Sie mich in liebevollem Andenken und von meiner Seite glauben Sie das nämliche."

In den Briefen der Frau Rat während dieser Periode spielt natürlich das Wohlergehen des Sohnes eine Hauptrolle, zunächst seine Geschicke auf der Schweizerreise. Daneben fehlt nicht der Dank für überschickte Bücher und Strümpfe, die wie angegossen sitzen, ebensowenig wie herzliche Worte und hübsche Charakteristiken der Weimarer Hausfrau, wie die folgenden (23. September 1797): „Sind Sie, meine Liebe, arbeitsam, sorgsam, wirtschaftlich, damit wenn der Hätschelhans zurückkommt, er Kammern und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. Nehmen Sie auch

dafür meinen besten Dank, denn ein wirtschaftliches Weib ist das erste Geschenk für einen Biedermann, da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie verbreitet. Bleiben Sie bei denen Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben, auch wird die Ernte die Mühe reichlich belohnen" und der Schluß: „Seien Sie versichert, daß ich bis ans Ende meiner Tage sein werde dero treue Mutter und Freundin Goethe."

Selten vergißt sie bei der Übersendung oder Erklärung ihrer Geschenke ein herzlich teilnehmendes Wort für die Gefährtin ihres Sohnes einfließen zu lassen. Merkwürdig genug wurde Christiane damit betraut, der Schwiegermutter Bücher auszusuchen, z. B. die Romane: Agnes v. Lilien und Julchen Grünthal und empfing für solche Wahl manche Belobigung. So wenig aber Frau Rat trotz ihrer Lesewut ein Blaustrumpf war, so wenig war sie geneigt, in ihrer Schwiegertochter eine bloße Gelehrte zu sehen, sondern sie ermunterte sie zur Fortsetzung ihres fröhlichen Lebens (15. Februar 1798): „Auch das ist recht und brav, daß Sie sich den Winter in Ihrem häuslichen Zirkel als außer demselben Vergnügen machen. Denn die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die ersten, und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, steht im Götz von Berlichingen." Als sie einmal im Gegensatz zu der beständigen Tätigkeit der Schwiegertochter von ihren Anstrengungen während der Sommermonate: Buttereinmachen, Holz in Empfang nehmen, Molken einkochen, großer Wäsche, spricht, fügt sie hinzu: „Die Frau Rat kommt da aus ihrem Gerick und Geschick, kann nicht ordentlich lesen, klavierspielen, Spitzen klöppeln und ist seelenfroh, wenn alles wieder den alten Gang geht. Wenn ich aber so einen lieben Brief aus Weimar bekomme, dann geht alles flink von statten und ich fühle mich immer um zehn Jahre jünger. Jetzt wissen Sie das Mittel mich zu verjüngen, geben Sie mir zuweilen solche Lebenstropfen und ich tanze noch den Ehrentanz auf Augsts Hochzeit." Gewiß empfand sie häufig Sehnsucht nach



Goethe

Kreidezeichnung von Bury. 1800

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Weimar, aber ihre Gemächlichkeit war zu groß, als daß sie sich von dem gewohnten Frankfurt fortgerührt hätte und so erwartete sie lieber den Besuch ihrer Lieben in Frankfurt. Ihre sich immer gleichbleibende Zärtlichkeit für die Weimarer Angehörigen wird z. B. durch die an den Sohn gerichteten Worte bezeugt (30. Oktober 1799): „Grüße meine liebe Tochter, laßt bald wieder etwas von Euch hören, ihr seid ja überzeugt, daß das Leben und Wonne gibt euren treuen Mutter Goethe."

Die üblichen Sendungen aus Frankfurt: Welschkorn (türkischer Weizen) im Frühjahr, Kastanien im Herbst, Weihnachtsgeschenke, Frühjahrskleider werden immer mit freundlichen Worten auch für die Tochter begleitet, aber auch gelegentliche Besorgungen für den Sohn, Nachtmützen, Taschentücher, Halskrausen, feines Tuch, Battist werden mit liebevollen Grüßen an sie expediert; auch für Frau Christiane selbst gab es vielfache Geschenke: Kleider und Hüte, wobei dann die eingehendsten Fragen nach Farbe und Schnitt in hausmütterlicher Weise erfolgen.

Je länger die Zeit fortschritt, um so vertrauter wurde das Bündnis, um so größer das Verlangen, sich einmal persönlich von den Weimarer Verhältnissen zu überzeugen. Auch für ihre Briefe erhielt Christiane einmal das Kompliment (12. Oktober 1800): „Ich freue mich jederzeit, etwas von ihr zu lesen, denn sie ist, wie der Polonius im Hamlet immer die Überbringerin guter Nachrichten, daher erbreche ich auch jedesmal ihre Briefe mit Vergnügen."

Zu den guten Nachrichten gesellten sich indessen auch die schlimmen; gerade in schweren Zeiten wußte sich Christiane zu erproben. Als Goethe ganz am Anfang des neuen Jahrhunderts in eine schwere Krankheit fiel, tat sich Christiane als treue Pflegerin hervor und der ganze Brief, in dem Frau Rat davon spricht, ein Jubelruf, Gebet und Dankeshymne mag hier als ein Zeugnis der mütterlichen Sorge und der Anerkennung von Christianes Tätigkeit mitgeteilt werden. 19. Januar 1801: „Liebe Tochter! Preis, Dank und Anbetung sei dem Gott, der vom Tod erretten und der Hülfe

gesendet hat, daß unser Glaube an ihn aufs neue gestärkt und wir mit neuem Mut immer auf ihn hoffen und ihm allein vertrauen! Er stärke meinen geliebten teuren Sohn! Schenke ihm die verlorenen Kräfte und setze ihn ferner zum Leben, zur Freude uns und allen, die ihn lieb und wert haben, Amen. Aber meine liebe, liebe Tochter, wie soll ich Ihnen danken für alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohn erwiesen haben. Gott sei Ihr Vergelter. Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt, Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben und wird Ihr beider Wohlsein zu meinem größten Trost bis in die spätesten Zeiten erhalten, Amen! Nun, meine liebe Tochter, jetzt eine Bitte. Ich muß nun, will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben, ehestens wieder Nachricht haben, wie es aussieht, ob die Besserung anhält und was es eigentlich für ein Übel war, das uns so schrecklich unglücklich hätte machen können. Sie soll nicht schreiben; erholen, stärken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst, das sollen Sie, nicht schreiben, auch mein Sohn nicht, der soll sich pflegen und erholen. Aber entweder diktieren Sie Geisten oder Augst oder lassen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen, nur ein paar Zeilen mit der ersten Post!!!! Die Krankheit muß doch erst nach Neujahr gekommen sein, denn die Christtage habe ich Briefe, die gut lauten von Ihnen und von ihm. Nochmals tausend Dank für alle Liebe, Treue und Besorgung, auch für den Brief an mich. Wie leicht hätte ich es von Fremden auf die schreckhafteste Art erfahren können. Leben Sie wohl, grüßen meinen, mir von Gott aufs neue geschenkten Sohn, auch den lieben Augst von Eurer aller treuen Mutter und Großmutter Goethe."

Auch eine spätere schwere Erkrankung Goethes Anfang 1805 rief neue Liebes- und Lobesversicherungen hervor.

Bei aller Anerkennung der vielfachen Tätigkeit ihrer Schwiegertochter war die Mutter bemüht, zur Mäßigung und Schonung der Kräfte zu mahnen. Gerade Christianes Tanzlust, die die Weimarer Philister so sehr ärgerte, ja ihnen mehr als anstößig erschien, wurde

durch den Zuruf der Alten noch mehr angeregt (18. Januar 1802): „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie, fröhliche Menschen die mag ich gar zu gern und wenn sie zu meiner Familie gehören, habe ich sie doppelt und dreifach lieb. Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar: Lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht, aber die Duckmäuser, die immer unter sich sehen, haben etwas vom Kain an sich, die fürchte ich. Luther hat Gott zu Kain sagen lassen: Warum verstellst Du Deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext, warum läßt Du den Kopf hängen. Leben Sie wohl, vergnügt und tanzen, wo Sie dazu Gelegenheit finden, darüber wird sich herzlich freuen, die sich nennt Ihre treue Mutter Goethe."

Ähnlich zwei Jahre später, 24. Januar 1804: „Außerdem hoffe ich, daß Sie, liebe Tochter, die Karnevalzeit hübsch lustig zubringen werden; die Nachricht davon wird mir ein Zeichen sein, daß mein lieber Sohn sich völlig wohl befindet."

Nach der Ankündigung eines neuen in Aussicht stehenden Familienzuwachses, sandte die beglückte Großmutter im voraus ihren Glückwunsch; freilich, auch diesmal wurde die Hoffnung getäuscht, das Töchterchen lebte nur vom 16.—21. Dezember 1802; an die Stelle des beabsichtigten Patenbriefes mußte das Kondolenzschreiben treten, das auch die Eigenart der vortrefflichen Frau nicht verleugnete (31. Dezember 1802): „Lieber Sohn! Dein letztes Schreiben hat mich sehr betrübt, getäuschte Hoffnungen tun weh. Nichts hilft, als die Zeit, die wohltätig den Schmerz in den Hintergrund stellt. Das Trösten habe ich nie leiden können, denn wenig Menschen sind imstande, sich in die Lage des Traurigen zu setzen und werden demnach leidige Tröster. Von mir erwartet keinen Trost, aber Danksagung an Gott, der euch gesund erhalten hat und Bitte, dieses teure Kleinod wohl zu bewahren und mich immer gute und frohe Nachrichten hören zu lassen, das meinem Herzen jederzeit so wohl tut."

Die Reise Goethes nach dem Süden ist eine nicht unwichtige Episode für seine Kunstanschauungs- und Darstellungsmittel, weniger für seine Kenntnisse. Von der Wanderung aus schrieb der Reisende mit großer Regelmäßigkeit. Es ist geradezu rührend, wie er immer neu um die Geliebte zu werben scheint und ihr das, was andere als das größte Glück betrachtet hätten, als ein erträgliches Los darzustellen sucht (11. September 1797): „Ob ich mich gleich nur langsam von Dir nur immer entferne, so will ich Dir doch um desto geschwinder wieder schreiben, damit Du niemals an meinen Nachrichten Mangel hast, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeschickt ist, geht doch immer seinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, Dir zu sagen, daß ich immerfort an Dich denke. Je mehr ich neue Gegenstände sehe, desto mehr wünsche ich sie Dir zu zeigen, Du würdest finden, daß überall grader Verstand, gute Wirtschaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuständen ausmacht, und Du würdest noch einmal so gern mit mir und in dem meinigen leben, wenn Du die Art zu sein so vieler andern Menschen gesehen hättest." In demselben Brief folgt dann das eigenhändige Bekenntnis: „Nun muß ich Dir zum Schluß auch noch mit eigener Hand noch sagen, wie sehr ich Dich liebe und wie sehr ich wünsche, bald wieder an Deiner Seite zu sein. Behalte mich lieb, wie ich Dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen können."

So sehr ihn auch das Zusammensein mit Heinrich Meyer erfreut, so sehr ihn die Reiseerkenntnisse und Anschauungen bereichern, so wünscht er sich doch nach Hause zu seiner Liebsten zurück: „Ich liebe Dich recht herzlich, zärtlich und einzig und wünsche nichts sehnlicher, als daß Deine Liebe zu mir sich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann", und: „Denke meiner und mache nicht zuviel Äugelchen, am besten wäre es, Du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen."

Durch ein Versehen der Mutter, die die Briefe liegen ließ, kamen

während der ganzen Schweizer Reise keine Briefe Christianens in des Gefährten Hand, und doch erklingt, trotz seiner begreiflichen Unruhe, kein Ton des Vorwurfs. Vielmehr freute er sich mit den hübschen Stoffen, die er seinem Liebchen mitbringt und beschenkt aus Liebe zu ihr auch die übrigen Hausgenossen, Sophie Ernestine Luise, Christianens Schwester (gestorben 1806) und die Tante Juliane Auguste (gestorben in demselben Jahr), die sich, wie es scheint, beide der großen Wirtschaft annahmen. Das letzte von der langen Reise an die Geliebte gerichtete Wort ist ein Ausdruck des herzlichsten und vollständigsten Einvernehmens: „Ich kann aber auch wohl sagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich so lieb wie ich Dich — ich freue mich unaussprechlich, Dich wiederzusehen."

Goethe kehrte zurück; das friedliche Zusammenleben dauerte weiter. Aber es war kein ermüdendes Einerlei. Ein deutliches Zeugnis der fortdauernden und stets sich erneuernden Zärtlichkeit, das der Dichter der ganzen Welt entgegenzuhalten den Mut besaß, indem er offen und frei die Geliebte als die verkündete, die ihm für sein Leben notwendig war, ist das Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen" (1798), das bald, nachdem es entstanden, im Musen-Almanach 1799 erschien und in seinen tiefen, innigen Beziehungen von jedermann deutlich verstanden werden konnte. Die Metamorphose der Pflanzen ist eins der schönsten Lehrgedichte, das sich denken läßt: Der Poet setzt darin seine bekannte Theorie lichtvoll und dichterisch auseinander und versucht zuletzt eine Übertragung dieser Lehre auf das Tierreich. Natürlich kann diese lehrhafte Darlegung an dieser Stelle nicht in einzelnen wiederholt werden; in unserem Zusammenhang ist nur der direkt an die Geliebte gerichtete Anfang wichtig:

„Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
  Dieses Blumengewühls über dem Garten umher.
Viele Namen hörest du an und immer verdränget
  Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.

Die Krone des Ganzen ist aber der Schluß, in dem die schönste Feier des zehnjährigen Bundes anklingt:

> O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
> Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
> Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
> Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
> Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten
> Still entfaltend Natur unsern Gefühlen geliehn!
> Freue dich auch des heutigen Tages! Die heilige Liebe
> Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
> Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischen Anschaun
> Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

Eine neue Aufgabe erwuchs Christianen durch den Ankauf des Gutes Oberroßla, den Goethe im Jahre 1798 vornahm. Es wurde indes nach einigen Jahren wieder aufgegeben, nachdem sich die Schwierigkeiten, die sich durch Verpachtung und andere Umstände ergaben, als zu bedeutend herausgestellt hatten. Christiane wurde zwar vor der Ausführung derartiger Entschlüsse nicht geradezu befragt, aber sie nahm doch an der Angelegenheit teil, und eine Stelle wie die folgende (30. März) beweist, daß sie nicht nur von der Sache unterrichtet, sondern gewissermaßen mit der Verwaltung betraut war: „Wir müssen nun noch die ersten Tage der nächsten Woche abwarten, bis die Erklärungen der Interessenten wegen des Guts eingekommen sind, alsdann denke ich, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich ist, nach Roßla zu reisen und, durch eigene Ansicht, das Feld- und Hausinventarium gewissermaßen zu supplieren, denn man muß nun einige Schritte tun, um die Sache geschwind ins Klare zu setzen, weil man mit dem Entschluß des Verpachtens nicht lange zögern kann."

Wurde sie auch mit den kleinen geschäftlichen Unannehmlichkeiten — der ehemalige Pächter hatte Bäume abgehauen, Buchsbaum und Rosensträucher ausgegraben, die er für sein Eigentum erklärte — verschont, so wurde ihr doch Kenntnis gegeben von den Vergnügungen, die man etwa bei der Besitzergreifung veranstalten

konnte: „Wegen einem kleinen Spaße, den man den jungen Leuten in Roßla bei der Übergabe machen könnte, will ich dir meine Gedanken schreiben. Ich wünschte entweder an diesem Tage, oder vielleicht noch schicklicher den Sonntag darauf, welches zugleich das Johannisfest ist, die Leute mit einem Fest nach meiner Art zu überraschen."

Dann wurde ihr ein Verzeichnis der Gäste überschickt, die zu dem Fest geladen werden sollten und ihr die Berechtigung gegeben, die zu nennen, die sie etwa noch eingeladen wünschte.

Während sie bei dem eigentlich geschäftlichen Vorgang, der Übergabe des Gutes, nicht zugegen war und, um ihre Angst abzuwehren, die beruhigende Versicherung empfing: „Ich verspreche Dir, als bloßer Zuschauer zu erscheinen und mich nichts anfechten zu lassen", vertrat sie den Besitzer auf dem Fest selbst und empfing, als sie sich anschickte, einen längeren Aufenthalt auf dem Gute zu nehmen, die folgende Instruktion, mit der, wie so oft, eine Liebesbeteuerung des Entfernten: „Gehe sodann nach Roßla und erfreue Dich an den ländlichen Beschäftigungen. Es ist recht gut, wenn Du alles näher kennen lernst. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! Die Menschen sind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen! Denke, daß ich Dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe, als Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen, es wird mir ja das auch wie so manches andre gelingen. Tue nur jeden Tag das nötige, weiter bleibt uns in guten und bösen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, solange wir beisammen sind."

Während dieser langen Abwesenheit — Goethe war in Jena gewesen — kam er wie ein echter Liebhaber einmal nachts heimlich zum Schatze (21. Juni 1798).

Auch nach fast zehnjährigem Zusammenleben muß Christiane gerade damals üble Nachrede oder sonstigen Kummer erlebt haben; auf solche Erfahrungen, die Christiane einmal durch die Worte andeutete: „Ich habe Deine Liebe und bin überzeugt, daß Du mich sehr liebst; diese soll mich immer, wenn die Menschen mich be-

trüben, wieder zufrieden und froh machen", bezieht sich die größere, zuletzt angeführte Stelle.

Die geschäftliche Mittätigkeit Christianens, auf die beim Ankauf des Gutes hingewiesen war, zeigte sich auch bei einer anderen praktischen Angelegenheit. Sie half bei dem Ankauf von Pferden. „Da Du", so heißt es am 15. Februar 1799, „diese Art von Besorgungen gern übernimmst, so wird es Dir leicht werden und Du wirst für die Mühe und für den Verdruß auch manche gute Stunde haben."

Der Ankauf wurde zur vollen Zufriedenheit ausgeführt. Der Besitz eigener Pferde, „sie sind mir jetzt ein wahres Bedürfnis", heißt es wenig später, gewährte dem Besitzer die Möglichkeit, die notwendigen Reisen nach Jena bequemer auszuführen, auch der Geliebten und den Freunden kleinere Spazierfahrten zu gewähren.

In solchen Wochen arbeitsreicher Einsamkeit, die Goethe jedes Jahr mehreremale in Jena zubrachte, regte sich oft genug Sehnsucht und Verlangen. Christiane wurde häufig zu Besuchen aufgefordert. Zur Begründung solcher Einladung heißt es einmal: „Mein Verlangen, Dich und das liebe Kind wiederzusehen, ist gar zu groß, daß ich Dich eher als ich wollte, berufen muß."

In einem noch so friedlichen Zusammenleben zweier Menschen gibt es immer kleine Differenzen. Auch Götter sind gelegentlich unwirsch, und selbst göttergleiche Menschen lassen ihren Zorn am liebsten an denen aus, die ihnen am nächsten stehen. Als daher Goethe nicht gerade in vorwurfsvollem, aber doch in etwas ärgerlichem Tone der Gefährtin zu verstehen gab, durch ihre Schuld sei ein Paket abhanden gekommen, das er ihr überschickt habe (3. Mai 1799), ließ die kleine Frau es an einer recht energischen Abwehr nicht fehlen, die hier zur Charakteristik ihrer Unwissenheit in ihrer ganz unglaublichen Orthographie folgen mag. „Wegen des Packet an Haidlof bin ich verdrüßlich und alle bestelung von dir sind mir so Notwendich daß ich sie nicht geswind gnuch aus den Hauße bringen kann und du wirst auch noch nicht gehört haben, daß ein Brif oder Packet das du mir sückdes liegen geblieben währe ....

hier währ manches auch nicht besorgt wen ich es nicht besorgt daß es bey mir nicht wech gekom ist davor wollt ich mit meim leben Stehen."

Während die Pflichten der Hausfrau wuchsen, wurden ihre Rechte nicht größer. Man kann sich freilich ein ganz klares Bild des häuslichen Zirkels nicht machen, da in dem Tagebuch jener Zeit nicht, wie später so häufig, Zahl und Name der Tischgenossen angegeben werden. Aber es ist doch sehr wahrscheinlich, daß die Hausgenossen: Christiane nächst den zu ihrer Entlastung dienenden weiblichen Verwandten, August, der Hauslehrer, vielleicht auch der ständig im Hause wohnende Schreiber an den Mahlzeiten teilnahmen. Sobald aber Gäste erschienen, verschwand Christiane.

Nur gelegentlich erschien sie bei solchen Festen. Ihre Anwesenheit bei einem Diner, das Jacobi und seiner Schwester gegeben wurde und wo auch der alte Wieland zugegen war, wird durch ein böses Wort der Charlotte von Schiller (24. Juni 1805) illustriert: „Die Vulpia war von der Gesellschaft. Am Tisch, sagt Wieland, habe er (der Hausherr) ihr mit zarten Attentionen begegnet, und doch ist's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Mägdenatur haben."

Im Jahre 1799 zog Goethe auf einige Sommerwochen in sein Weimarer Gartenhaus, um dort einsamer und ungestörter als in seiner Stadtwohnung zu leben. Christiane war währenddessen in Jena und Rudolstadt, und es mußte sie eher verletzen als erfreuen, wenn sie die Worte las: „Ich habe mehr Besuch, und es kommen verschiedne Personen, die der Garten anlockt, die ich lange nicht gesehen habe." Und: „Heute abend habe ich eine Gesellschaft guter Freundinnen bei mir und hoffe, daß die Köchin ihre Sache leidlich machen wird."

Überhaupt waren während dieses Jahres die Entfernungen häufiger und länger andauernd als sonst. Trotz des langen Sommeraufenthalts im Gartenhaus wurde die arbeitsreiche Villegiatur in Jena nicht unterlassen, ja bis tief in den Spätherbst ausgedehnt. Das wurde der guten Christiane zu viel. In ihrer

treuherzigen Art, aus der doch eine gewisse Empfindlichkeit hervorblickt, hatte sie geschrieben: „Deine Zimmer, mein Lieber, und das ganze Haus ist in Ordnung und erwartet seinen Herrn mit der größten Sehnsucht. Es wird vielleicht mit dem Arbeiten hier besser gehen als sonst; Du kannst hier, wie in Jena, im Bette diktieren, und ich will des morgens nicht eher zu Dir kommen, bis Du mich verlangst, auch der Gustel soll frühe nicht zu Dir kommen. Komm nur bald; Du mußt doch bei der Einrichtung des Theaters das Beste tun, sonst wird es, wie immer, nichts."

Der Entfernte tröstete sie mit den Worten: „Daneben hab' ich noch manchen Vorteil und Genuß durch Schillers Umgang und andrer, so daß ich meine Zeit gut anwende und für die Folge manchen Nutzen sehe. Das wird Dich freuen zu hören, weil es gut ist und mir für die nächste Zeit gutes verspricht." Zu ihrer Beruhigung fügte er sodann die Worte hinzu, die ihm wirklich aus dem Herzen kamen: „Was die Menschen überhaupt betrifft, so tu ihnen nur soviel Gefälligkeiten als Du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis. ... Lebe recht wohl. Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an Dir und an dem Kinde hängt. Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinen Nächsten, das ist auf der Welt das beste."

Goethes wiederholte Leiden (1800) übten Christianen, wie schon so häufig, in der Pflicht der treuen Pflegerin. Zur Belohnung wurde ihr eine Reise nach Leipzig gestattet, und die Meßfreuden, die sie dort erwarteten, wurden ihr anschaulich genug geschildert: „Es wird Dir und dem Kind viel Freude machen, Leipzig in dieser schönen Jahreszeit zu sehen, die Spaziergänge um die Stadt sind so schön, als man sie nur wünschen kann.

Das sogenannte Panorama, worin man die ganze Stadt London, als stünde man auf einem Turm, übersieht, ist recht merkwürdig und wird Euch in Verwunderung setzen.

An der Komödie ist nicht viel, Du sollst sie aber auch sehen, nur um der Vergleichung willen. Sonst gibt es noch mancherlei und

besonders die vielerlei Waren werden Euch großen Spaß machen. Und ganz ohne Kaufen wird es nicht abgehen, das sehe ich schon im voraus. Du kannst Deine Fahrt auf die Naumburger Messe vielleicht dadurch ersparen."

Noch schwerer als das Unwohlsein des vergangenen Jahres war ein Anfall, den Goethe am Anfang des 19. Jahrhunderts zu bestehen hatte. Der Genesene gab der treuen Pflegerin ein vollgültiges Zeugnis für die Aufopferung, die sie wiederum bewährt hatte (an die Mutter 1. Februar 1801). „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beide machen mir, bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude."

Zur Rekonvaleszenz mußte der Wiedergenesene im Sommer 1801 nach Pyrmont. Er nahm den Sohn mit, blieb mit ihm eine Weile in Göttingen und ergriff mehrfach die Gelegenheit, das Betragen des Knaben zu loben. Aber er wurde auch nicht müde, seine Liebe zu der Entfernten zum Ausdruck zu bringen. Nach dem naiven Geständnis: „Von Äugelchen war wohl manches Artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen" heißt es: „Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel wiedersehen und Dich an mein Herz drücken und Dir sagen, daß ich Dich immer fort und immer mehr liebe."

Auf dem Rückweg hielten sich die Reisenden längere Zeit in Göttingen auf, und teils um das Wiedersehen nicht zu lange aufzuschieben, teils um der Einsamen wieder einmal eine Freude zu bereiten, bestellte er sie nach Kassel, wo die ganze kleine Familie einige vergnügte Tage zusammen verbrachte.

In das Jahr 1801 fällt ein kleiner Scherz, in dem man doch wohl auch eine Huldigung für Christiane finden kann. Damals hatte Franz Kirms, der treue Mitarbeiter Goethes in Theaterdingen, ein scherzhaftes Rundschreiben an die Junggesellen Weimars ergehen lassen mit der Aufforderung, sich durch eine Beisteuer von einer ihnen drohenden Karikatur loszukaufen, auf der sie porträt-

ähnlich als Mietsgäule dargestellt werden sollten, die in der Unterwelt von alten Jungfern regiert wurden. Der Dichter sandte darauf folgenden Vierzeiler:

Ich wüßte nicht, daß ich ein Grauen spürte
Vor jenen Alten in der Unterwelt,
Wenn nur nicht jede, die mir wohl gefällt,
Hier oben mich nach Wunsch regierte.

Gewiß soll dies kein Klageruf sein über die Tyrannei, unter der der Dichter schmachtete, sondern eine liebenswürdige Selbstironisierung, ein gutgemeinter Scherz über das Pantoffelregiment, dessen Druck er gar nicht ungerne ertrug.

Die letzte Entbindung Christianens brachte nur Leid in das stille Haus. Das Kind, wahrscheinlich am 16. Dezember 1802 geboren, starb bereits am 21. Am 16. schrieb Goethe an Schiller: „Herzlich danke ich für den freundschaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen ist bei uns glücklich angekommen. Bis jetzt geht alles gut. Die Kleine wird sich Ihres Andenkens recht erfreuen."

Aber schon am 19. fügte er hinzu: „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Wert Ihres Anteils." (Leider ist der Brief Schillers, in dem diese Anteilnahme ausgesprochen ist, nicht erhalten.)

Christiane ging im Sommer 1803, um nach den körperlichen und seelischen Strapazen Ruhe und Erholung zu finden, auf fünf Wochen nach Lauchstedt. Von dort schrieb sie im ganzen 81 Quartseiten tagebuchartiger Aufzeichnungen. Goethe antwortete sehr anmutig: „Mit dem schlechten Wetter müßt ihr freilich Geduld haben und sehen, wie ihr Euch in Sälen und sonst unterhaltet, dagegen kann es bald recht schön werden und ich sehe gern, wenn Du solange dort bleibst als Dir's gefällt. Im Hause vermissen wir Dich sehr und Ernestine wird für Sorgen schon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüs', oder sonst was zukaufen, weil das

Ausgesetzte nicht reichen will. Das ist aber eigentlich ein Spaß und August ist sehr tätig bei dieser Gelegenheit. Er wird Dir selbst schreiben. Wir kommen fast nicht voneinander und er ist gar unterhaltend und artig. Nach Lauchstedt möchte er gar zu gern. Vor Allem will ich Schillers Reise abwarten und dann auch an die meinige denken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke und will sehen, wie weit ich komme. Fahre nur fort mir täglich zu schreiben, wenn es auch nur wenig ist. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen, wie Du Deine Zeit hinbringst. Lebe wohl und gedenke mein. Ich liebe Dich herzlich." Auch der folgende Brief (28. Juni 1803) muß hier wörtlich gegeben werden, weil er die erste Schilderung des häuslichen Lebens bei Abwesenheit der Herrin enthält, denn die meisten anderen Briefe Goethes sind während seiner Reisen an die zu Hause weilende Hausfrau geschrieben. (Die Stelle über die Mutter bezieht sich auf den liebenswürdigen Empfang, der Frau Rat von der Königin Luise von Preußen bereitet worden war.) Der Brief lautet: „Du bist recht lieb und gut, daß Du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen auch im Einzelnen zu wissen wie Dir's geht. Bleibe nur in Lauchstedt solange Du Lust hast, auf alle Fälle sehe ich gern, wenn Du Dich den ganzen Monat Juli dort aufhältst, denn ich habe eine wichtige Arbeit vorgenommen, wobei mir die Einsamkeit wohltut, ob ich mich gleich oft genug nach Dir sehne. Bin ich damit zu Stande, so komme ich Dich abzuholen, das mir auch gut sein wird.

Im Hause läßt sich's auch besser an, und da der Herzog wieder hier ist, werde ich öfter nach Hofe geladen, manchmal bin ich in Tiefurth und da ich öfters reite, so vermisse ich die Pferde auch nicht. Sei also nur froh und außer Sorgen.

August hält sich sehr brav und bleibt gern bei mir, auch gehen wir oft zusammen spazieren.

Der guten Mutter ist eine große Freude begegnet, wie Du aus beiliegendem Blatt sehen kannst. Zeige das Blatt niemand, ob Du gleich das allgemeine der Geschichte erzählen kannst. August grüßt. Er hat das Heumachen besorgt, gehauen ist es und wird

bei dem schönen Wetter auch wohl glücklich hereinkommen. Lebe tausendmal wohl." Die ferneren nach Lauchstedt gesandten Schreiben sind mehr Referate als Bekenntnisse, aber ein zärtliches Wort wie das „Lebewohl, gedenke mein, ich liebe Dich herzlich und verlange sehr, Dich wieder zu besitzen", wiegt schwerer als lange Reden.

Christiane war in Lauchstedt in ihrer Art für Goethe tätig. Denn da in dem genannten Badeorte Vorstellungen der Weimarer Truppe stattfanden, so übernahm sie, die eifrige und durchaus nicht verständnislose Theaterbesucherin, Referate für den Theaterdirektor, der mit Aufmerksamkeit gerade die Leistungen der Sommergastspiele seiner Schauspieler betrachtete. Einen hübschen Einblick in das Verhältnis der Engverbundenen lassen folgende Stellen tun (7. Juli 1803): „Mit den Äugelchen geht es, merke ich, ein wenig stark, nimm Dich nur in acht, daß keine Augen daraus werden" und „wie sehr von Herzen ich Dich liebe, fühle ich erst recht, da ich mich an Deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann." Auch die letzten Briefe, die während dieser langen Abwesenheit der Hausfrau geschrieben wurden, ergänzen das artige Bild in höchst wünschenswerter Weise. Goethe berichtet von dem Verkaufe des Roßlaer Gutes, ermuntert die Gefährtin, mit einer Freundin oder mehreren nach Dessau zu fahren, und das Geld nicht zu schonen, meldet vergnügt, daß die Köchin sich besonders angreife und sehr viel koche, ist sehr erfreut, daß sie die Dessauer Reise unterlasse und wieder zurückkomme, „denn freilich fehlst Du mir an allen Enden." Und bevor er die Mahnung an die Abwesende ergehen läßt: „Tue mir aber nun die Liebe und übertreibe es diese letzte Zeit nicht mit Tanzen und schließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß" hatte er geschrieben: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten neuen schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drucken kann." Sie hatte nämlich berichtet: „es ist mit Tanzen und Äugelchen just genug" Bedenkt man nun, daß Goethe damals 54 Jahre alt, 15 Jahre mit Christiane verbunden war, daß also die jugendliche Epoche erotischer Anwandlungen und auch die Zeit erhöhter ehelicher

Courtoisie vorüber war, so sind diese Äußerungen in Goethes Briefen ungemein bedeutsam.

Ein erneuter Aufenthalt Christianens in Lauchstedt gab nach längerer Pause wieder Veranlassung zu einigen Briefen. Auch in ihnen fehlen die zärtlichen Worte nicht (17. Juli 1804): „Lebe recht wohl und vergnügt, im Hause geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geistchen scheint darin umzugehen und alles anzuordnen."

Wiederum war sie, wie so häufig, in theatralischen Dingen die Mittelsperson. Sie sollte zu ihrem Geburtstage wieder in ihr Heim kommen und wurde schon im voraus freundlich willkommen geheißen. „Ich will eine Flasche Champagner parat halten, um Dich gut und freundlich zu empfangen, denn mich verlangt sehr, Dich wieder zu haben." Und noch einmal wurde kurz vor ihrer Rückkehr ein Sehnsuchtsruf laut (1. August 1804): „Daß Ihr den Montag wiederkommt, freut mich sehr, ich wollte, Ihr wärt schon da. Wenn man zusammen ist, so weiß man nicht, was man hat, weil man es so gewohnt ist. Wir wollen recht vergnügt diese schönen Monate noch zusammen leben."

Merkwürdig spät beginnt das Bestreben, Christiane in Gesellschaft zu führen, sie mit Personen anderer Kreise bekannt zu machen. Mit Schauspielern hatte Christiane lebhaften Verkehr. Freunde, die längere Zeit bei Goethe wohnten, ließen es an Aufmerksamkeiten nicht fehlen, aber die Damen, namentlich die Weimaranerinnen, hielten sich zurück. Um so auffallender erscheint eine Aufforderung, wie die vom 27. Juli 1805, Christiane möge bei Fräulein Jacobi, die gar freundlich gegen sie gesinnt sei, einen Besuch machen. (Vgl. oben S. 57.)

Dasselbe Streben zeigt sich in den Grüßen, die er von seiner „Begleiterin", seiner „kleinen Reisegefährtin" von Lauchstedt aus an Wolfs nach Halle schickte. Der gemeinschaftliche Badeaufenthalt, während dessen Goethe als Rekonvaleszent treuer Pflege bedurfte, hatte ihn die tätige Sorgfalt seiner Gefährtin erkennen lassen. Als er daher eine neue Reise antrat, hielt er mit dem Bekenntnis seines

Dankes nicht zurück. „Von hier schreibe ich Dir einige Worte, damit Du erfahrest, wie es uns geht und danke Dir vorher für alle Liebe und Treue, die Du mir auch in der letzten Zeit erwiesen hast, möge es Dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles was an mir liegt zeitlebens beizutragen hoffe."

Und auch nach der Rückkehr, von Lauchstedt aus, fehlte es nicht an zärtlichen Worten: „Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht, freue ich mich dessen vorzüglich um Deinetwillen, so wie ich an allen Orten, wo etwas angenehmes vorkam, Dich im stillen zu mir wünschte."

Erst 1806 fand wieder eine längere Trennung statt durch die notwendige Reise nach Karlsbad. Der Abwesende trug in seinen zahlreichen Briefen immer Sorge, daß Christiane sich amüsiere und das Geld nicht schone (z. B. einmal: „Lebe übrigens wohl bei Deinen Frühstücken, Mittagsessen, Tänzen und Schauspielen"). Ihre bevorzugten Gefährtinnen aus jener Zeit waren einzelne Schauspielerinnen, z. B. Frl. Elsermann.

So nahte sich die schwerste Periode in Christianens Leben ihrem Ende. Die schwerste, denn wenn sie auch im letzten Drittel ihrer Vereinigung mit dem großen Manne körperlich stärker litt, — die schlimmsten seelischen Qualen hatte sie von 1797—1806 zu bestehen.

In dieser Periode war das Kind gestorben, das sie ebenso wie ihr Gefährte sehnsüchtig erwartet hatte und damit ihre Hoffnung begraben, Mutter lebenskräftiger Kinder zu werden. In dieser Zeit hatte sie trotz der freundlichen Bewillkommnung durch Frau Rat und trotz gelegentlicher Aufnahme in die Gesellschaft immer aufs neue erfahren müssen, daß sie eine Ausgestoßene oder höchstens Halbgeduldete war. Der Welt gegenüber, ja auch dem eigenen Hause war und blieb sie die Demoiselle Vulpius. Sie hatte kein Recht, sich mit dem Titel zu nennen, der ihr doch von Rechts wegen zukam und vermaß sich in ihrem schlichten Sinne wohl kaum, den Gefährten zu dem Schritte zu drängen, den er ihr schuldig war: der Anerkennung der Ehe.

Was halfen ihr Liebesworte und Zärtlichkeitsbeweise? Oder ge-



Christiane

Zeichnung von F. Bury. 1800

(Goethenationalmuseum in Weimar)

nügte ihr das stille Gewährenlassen, das ihr Pflichten und Rechte der Hausfrau einräumte ohne den Titel? War sie zufrieden damit, daß selbst in einem der schwersten Momente, da Goethe die Nachricht von Schillers Tode beigebracht wurde, niemand anders zugegen war als sie?

Aber die Epoche des Martyriums ging zu Ende. Das Jahr der großen Katastrophe, das unendliches Elend über die meisten brachte, verschaffte ihr, der Dulderin, auch der Welt gegenüber die Stellung, die sie so lange erharrt hatte, und deren sie würdig war.

III.

1806—1816.

In dem genannten Jahre 1806 fand Goethes Vermählung statt. Sie wurde eingeleitet durch den folgenden, oft angeführten Brief an den Oberkonsistorialrat und Hofprediger Günther (17. Okt.): „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die soviel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.

Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte!"

Am Abend des 18. Okt. dankte Goethe Christiane vor versammelten Hausgenossen für ihre Treue in den schweren Tagen und schloß mit den Worten: „So Gott will, sind wir morgen Mann und Frau."

Die Verheiratung fand am 19. statt. Auf S. 67 berichtet Bd. 4 des „Trauungsregisters der Großh. Hofgemeinde von 1801 bis 1821", daß im Jahre 1806:

> „Sr. Excellenz Herr Johann Wolfgang von Göthe Fürstl. Sächß. Geheimer Rath allhier, mit Demoisell Johanna Christina Sophia geb. Vulpius, des weil. Herrn Johann Friedrich Vulpius, Fürstl. Sächß. Amts-Copistens allhier hinterlassene älteste Tochter sind Dom. XX post Trinitatis (19. Okt.) in allhiesiger Fürstl. Hofkirchen Sacristey von dem Herrn Oberconsist. Rath Günther in der Stille copuliert worden."

Der getreue Voigt hatte die gesetzlichen Hindernisse hinweggeräumt, die sich einer so schnellen Kopulierung entgegenstellten. Das Ereignis meldete Goethe dem befreundeten Nikolaus Meyer

mit folgenden Worten (20. Oktober): „Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, also am 20. Sonntage nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten."

Auch Knebel, der sich ja in ähnlicher Lage befand, erhielt die kurze Nachricht, „daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehelicht bin, wird Euch freuen. Unsere Trauringe werden vom 14. Oktober datiert."

Anderen Freunden gegenüber, wie Wolf und Frau Frommann, erwähnte er manchmal seine „kleine Frau"; seinem Herzog meldete er erst einige Monate später (25. Dezember) das Geschehene. „Da man der bösen Tage sich oft erinnert, so ist es eine Erheiterung, auch der guten zu gedenken und mancherlei Epochen zu vergleichen; so fiel mir auf, daß heute vor 17 Jahren mein August mich mit seiner Ankunft erfreute. Er läßt sich noch immer gut an und ich konnte mir Ew. Durchl. Einwilligung aus der Ferne versprechen, als ich in den unsichersten Augenblicken durch ein gesetzliches Band ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen sehen."

Die Vorgänge, die unmittelbar zu der Ausführung dieses immer wieder aufgeschobenen Entschlusses, Christiane auch öffentlich als Frau anzuerkennen, führten, sind von den Beteiligten nicht genau überliefert. Man weiß nur, daß es in den Oktobertagen sehr bewegt zuging. Nach der Schlacht von Jena (14. Oktober) wälzten sich die französischen Heermassen über Weimar. In Goethes Hause war starke Einquartierung. Er hatte zuerst den General Viktor, dann die Marschälle Lannes und Augereau im Hause mit Adjutantur und Gefolge. In einer Nacht mußten für 40 Personen Betten bereitet werden. Zerstört wurde im Hause nichts. Die „Freundlichkeit" der französischen Generäle wird oft gerühmt.

Riemers Bericht, der den Biographien ausschließlich zugrunde

liegt, weiß zu melden, daß, als es zwei Tirailleurs gelang, heimlich in Goethes Schlafzimmer zu dringen, Christiane, die sich dort befand, durch ihre Geistesgegenwart den Geliebten von dem Angriff der Feinde dadurch befreite, daß sie sich dazwischen warf und durch ihr Hilfegeschrei andere herbeirief, vor denen die Angreifer flüchteten.

Alle anderen Erzählungen sind müßige oder hämische Erfindungen. Zu denen letzterer Art gehört die immer wiederholte: die Trauung sei unter dem Donner der Kanonen vollzogen worden, eine Geschichte, die vielleicht in der obenerwähnten Datierung der Trauringe ihren Ursprung hat. Zu den Erfindungen ersterer Art ist zu rechnen, daß die Heirat auf Napoleons Antrieb, ja auf seinen Befehl erfolgt sei. Unter diesen Geschichten ist eine ganz neuerdings aufgewärmte, die von einer 1906 verstorbenen, ehemaligen Bäckersfrau Voigtritter herrührt, die dem Hause am Frauenplan gegenüber wohnte. Irgendwelchen historischen Wert hat diese Darstellung absolut nicht; sie möge hier stehen, als Beispiel, wie man sich in Weimar die Vorgänge zusammenreimte:

Napoleon ließ sich bei Goethe zum Essen ansagen und als sie aßen, servierte die Christiane. „Wie stehen Sie mit der Dame?" fragte Napoleon und Goethe wußte keine Antwort. „Das nächste Mal, wenn ich wiederkomme, sind Sie verheiratet!" sagte Napoleon, und der duldete keinen Widerspruch. Goethe aber tat nichts dergleichen, bis zur Schlacht bei Jena. Als man in Weimar die Kanonen in einem fort bullern hörte, dachte er: „Jetzt kommt Napoleon, jetzt ist's Zeit!" Und er sagte zur Vulpius: „Zieh dich ein bischen gut an!" Sie zog sich an und unterdessen fuhr der Wagen vor. „Wir wollen ausfahren", sagte Goethe. Und als sie in der Kutsche saßen, sagte er: „Wir wollen uns trauen lassen." So wurden sie in der Jakobskirche getraut, während draußen die Kanonen donnerten. Zu Hause wurde weiter nicht gefeiert. Es war gerade der Wochentag, wo die Schauspieler in Goethes Haus kamen, um ihre Rollen herzusagen. Sie versammelten sich wie gewöhnlich im Saal und Christiane ging wie sonst zu ihnen hinein und fragte: „Seid ihr alle da?" „Ja, wir sind alle da!" „Na,

dann guckt mich einmal an!" Die Schauspieler sahen sie von oben bis unten an, konnten aber nichts Besonderes wahrnehmen. „Na, denn guckt doch ordentlich, könnt ihr denn wirklich keine Veränderung an mir sehen?" Aber keiner konnte was Neues an ihr sehen. „Na, dann will ich's euch sagen, ich bin heute Frau Geheime Rat von Goethe geworden. Wir haben uns heute trauen lassen!" Da war der Jubel groß, denn die Schauspieler hatten die Christiane gern, weil sie sie immer gut traktierte und manchmal für sie Fürsprache einlegte.

Gewiß gaben die äußeren Verhältnisse den unmittelbaren Anstoß zu dem lange erwarteten Schritt. Der eigentliche Grund ist aber doch in der immer stärker werdenden Einsicht zu suchen, daß bei dem Heranwachsen des Sohnes die unregelmäßigen Verhältnisse, unter denen dieser in Weimar und auswärts leiden mußte, beendet werden müßten. Auch der Wunsch, Christiane in der Weimarer Gesellschaft eine würdigere Stellung zu geben, trug zur Bekräftigung des Entschlusses bei. Ein inneres Bedürfnis zur Eheschließung war bei Goethe nicht vorhanden; noch bestand, wie in früheren Zeiten, seine Ehescheu. Wenige Jahre vorher hatte er seinen Standpunkt in folgender, etwas eigenartiger Weise dargelegt: „Es geht mit allen Geschäften, wie mit der Ehe, man denkt wunder was man zustande gebracht habe, wenn man copuliert ist und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht, weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames, nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß."

Die vorgenommene Änderung gab sich äußerlich nur darin kund, daß nun häufiger als bisher bei Grüßen an die Freunde auch die „Meinigen" als Besteller genannt wurden. Vor allem zeigt sich nun auch das Streben, die Frau Geheimrätin in die Gesellschaft einzuführen. Das war nicht ganz leicht. Sie an den Hof zu bringen wurde wohl kein ernstlicher Versuch gemacht. Die eingesessenen Weimarer Damen vom Schlage der Charlotte von Schiller und Charlotte von Stein blieben bei ihrer oft ausgesprochenen Abneigung widerspenstig und verharrten in ihrem Groll.

Da fügte es sich gut, daß eine Frau nach Weimar gezogen war, die einigermaßen an weltstädtische Verhältnisse gewöhnt, unberührt von kleinstädtischem Klatsch, durch ihre Persönlichkeit und ihre Mittel wohl geeignet, ein Haus großen Stils zu führen, Goethe dazu die Möglichkeit gewährte, nämlich Johanna Schopenhauer. Johanna Schopenhauer geb. Trosiner aus Danzig, 1766—1838, hatte ihren Gatten, einen reichen Kaufherrn, 1805 nach zwanzigjähriger Ehe verloren und war mit ihren Kindern, dem Sohne Arthur, der dem väterlichen Namen Ruhm und Glanz verleihen sollte, und der damals neunjährigen Tochter Adele, am 14. Mai 1806 nach Weimar übergesiedelt. Sie war gewiß die erste vermögende Dame aus guten bürgerlichen Kreisen, die sich in Weimar niederließ und wurde dort die Schöpferin der vornehmen, außerhalb des Hofes stehenden Geselligkeit. Sie war eine feingebildete, kunstverständige und kunstgeübte Frau, die ihren Gesichtskreis durch große Reisen erweitert hatte, ohne Vorurteile, von freierer Lebensauffassung als die engen Philisterschichten, wie sie sich in Weimar gebildet hatten. Sie hatte schriftstellerische Neigungen, war aber damals noch nicht als Autorin aufgetreten. Bald nach ihrer Ankunft, jedenfalls schon Anfang Herbst 1806, eröffnete sie ihr Haus, dessen Glanzzeit sofort begann und auch durch die schwere Not, die alsbald über Weimar hereinzog und von der das Schopenhauersche Haus, wenn auch nicht in dem Grade wie andere betroffen wurde, kaum eine Unterbrechung erlitt. Bereits am 21. Oktober führte Goethe seine Frau in das gastliche Haus ein. „Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen wäre," erzählte Frau Johanna. „Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten Goethe war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß. Sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald

durch. In meiner Lage und bei dem Ansehn und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern."

Dem Beispiel, das Frau Johanna gegeben, folgten die anderen Frauen zögernd nach. Selbst Frau von Stein, die ja die störrischste gewesen war und zum Widerstand den meisten Grund zu haben glaubte, schrieb ihrem Sohne Fritz: „Angenehm ist es mir freilich nicht, in der Gesellschaft zu sein, indessen da er das Creaturchen sehr liebt, so kann ich es ihm wohl einmal zu Gefallen tun" (nämlich in einer Gesellschaft in seinem Hause zu erscheinen).

Aus einer späteren Zeit (Ende 1808) weiß man aus Christianens Bericht, daß sie 18 vornehmen Damen Visite machte, daß zu einem großen Tee bei ihr 30 Personen, darunter die Frauen von Stein, Schiller, Wolzogen erschienen, und daß sie zu einem großen Souper bei Wolzogens eingeladen war. In ihrer Harmlosigkeit fügte sie sogar hinzu, daß sie Charlotte von Schiller und deren Schwester recht lieb gewonnen habe. Die Erstgenannte bequemte sich wirklich dazu, dem Meister gelegentlich einzelne freundliche Worte über Christiane zu schreiben, wofür sie sich denn freilich in Briefen an andere reichlich schadlos hielt.

Seit dieser im ganzen gelungenen Einführung Christianens in die wohlgefügte, schwer zu erstürmende Sozietät der kleinen Stadt die an den zwar ungeschriebenen aber fest eingeprägten Satzungen zäh festhielt und Abweichungen von der Regel selbst dem Höchststehenden schwer verzieh, macht sich bei Goethe das Bestreben geltend, überall die „Gattin" hervorzuheben und ihr die gebührende Achtung zu verschaffen. Dies erfolgte auf mannigfache Weise.

Zunächst kann man als eine Festigung ihrer Stellung betrachten, daß der Ehemann sich seiner Frau annahm, sobald sie öffentlich verletzt wurde. Die Nr. 328 der Allg. Zeitung vom 24. November brachte eine Weimarer Korrespondenz vom 6. d. M. die so lautete: „Goethe ließ sich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit seiner vieljährigen Haushälterin Dlle. Vulpius trauen und so zog sie allein einen Treffer, während viele Tausend Nieten fielen. Nur

der Ununterrichtete kann darüber lächeln. Es war sehr brav vom Goethe, der nichts auf gewöhnlichem Wege tut."

Darauf schrieb der Beschuldigte in einem Brief an Cotta, der auch eine sehr energische Abwehr der unanständigen Art enthielt, wie man über Falk und Vulpius in einem andern Artikel gesprochen hatte, folgendes: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führe es noch. Ich habe über das Blatt geschwiegen, weil diese Dinge leicht an mir vorüber gehen."

Einer solch öffentlichen Rechtfertigung tritt eine private Ehrung zur Seite. Man kann nämlich seit Ende 1806 auch Ton und Art der Briefe verändert finden. Hatte es auch in den zahlreichen bisher geschriebenen und oben exzerpierten Episteln nicht an zärtlichen und liebevollen Stellen gefehlt, so sind sie, manche Ausnahmen abgerechnet, Notizenzettel, in denen vieles nur angedeutet und für das mündliche Gespräch aufgespart wird. Die ersten an die in Frankfurt weilende Frau gerichteten Briefe dagegen machen mehr den Eindruck von Botschaften an eine Gleichgestellte; sie sind ausführlich und tragen geflissentlich eine Hochachtung zur Schau. So beginnt gleich der erste Brief: „Daß uns die liebe gute Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht sehr. Es ist mehr als jemals nötig, genialisch zu sein, wenn man nur einigermaßen leben und sich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen, war mir sehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde, er überzeugt mich von dem, was ich voraussah, daß die Zusammenkunft erfreulich sein würde."

Und kurz nachher begründet der Briefschreiber seine Ausführlichkeit mit der Reflexion: „Zum Schreiben mag sich unter den gegenwärtigen Umständen wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umständlicher sein. Denn ich halte

dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, so soll man sich wechselseitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man sich aber bald wieder zu sehen, so ist es gut, nicht aus dem Zusammenhange zu kommen."

Der Frankfurter Freunde, die die Absicht wohl verstanden, warum Christiane nach Frankfurt gesendet wurde, ward besonders herzlich dabei gedacht, z. B. Frau Esther Marie Margarete Stock. „Sie können leicht denken, werteste Freundin, daß seit dem 12. dieses, als dem Tage, wo meine kleine Frau zurückkam, Frankfurt unser beständiges Gespräch gewesen, und daß es mir fast zu Mute ist, als käme ich selbst daher. Haben Sie tausend Dank für alles Gute und Freundliche, das sie der Reisenden erzeigen wollen, für die eine lebhafte Erinnerung jener heitern Stunden ein kostbarer Schatz für die Zukunft bleiben wird."

Denn es war eine wirkliche Art der Firmelung Christianens, daß sie nun allein nach Frankfurt geschickt wurde, um sich dort zu präsentieren und die Goethes Gattin zukommenden Ehren in Empfang zu nehmen.

Hatte doch die Mutter, die alsbald Kunde von dem Ereignis erhielt, ihren warmen Segen dazu gegeben (27. Oktober 1806): „Zu Deinem neuen Stand wünsche Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen. Da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte Euch, meinen Segen habt Ihr hiermit in vollem Maße, der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon für den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochpeinlichen erbärmlichen Zeiten tun kann. Aber nur Geduld! Die Wechselbriefe, die ich von unserem Gott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich dieses schreibe, die Sonne scheint. Darauf verlaßt Euch, Ihr sollt mit Eurem Teil zufrieden sein, das schwöre ich Euch. Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirbel lebten."

Wie Christiane in Frankfurt aufgenommen, während ihrer An-

wesenheit und nach ihrem Weggange beurteilt wurde, lehrt das herrliche Zeugnis, das ihr Mutter Goethe ausstellte (17. April 1807). „Ja, wir waren sehr vergnügt und glücklich bei einander. Du kannst Gott danken. So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über alles, was Dich angeht. Und was mir unaussprechlich wohl tat, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten. Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, wie nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können. Mit einem Wort, es war ein glücklicher Gedanke, sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen. Alle vereinigen sich mit mir, Dich glücklich zu preisen und wünschen Euch Leben, Gesundheit und alles Gute, was Euch vergnügt und froh machen kann. Amen!"

Freilich konnte Christiane das große Talent der Schwiegermutter, Märchen zu erzählen, nicht erproben und genießen, denn Frau Rat war während der Zeit von Christianes Anwesenheit so von Katarrhen geplagt, daß sie nur das Nötigste sprechen konnte.

Nach diesem Zusammensein wird der Ton in den Briefen der Frau Rat noch inniger und zärtlicher, auch das Eingehen auf die eigenen Verhältnisse dadurch vertrauter, daß sie nun von Dingen und Personen berichten konnte, die der Korrespondentin bekannt geworden waren. Die alte, noch immer lebenslustige Frau schildert z. B. einmal ihre Pfingstvergnügungen und fährt dann fort (16. Mai 1807): „Sie sind bei Ihrer Nachhausekunft recht in Tätigkeit gesetzt worden; da ich aber nun das Vergnügen habe, Ihnen genauer zu kennen, durch die Kriegstrubel, die Sie so meisterhaft bestanden haben, in meinem Glauben an Ihnen bestärkt und befestigt, so haben meine Sorgen um alles, was in Ihrem Wirkungskreise liegt, von oben bis ganz herunter ein Ende. Das alles hat die nähere Bekanntschaft mit Ihnen bewerkstelligt, Gott erhalte und segne Ihnen für alle Ihre Liebe und Treue."

Gewiß hätte das häufigere Verweilen Augusts im großmütterlichen Hause teils auf seiner Reise nach Heidelberg, teils von Heidel-

berg aus, dieses Verhältnis der beiden so ungleichartigen Frauen noch mehr verstärkt und vertieft; bald aber wurde Frau Rat aus dem Leben abberufen.

Die letzten Zeilen, die die gute Frau schrieb, sind an Christiane gerichtet, es war der dritte Brief an einem Tag voll glühender Hitze; das war für die alte Dame, die das Briefschreiben auf eine Stufe mit Daumenschrauben setzte, zuviel. Sie starb am 13. September 1808. Christianes Trauer um sie war gewiß aufrichtig, — leider besitzen wir keinen Brief der Schwiegertochter an die Schwiegermutter und auch keine Äußerung jener, die an andere gerichtet sind. Die Trauer war gewiß ebenso wahrhaftig, wie die Liebe und Verehrung für die Treffliche während ihres Lebens. War diese gesunde, klarblickende und bei allem Verstande tief gemütvolle Frau doch die erste gewesen, die Christiane als ebenbürtig aufgenommen hatte, fast die einzige, die nie an ihr gezweifelt und keiner Klatscherei, an der es in Frankfurt so wenig wie in Weimar gefehlt haben mag, das Ohr geliehen hatte. Von ihr rührt das schöne Wort her, mit dem Christiane als einem glänzenden Ehrenzeugnis sich schmücken durfte. „Denn meine liebe Tochter verdient, daß man so viel es möglich ist, ihr Freude und Vergnügen bereitet." (10. August 1804.)

Rigoristen werden nun nicht mit Unrecht sagen: gegen eine Frau, die nicht nur in guten Tagen ihre Pflicht treu übte, sondern sich in schweren Tagen so herrlich bewährt hatte, wäre unverbrüchliche Treue die erste Pflicht gewesen. Eine solche Treue durfte aber nicht nur bestehen in dem häufigen Ausdruck zärtlicher Gesinnung, sie durfte sich auch nicht zufrieden geben mit der äußeren Anerkennung der Stellung der Gattin, sondern sie hätte sich bewähren müssen in enger, ungestörter Gemeinschaft.

Aber ein Genius ist nicht mit demselben Maßstab zu messen, wie ein gewöhnliches Erdenkind. Soll man es dem schönheitstrunkenen Dichter, soll man es dem Manne verargen, der die zarte, weiche Hingabe edler Frauennaturen als unentbehrliche Lebensnahrung verlangte, der nicht obgleich, sondern weil er über die Epoche wilder

Begehrlichkeit heraus war, frische Anmuth, jungfräuliche Ergriffenheit, süßes Lächeln lieblicher Mädchengestalten mit den Augen des Mannes und des Poeten einsog, daß er auch einmal und gerade damals an einem holden Mädchen Gefallen fand, ja sogar von einer vorübergehenden Leidenschaft ergriffen wurde?

Dies geschah Goethe mit **Wilhelmine Herzlieb**.

Der eigenartige Zauber dieses jungen Mädchens, das 1806—08 im Frommannschen Hause lebte, tat es ihm an. Er liebte sie, wie er selbst später einmal gestand, „mehr als billig". Nichts von einem Verhältnis im vulgären Sinne des Wortes. Männliches Wohlgefallen, geistige Schwärmerei, mit einer minimalen Dosis Sinnlichkeit gemischt auf seiten des älteren Mannes, eine Spur koketten Behagens an der ihr ungewohnten Huldigung, herzliche Verehrung für den berühmten Mann von seiten der Jungfrau. Die Anschauung, die man uns neuerdings auf Grund bisher ungedruckter Briefe hat einreden wollen, daß auch Wilhelmine für den alternden Dichter von einer starken Leidenschaft ergriffen worden wäre, muß gerade auf Grund dieser Aktenstücke als gänzlich haltlos zurückgewiesen werden. Ein Mädchen, das einer Freundin gegenüber einmal die Worte braucht: „Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch so weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe, beste Freundin, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist und damit Punktum", ist nicht von Liebe erfüllt. Sie fühlt nur Bewunderung, vermischt mit ein bischen Wehmut für den genialen Mann, der ihrer Meinung nach nicht das höchste Erdenglück genießt; alle Wünsche sind ihr entrückt; das Verlangen, ihm mehr sein zu

wollen als die Gaukelfigur eines schönen Märchens, bleibt ihr völlig fern.

Und auch Goethe löste mit starker Hand das Netz, das sich über ihm zusammenzuziehen drohte. Er griff zu dem bewährten Rezept, sich durch eine poetische Beichte von der schweren Last zu befreien. Wie er in Werthers Leiden die Leidenschaft für die Wetzlarer Lotte abgeschüttelt, die ihn furchtbar gepackt, ja dem Selbstmord nahe gebracht hatte, so entwand er sich der bedrohlichen Neigung zu Wilhelmine durch ihre Verklärung in den „Wahlverwandtschaften". Gewiß ist Goethe nicht Eduard und Ottilie gleicht nicht in allem und jedem dem geliebten Mädchen, aber die Idylle im Frommannschen Hause und deren Hauptakteure haben den Ereignissen ihre Grundlage und der Schilderung Licht und Farbe geliehen. Man mag es poetisch ungerecht nennen, weil es auch der Wirklichkeit entgegengesetzt ist, daß Ottilie in den Tod geht und Eduard dem Leben, freilich einem freudlosen, erhalten bleibt, aber Poesie und Wirklichkeit kamen gleichermaßen in dem Roman zu ihrem Recht. Denn es bleibt eine poetische Sühne und ein menschlich erschütterndes Faktum, daß die große Lehre der Entsagung gepredigt und wirklich geübt und daß der unglaublichen Verirrung der Leidenschaft gegenüber die Heiligkeit der Ehe gepredigt wird.

Der Liebe und Verzeihung seiner Gattin war Goethe so sicher, daß er sie, vielleicht als der Zwischenfall ihn noch beschäftigte, zur Mitwisserin seiner Lage machte und ihr später, am 6. November 1810 schrieb: „Gestern Abend habe ich auch Minchen wieder gesehen. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zusammenkommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nur eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt, Betragen, u. s. w. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir garnicht übelnehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben."

Als Goethe in demselben Jahre 1807, in dem Christiane in Frankfurt geweilt hatte, nach Karlsbad ging, wo er länger als gewöhnlich verweilte, schickte er der Gattin außerordentlich viele kleine Geschenke, für sie selbst, die Freunde und Freundinnen, und

begründete dies reichliche Spenden bei einer der Sendungen mit den Worten: „Dabei bleibt mein Hauptspaß, allerlei für Dich auszudenken. Denn ich muß Dir nur verraten, daß ich Dir noch eine Kopfkette machen lasse von künstlichen Steinen, die so schön sind, als die natürlichen nicht sein können und welche Dir gewiß viel Freude machen wird. Ich habe das Werk auf allerlei Weise ausstudiert und zusammengeschafft, so daß es recht vergnüglich werden muß. Das Glaswesen kommt auch nach und nach herbei."

Auch darin zeigt sich der große Unterschied dieser späteren von der früheren Zeit, daß er nun die von ihm gemachten Bekanntschaften namentlich anführte und die neugewonnenen Freunde veranlaßte, die Gattin zu besuchen, wenn sie auf ihrer Rückreise Weimar berührten.

Zu den erfreulichsten Karlsbader Bekanntschaften gehörte K. F. v. Reinhard, ein Landsmann Schillers, bisher französischer Gesandter in Moskau, und seine Gattin, eine feine Hamburgerin aus vornehmster Familie. Beide werden am 16. Juli 1807 der Gattin angekündigt und folgendermaßen charakterisiert: „Resident Reinhard mit seiner Familie geht morgen ab, über Dresden, und kommt wahrscheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sei freundlich gegen sie, wenn sie Dich besuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu sehen und kennen zu lernen. An ihm wirst Du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern Du zu ihr einiges Verhältnis haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und tätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig; Eigenschaften, die Du Dir nicht anmaßest. Sie kennt Madame Schopenhauer und hofft, auch mit ihr in Weimar zusammenzutreffen."

Wirklich kamen die Genannten nach Weimar; Frau Reinhard hat einer nahen Verwandten gegenüber diesen Besuch beschrieben.

Sie hatte sich eine Vorstellung von Christiane nach einer Schilderung gebildet, die Goethe angeblich ihrem Gatten gab. Man muß sagen angeblich, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Goethe wirklich so, wie hier mitgeteilt wird, die jahrzehntelang

mit ihm Verbundene charakterisiert haben soll. Nach Frau Reinhards Bericht, 5. Juli 1807, soll Goethe folgendes gesprochen haben: „Ich will sie Ihnen schildern, aber nicht in Gegenwart Ihrer Gattin, die ist eine zu aristokratische Natur. Für meine Frau sind meine Werke tote Buchstaben; sie hat keine Zeile davon gelesen; die geistige Welt existiert nicht für sie. Sie ist eine vortreffliche Wirtschafterin; meine Häuslichkeit, die sie ganz allein leitet, ist ihr Königreich. Sie liebt Putz und Theater und ist dann völlig umgewandelt. Meine Gesellschaft hat ja sicher einen Einfluß auf ihren Verstand ausgeübt und das Theater ihren Ideenkreis erweitert."

Von Weimar aus berichtete Frau Reinhard am 9. August über den Eindruck, den Goethes Lebensgefährtin auf sie gemacht, mit folgenden Worten: „Ich hatte mir fest vorgenommen, die Bekanntschaft von Goethes Frau zu machen, um ihm zu beweisen, daß meine Natur nicht so exklusiv sei, wie er vermutete. Zu Gunsten seiner Frau, obgleich Goethe eine hervorragende Stellung einnimmt, obgleich alles von ihm abhängt, und man überall seinen Geschmack spürt, ist keine Abweichung von der Etikette gemacht worden. Der Zutritt zu Hofe ist ihr nicht gestattet und wenige Personen überschreiten ihre Pforte, außer den Fremden, die stets begierig sind, das Heiligtum dieses Mannes ohne Gleichen zu überschreiten. Das Äußere der Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen, gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen hervorrufen, die aus einer lange Zeit innegehabten niederen Stellung in vornehme Gesellschaft kommen. Sie drängte uns gutmütig, eine Mittagseinladung bei ihr anzunehmen. Goethes Wohnung ist ein wahrhafter Musenpalast, man meint in einen Tempel einzutreten, aber die darin wohnende Gottheit hat nichts Ätherisches. Ich könnte sie nur mit der Kammerfrau vergleichen, die ich nach Italien mitnahm. Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau. Auch ihr Bildungsgrad steht nicht höher. Es ist

seltsam, daß ein Mann von so erhabenem Wesen, der das Schöne verehrt, der in seinen Wohnräumen keine mittelmäßigen Kunstgegenstände duldet, eine so gewöhnliche Frau zu seiner Lebensgefährtin gemacht hat, daß er, der in Kunstgegenständen so schwer zu befriedigen ist, in Gefühlssachen so bescheiden war."

Reinhard selbst meldete dem neugewonnenen Freunde über seinen Weimarer Besuch (9. Aug. 1807): „Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunstschätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hof oder im Wolzogenschen Hause zubrachten. Ich fürchte die Besorgnis der Ersteren um Sie vermehrt zu haben; ich hatte Sie leiden gesehen und ich kannte Sie genug, um zu wissen, daß man in diesem Fall nur sieht, was Sie nicht verbergen können."

Über diesen Bericht war Goethe sehr erfreut, so daß er dem Freunde antwortete: „Daß Ihnen meine Wohnung und die Meinigen bekannt und lieb geworden, ist mir besonders erfreulich, weil mich Ihre Einbildungskraft nicht immer in den drei Mohren aufzusuchen braucht."

Nach einem mehr als dreimonatlichen Aufenthalte in Karlsbad, während dessen er zuletzt die Gattin sehnlichst zu sich gewünscht hatte, und als notwendig erklärt hatte, daß sie das nächste Jahr mit ihm zusammen dorthin reise, kehrte er nach Weimar zurück.

Recht ereignisreich war das Jahr 1808. Auch in diesem ging Goethe nach Karlsbad. Diesmal war Christiane noch einsamer als sonst, denn August war in Heidelberg (siehe unten). Da wurde der Entfernten besonders freundlich gedacht. Zahlreiche Briefe wanderten nach Weimar und den tagebuchartigen Berichten wurde manch herzliches Wort eingefügt. „Da hab' ich denn Zeit, allerlei zu überdenken und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die Du an mir tust und mir das Leben so bequem machst, daß ich nach meiner Weise leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für Dich und den guten August sorge, der uns noch viel Freude machen wird."

Sie schrieb wenig, was dem Gatten Anlaß zu leisen Vorwürfen gab, der in anmutiger und liebevoller Art ihr, die nach Lauchstedt gegangen war, Freude zu verschaffen suchte. „Genieße nur des Guten ungetrübt, indem Du Deiner Lebensweise treu bleibst, und wie es die Gelegenheit gibt, immer ein wenig vorwärts rückst, so wirst Du Dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchstedt und richte es ein, daß ich wenigstens alle vierzehn Tage Brief und Nachricht erhalte.

Daß ich hier in Gesellschaft der alten Äugelchen ein stilles Leben führe, dagegen hast Du wohl nichts einzuwenden, auf alle Fälle wirst Du Dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht schön wäre es aber, wenn wir uns entschlössen, auf den Herbst eine kleine Reise zusammen zu machen."

Da ihre Gesundheit zu wünschen übrigließ, so erhielt sie von dem um ihr Wohl zärtlich besorgten Gemahl den Rat, nach Leipzig zu fahren, und den Dr. Kappe zu konsultieren. Doch unternahm sie diese kleine Reise nicht; Goethe, der den genannten Arzt in Franzensbad traf, trug ihm den Fall vor, und riet auf seinen Vorschlag der Gattin, den Dr. Schlegel in Merseburg aufzusuchen und um sein Gutachten zu bitten. Dies geschah, und auf Grund dieses Gutachtens glaubte Kappe weder etwas Bedenkliches noch gar Gefährliches konstatieren zu können, meinte vielmehr, daß durch Bewegung und Baden das Leiden (wie es scheint ein Darmleiden) leicht gehoben werden könne. Indessen ließ sich das Unbehagen nicht so leicht zerstören, wie der Arzt erwartete, es hatte im Gegenteil eine Art Hypochondrie zur Folge und auch hier wußte der Gemahl in liebreicher Weise zu trösten: „Wenn die gute Laune sich nicht einstellen will, so denke nur, über welche ungeheuren Übel wir hinausgekommen sind, und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht." Und auch sonst war er bemüht, ihr Selbstvertrauen zu heben, und sie zu waffnen gegen die Gerüchte, die nun einmal nicht zum Schweigen kommen wollten: „Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stael übels von Dir gesprochen, mußt Du Dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders,

keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er, oder leugnet sie, oder sagt gar das Gegenteil. Genieße also was Dir das Glück gegönnt hat und was Du Dir erworben hast und suche Dir's zu erhalten. Wir wollen in unserer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andere zu bekümmern."

Dieselbe Gesinnung verrät ein hübsches Wort, mit dem sie bei der Rückkehr von Lauchstedt nach Weimar begrüßt wurde (19. August 1808). „Wenn die Leute Dir Deinen guten Zustand nicht gönnen, und Dir ihn zu verkümmen suchen, so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre Dich nur nichts drum; so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort."

Zur Stärkung ihres Selbstbewußtseins gehört auch die immer von neuem wiederholte Aufforderung, ihm über das Theater zu berichten, wo es not tat, zum Rechten zu sehen, ja geradezu eine Art von Schiedsrichteramt auszuüben. Goethe legte Wert darauf, zu konstatieren, der Gattin hier eine Art offizieller Stellvertretung zu gewähren. So schrieb er einmal (7. August 1808): „Du tust wohl, in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zusammenkommen, machst Du mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen."

Und später, als sie in Frankfurt war, wurde diese ihre Tätigkeit als eine für ihn geradezu notwendige erklärt. (7. Nov. 1808): „So sind z. B. beim Theater Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du da gewesen wärest. Doch hoffe ich, die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge geht's freilich nicht; doch will ich, solange ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben."

1808 ging von ihr, nach Riemers ausdrücklichem Zeugnis, der Vorschlag aus, Oper und Schauspiel, auch das Personal für beide, vollkommen voneinander zu trennen.

Christiane aber hatte nicht nur die Schauspielerinnen mit ihrem männlichen Anhange gern um sich, sondern auch die Kinder. Die „prächtige Frau", wie einer von ihnen berichtete, galt den Kleinen als mütterliche Freundin. Sie freute sich an ihrer Munterkeit, konnte aber dem Lärm nicht immer steuern. Da half es nicht viel, wenn der alte Diener hinzulief und zornfunkelnd schrie: „Der Geheimbde Rat könne den verfluchtigen Spektakel nicht länger aushalten." Auch der Gewaltige erschien wohl selbst, um nach dem Rechten zu sehen, mußte aber lächeln, als er die Gattin erblickte, die wie eine gute Fee die Kleinen um sich geschart hatte und einen besonders wilden Unband mit mütterlichen Armen umfing.

Zur Belohnung für die mannigfaltige Tätigkeit und zum Zeichen seiner unveränderten liebevollen Gesinnung kaufte Goethe auch in jenem Jahre besonders viele zierliche und kostbare Geschenke für die Gattin und für den Haushalt und stellte ihr, wie auch im Jahre vorher, nun in sichere Aussicht, daß sie ihn das nächste Mal auf seiner Reise begleiten solle.

Nach viermonatlicher Abwesenheit, abwechselnd in Karlsbad und Franzensbad, kam Goethe nach der Heimat zurück. Voll Liebe und Sehnsucht. Er bestellte die Gattin, da er noch eine Weile in Jena zu tun hatte, nach Kötschau und gab seinem Verlangen durch die Worte Ausdruck: „Wie sehr wünsche ich, Dich wiederzusehen und Dir zu sagen, wie ich Dich liebe."

Am 13. September 1808 starb Frau Rat. Goethe selbst erhielt die Nachricht zu spät um zur Beerdigung zu kommen. Auch hielt er es für besser, wegen der Erbregulierung nicht selbst zu erscheinen, sondern Christiane zu senden, die sich in Frankfurt des Wiedersehens mit ihrem Sohne freute. Sie erhielt für das Geschäft eine sehr merkwürdige Instruktion (12. Oktober 1808): „Geh' in allem vorsichtig und sachte zu Werke, daß Du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Verteilung geschehen ist, schreibe mir, laß' nichts

verkaufen. Es könnte nichts schaden, wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gasse, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauspielhause, nähme und es möblierte. Man muß auf allerlei denken. Du hättest einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine zeitlang zusammen. Denn für mich wird Karlsbad, für Dich Lauchstedt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße August und pflege ihn wohl."

Daß dies kein bloß plötzlicher Einfall war, geht aus den wenige Tage später wiederholten Worten hervor: „Wie sehr wünschte ich, daß Du für den nächsten Sommer Dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereitetest. Ich mag hingehen wohin ich will, in Weimar werde ich schwerlich sein. Lauchstedt ist nichts mehr für Dich und das Theater wird sich schon halten und finden."

Doch kam der Plan nicht zustande, und Christiane scheint dem Gatten die Idee ausgeredet zu haben, wie aus dessen Worten (25. Oktober) hervorgeht. „Viel wert ist mir, daß Du schon fühlst: für Dich und mich finde sich dort kein Heil. Laß uns in Thüringen auf unserer alten Stelle verharren und unsere Gesellschaft nicht erweitern, sondern ausbilden."

Auch der andere Plan, August in Frankfurt Bürger werden zu lassen, wurde zunächst aufgegeben, wenigstens verschoben, mit Hinweis auf das irreguläre Verhältnis, in dem die beiden so viele Jahre gelebt hatten. „Was sollen wir Taufscheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis Frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauscheinen nicht zusammenstimmen. Was sollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. s. w. Herrn Landrat Schlosser schreibe ich beiliegend in gleichem Sinne."

Während Christiane in Frankfurt die Erbschaftsangelegenheit „nobel regulierte", um einen Ausdruck des Gatten zu gebrauchen, war Goethe mit Kaisern und Königen zusammen, und erlangte viele Ehren, von denen er der Abwesenden freudig Bericht erteilte. Als ihre Begleiterin, besonders auch als Sekretärin, war damals schon Karoline Ulrich tätig, die gewandt die Feder zu führen wußte

und seitdem der Schreibungewohnten das für sie so schwierige und peinliche Amt abnahm. Dem hübschen und liebenswürdigen Mädchen wurden häufig freundliche Worte gespendet, aber auch die Gattin wurde keineswegs vergessen. Ihr gilt einmal das Wort: „Liebe mich recht schön und sei versichert, daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätschelstündchen sehne."

Christiane besuchte von Frankfurt aus ihren Sohn August, der unterdessen nach Heidelberg zurückgekehrt war, und sollte nach der Bestimmung des Gatten von dort aus zu ihrem Vergnügen und ihrer Erholung einige Ausflüge machen. Besonders wurde ein Abstecher nach Mannheim empfohlen. Die Art dieser Empfehlung ist für das Verhältnis der beiden Gatten ungemein charakteristisch (7. November 1808): „An August habe ich nach Heidelberg geschrieben und was ich dort von Euch wünsche; besonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau von Luck besucht. Es ist mein Wunsch; Du weißt, daß ich nicht gerne sage mein Wille. August drückt sich von solchen Verhältnissen weg, das nehm' ich ihm nicht übel. Aber Du mußt diese Personen mit ihm sehen. Du fühlst warum und die ganze Sache ist ja nur eine Spazierfahrt."

Nach der Rückkehr wurde das früher schon gekennzeichnete Streben, Christiane in die Gesellschaft einzuführen, nur noch energischer als früher betrieben. So erhielt sie am 28. Juli 1809 die folgende direkte Aufforderung: „Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an Dich, daß Du die Frauen von Schiller, Wolzogen, Egloffstein, Schardt und wenn es nur auf eine Viertelstunde wäre, besuchest und ihnen von mir freundliche Grüße bringest. Versäume das ja nicht und sage mir, wie Du es ausgerichtet hast."

Dieses Bemühen, ihr eine gesellschaftliche Stellung zu gewähren, bekundet sich auch darin, daß sie im Jahre 1810 mehrmals aufgefordert wird, die Mad. Dillon aufzusuchen und recht dringend gemahnt, die Ausführung dieses Wunsches nicht zu versäumen, oder daß Charlotte von Schiller 5. Mai 1810 gebeten wird „seiner Frau das Glück zu verschaffen, Frau von Humboldt kennen zu lernen".

Auch zu einem anderen Besuche wurde sie allerdings mit einer gewissen Vorsicht ermuntert. In einem Briefe vom 12. September 1809 heißt es: „Wegen der Frau von Arnswald dächte ich, fragtest Du die Frau von Egloffstein, die Du doch einmal wohl siehst. Machte sich das aber nicht, so irrst Du gewiß nicht, wenn Du Dich, sobald sie die Nachfrage verbittet, bei ihr anmelden lässest und ihr einen Besuch abstattest."

Andererseits legte Goethe Wert darauf, der Gattin zu melden, daß sie Grüße von Korrespondenten empfange, z. B. von Frau von Schiller und Zacharias Werner (8. September 1809); er dachte ihrer ferner als einer gleichstehenden in Briefen an andere, an die Frankfurter Freunde, die sich ihrer früher freundschaftlich angenommen hatten. So meldete er am 19. Februar 1810 dem Frankfurter Vertrauten J. F. H. Schlosser: „Meine Frau, die sich bestens empfiehlt, wird nächstens selbst von sich hören lassen .... Sie dankt aber mit mir aufs herzlichste für alle freundschaftlichen Bemühungen und freut sich mit treuer Teilnahme an den gegebenen guten Nachrichten."

Gerade in jener Zeit war sie als Theaterberichterstatterin eifrig tätig. Am 1. August 1810 heißt es z. B.:

„Es ist mir von großem Wert, daß Du wieder in Lauchstedt warst. Denn gewöhnlich kochen sie im Sommer einen garstigen Hexenbrei, den ich im Winter schmackhaft machen soll."

Wirkliche Theaterreferate Christianens sind bisher nicht bekannt; nur eine Notiz läßt sich mitteilen. Sie meldete von Fräulein Maaß, die als Kathinka in Kratters „Mädchen von Marienburg" debütierte, man hätte gemeint, durch eine solche Rolle müsse sich ein kleiner Zwerg zugrunde richten, sie aber hätte durch Organ und Spiel sich als würdige Schülerin der Unzelmann gezeigt und „es kann sich auch einmal ein Zar in einen kleinen Schatz verlieben".

Wenn in Theaterdingen damals wie früher ihre Tätigkeit begehrt und ihre Vermittlerrolle gewünscht wurde, so wurde auch in andern Angelegenheiten „ihre Klugheit und Tätigkeit" angerufen, z. B. um einen Liebeshandel Riemers mit einer Frau Hirschel, deren Mann

mit Scheidung drohte, zu vermitteln. Seitdem Christiane in Karoline Ulrich eine verständige und gebildete Gefährtin besaß, las sie eifriger als früher, oder bekam von der Freundin manches vorgelesen. Infolgedessen wurde sie auch geistig höher eingeschätzt. Für eine solche größere Wertschätzung ist die Art charakteristisch, in der der Gatte den weiblichen Hausgenossen die Wahlverwandtschaften übersendet. Er schreibt: „Sodann schicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1) Daß Ihr es bei verschlossenen Türen leset.
2) Daß es niemand erfährt, daß Ihr's gelesen habt.
3) Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4) Daß mir alsdann zugleich etwas geschrieben werde, von dem was unter Euch beim Lesen vorgegangen.

Die Aufnahme der oft genannten Karoline in das Goethesche Haus hatte sich als notwendig ergeben, auch zu dem Zweck, um Christianen Unterstützung in der Führung des großen Haushaltes zu gewähren. Schwester und Tante, die ihr früher bei dieser Aufgabe förderlich gewesen, waren im Jahre 1806 gestorben. Schon aus diesem Grunde bedurfte Christiane einer neuen Stütze; die Hilfe war um so notwendiger, als sie seit ihrem letzten Wochenbett 1803 mannigfach kränkelte. Auch im Jahre 1810 gab ihr Befinden zur Beunruhigung Anlaß. Egerwasser wurde ihr reichlich gesendet. Zugleich erhielt sie die Aufforderung, den schon einmal erwähnten Merseburger Arzt aufs neue zu konsultieren.

Fehlen auch in jener Zeit die Liebesworte und Zärtlichkeitsbezeugungen, die in früheren Jahren so häufig waren, so hat man kein Recht, daraus auf eine Erkaltung des Verhältnisses zu schließen. Vielmehr darf man die Fortdauer treuer Gesinnung aus der Tatsache entnehmen, daß der Abwesende am 3. Juli 1810 des Hochzeitstages mit den kurzen aber innigen Worten gedenkt: „Den 12. Juli wollen wir mit den besten Wünschen feiern."

Den stärksten Ausdruck des innigen Zusammenhanges mit der Entfernten kann man aber wohl in einem der eigenartigsten Gedichte

sehen, das der Feder unseres Dichters entstammt, nämlich in der poetischen Erzählung „Das Tagebuch".

Es gibt sich als den Bericht eines Reiseabenteuers, ist aber nicht auf der Reise, sondern in Jena entstanden, die erste Idee dazu, gehört in das Frühjahr 1810, wie man aus der brieflichen Äußerung an Charlotte von Schiller 27. April 1810 schließen muß: „Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien sollte."

Dieses aus 24 wohlgebauten Stanzen bestehende Gedicht wird noch heute von den meisten Ausgaben ausgeschlossen, darf aber bei der Würdigung Christianens nicht übergangen werden. Freilich die in neuerer Zeit mehrfach erörterte Streitfrage, ob der Dichter nur aus Castis „galanten Novellen" schöpfte, oder ob er auch Ovid und vielleicht Ariost zu Rate zog, braucht hier nicht erörtert zu werden. Ebenso wenig bedarf es einer Darlegung, ob wirklich ein Reiseerlebnis des Dichters benutzt, oder der Vorgang mit dichterischer Phantasie ausgeschmückt ist.

Das Gedicht erzählt kurz folgendes:

Der Reisende befindet sich auf der Heimfahrt „zu seiner Trauten". Er muß trotz der Eile, die er verrät, wegen eines Unfalles mit dem Wagen unterwegs noch eine Rast machen. Beim Abendessen wird er von einem hübschen Mädchen bedient, das sich zwar den von dem Gast ihr zugewendeten Zärtlichkeiten aus Furcht vor der Herrin entzieht, aber ihm ihr Erscheinen für die Nacht in Aussicht stellt. Sie kommt wirklich, erklärt sich errötend bereit, ihm alles zu gewähren, aber er vermag sie nicht zu genießen. In diesem seinem Unvermögen ergreift ihn die Scham, sich der holden Genossin gegenüber unmännlich zeigen zu müssen, und die selige, mächtig aufwallende, in stark erotischen Ausdrücken geschilderte Erinnerung an die zahllosen Freuden, die er der zu Hause seiner harrenden Geliebten verdankte. Dieses Gedenken wird in ihm so mächtig, daß er auch nach wiedererlangter Kraft das Mädchen nicht zu berühren

wagt. Als eine Art Sühne entwindet er sich dem Lager und schreibt der entfernten Genossin das reuevolle, der Angeredeten aber schwer verständliche Bekenntnis:

> — — ich nahte mich der heimischen Pforte,
> Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
> Da hab' ich nun am sonderbarsten Orte
> Mein treues Herz aufs neue Dir verbunden.
> Zum Schlusse findest Du geheime Worte:
> Die Krankheit erst bewähret den Gesunden.
> Dies Büchlein soll Dir manches Gute zeigen,
> Das Beste nur muß ich zuletzt verschweigen.

Nachdem der Dichter erzählt, wie das Mädchen erstaunt und beschämt das Zimmer verläßt, schließt er:

> Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
> Moralien uns ernstlich fördern sollen,
> So will auch ich in so beliebtem Gleise
> Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
> Wir stolpern wohl auf unserer Lebensreise,
> Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
> Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
> Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

So war das bedeutsame Jahr 1811 herangekommen. Man muß es bedeutsam nennen, wegen des Stimmungswechsels der Frau Geheimrätin, wegen ihres gemeinsamen Auftretens mit dem Gatten vor der großen Welt und wegen eines Ereignisses, das, wie es ihre Stellung nach außen zu festigen schien, sie in den Augen vieler herabsetzte.

Nicht ohne Grund ist Christiane eben als Frau Geheimrätin bezeichnet worden. Denn sie begann sich zu fühlen. Darüber darf man sich keineswegs wundern. Ihr Sohn fing eben an eine Persönlichkeit zu werden, zunächst durch einen Titel, mit dem weder eine amtliche Tätigkeit noch eine Besoldung verbunden war; sie selbst wurde geflissentlich von dem Gemahl in den Vordergrund ge-

drängt, sie sollte als seine Gattin auftreten, als solche respektiert werden. Da aber der geforderte Respekt sich nicht einstellte, namentlich bei denen, von denen man es am ehesten wünschte, so begann Christiane eine gewisse Widerborstigkeit zu entwickeln und die ihre Macht fühlen zu lassen, die sich ihr widersetzten. Ein Opfer dieser energischen Abwehr, vielleicht das einzige, wurde Charlotte von Schiller. Wie sie in früherer Zeit die Depositarin der üblen Darlegungen von Charlotte von Stein gewesen war, so wurde sie in späterer Zeit das Sprachrohr alles weimarischen Klatsches für die mecklenburgische Erbprinzessin Karoline. Freilich geschah das alles in vertraulichen Äußerungen. Aber wie das in geheimen Sitzungen Verhandelte eher allgemein bekannt zu werden pflegt, als das in öffentlichen Sessionen Beratene, so sickert gerade aus vertraulichen Bekenntnissen manches durch und wird am ersten dem bekannt, dem es verborgen bleiben sollte. Christiane nahm — wer wollte ihr das verargen? — keine besonders vornehme Rache, indem sie Charlotte den Platz in Goethes Loge entziehen ließ, den diese jahrelang eingenommen hatte. Vielleicht ist dieser Entschließung eine kleine Szene vorangegangen, von der Charlotte in folgendem Briefe an die Erbprinzessin eine Andeutung gibt (Januar 1811): „Gestern war ich recht erstaunt. Als ich in des Meisters Loge komme, wo noch niemand war, finde ich — raten Sie, was? Vier brennende Lichter und einen Teetisch. Die Lichter und das Öffnen der Türe hatte Sensation gemacht; alle Köpfe waren nach der Loge gerichtet, wo ich ganz betroffen und bescheiden stand.

Der Meister kam und die Gemahlin, die einen heftigen Katarrh hatte und deswegen waren diese Anstalten getroffen; die vielen Lichter waren aber ohne Befehl hingestellt, und ich war recht froh, als nur eins blieb. Heute ist die Frau Gemahlin so krank, daß sie zu Bette liegt, doch waren wir dort, wo prächtige lateinische Gesänge erschallen, und ganz ernsthaft.

Ich darf es manchmal gar nicht sagen, wie mich doch des Meisters Lage einengt und im Innern schmerzt; denn mir deucht, ich fühle zuweilen in seiner Seele, daß er irre in sich ist. Welcher Dämon

hat ihm diese Hälfte angeschmiedet? Es gehört zu den Rätseln der Menschen-Bestimmung."

In demselben Jahre 1811 reiste Christiane zum ersten Mal mit ihrem Gatten nach den böhmischen Bädern. Auch dies Zusammensein wurde von Charlotte von Schiller mit einem mißgünstigen Kommentar begleitet. „Unser Meister wird nicht lange in Karlsbad bleiben, sondern nach Töplitz gehen, so hat mir Meyer gesagt. Die dicke Ehehälfte haust schon dort, und ich bin ordentlich besorgt, daß die hohe Idee der Verehrung der dortigen nachbarlichen Welt vor den Meister nicht leidet, wenn sie dieses Bild des Lebens erblicken, das so ganz materiell ist, und an das sich alles Gleichartige auch hängt."

Während er in seinen Briefen, die er von dort aus schrieb, der Gattin nicht gedachte, bedauerte er nach seiner Abreise — sie blieb noch eine Weile dort — in einer Epistel an den Chevalier O'Hara, daß „seine kleine Frau" sich mit ihm nur per Dolmetsch habe unterhalten können. Während dieser Zeit ihres Alleinseins lernte sie Körners, die Freunde Schillers, kennen. Diese müssen recht freundlich der Einsamen begegnet sein, wie aus folgenden Worten Goethes (4. August 1811) an die Genannten hervorgeht: „Meine Frau rechnet es unter die vorzüglich glücklichen Ereignisse dieses Sommers, Sie und die lieben Ihrigen in Karlsbad kennen gelernt zu haben. Wir empfehlen uns beide zum schönsten und hoffen nichts so sehr, als einmal in dem schönen Dresden einen Besuch abzustatten, oder Sie hier bei irgend einem günstigen Anlaß in Weimar zu sehen. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundschaftliches Andenken."

Wie Körners, so wurde auch einer hochgestellten Frau, der Elise von der Recke, gegenüber das Andenken der Gattin hervorgehoben. „Meine Frau, die sich Ihnen angelegentlichst empfiehlt, ist noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte, und in unserm kleinen Familienkreise wird Ihr Andenken als eines wohltätigen Genius verehrt."

Das Hauptereignis aber ist folgendes: Eine wirkliche Störung

des ehelichen Friedens befürchtete Christiane durch Bettine v. Arnim. Im Jahre 1811 kam es zum Bruche zwischen den beiden Frauen, der auch die Entfernung Bettinens von Goethe nach sich zog.

An und für sich kann man sich Christianens Aufregung wohl denken. Was Goethe auswärts trieb, seine kleinen Verfehlungen oder Galanterien blieben ihr entweder unbekannt oder wurden, wenn sie ihr etwa durch Klatsch zukamen, durch des Gatten vertrauliche, mündliche oder schriftliche Nachrichten aufgeklärt oder als nichtig dargestellt. In Bettine dagegen mußte sie den Eindringling ins eigne Haus sehen und sich ihrer Haut wehren.

Zwei unähnlichere Frauen lassen sich kaum denken: Hier die gutmütige, starke, etwas philisterhafte Frau, die von Lebensfreude strahlte, es mit ihren Hausfrauenpflichten sehr ernst nahm, für die geistige Bedeutung ihres Gatten aber kein tiefgehendes Verständnis besaß; dort das anmutige, leidenschaftliche, geistsprühende, in den Traditionen des Goethekultus aufgewachsene Mädchen, dem Leben entfremdet und nur in einer eingebildeten oder von ihr selbst erschaffenen Welt sich wohl fühlend.

Sie war zuerst nach Weimar gekommen, um in Goethe und mit ihm zu leben, überschüttete den älteren Mann, der, an manche Huldigung gewohnt, solchem stürmischen Liebeswerben gegenüber wehrlos war, dermaßen mit der Riesenkraft weiblicher Zauberei, daß Goethe, auf den der Reiz der unvergessenen Mutter Bettinens, Maximiliane la Roche und die Erinnerung an die eigene von Bettinen nach den Erzählungen von Frau Aja aufgefrischte Jugendzeit anstachelnd wirkte, sich ein solches Gewitter wehrlos gefallen ließ.

Gewiß waren jene Tage von 1808 für Bettinen das Hauptereignis ihres Lebens, für Goethe ein Höhepunkt nicht seines Sinnen-, sondern Phantasielebens. Für ihn war Bettine ein Sonnenblick aus der Jugendzeit, für sie war das Zusammensein mit Goethe die Erfüllung ihrer schönsten Träume. Ihr war Goethe der Gott, den sie anbetete, kein gutmütiger Ehemann, so daß ihr nie ein Gedanke an Christiane kam; er sah in diesem Verhältnis nichts Irdi-

sches, das in seine Lebenskreise störend hätte eingreifen können. Und so bildete sich eine der poetischsten Beziehungen zweier Menschen. Nicht einen Moment trübte Sinnenreiz diesen Verkehr zwischen Mann und Weib; der Gedanke an eine mehr als geistige Verbindung hat diese beiden Menschen nie auch nur von ferne beschlichen.

Ein Briefwechsel knüpfte sich an und wurde jahrelang geführt, in dem die Jüngere überschäumende, durch den Reichtum ihrer poetischen Schilderungen, durch die Glut ihrer Begeisterung, durch die tief eindringende, verständnisvolle Darstellung seiner Wirksamkeit die reichgebende war und in dem der ältere Mann die Schwärmerin freundlich duldete, den süßen Ton ihres elementaren Enthusiasmus wonnevoll schlürfte und mit freundlicher Anerkennung nicht zurückhielt.

In diesem Briefwechsel wurde von beiden Seiten gelegentlich Christianens gedacht. So werden Grüße von beiden Seiten mitgeteilt. Am 7. April 1808 werden von Bettine Granaten und ein Röckchen geschickt, das sie selbst genäht hatte. Goethe dankt dafür im Namen seiner Frau. Im Laufe desselben Jahres berichtete er, daß Christiane in Lauchstedt an Theater und Tanzsaal Freude hätte, Bettine ihrerseits verspricht, bei ihrem Münchener Aufenthalt der Weimaranerin zu gedenken. Dies tat sie mit einem liebenswürdigen Briefe, so daß Christiane in einem formellen Schreiben vom 1. Februar 1809 dankte, in dem sie über ihre Frankfurter Reise berichtet, vom Befinden des Geh. Rats redet und den in Aussicht gestellten Besuch Bettinens in Weimar freudig begrüßt. Wie im Jahr 1809 so wurden auch im folgenden Geschenke nach Weimar geschickt und Dankesworte im Namen der Frau von Goethe gemeldet. In demselben Jahre (10.—12. August) fand eine Zusammenkunft zwischen Goethe und Bettinen in Teplitz statt. Von diesem Zusammentreffen berichtete Goethe, daß Bettine mit Arnim versprochen sei und äußerte sich erfreut über ihre Lebhaftigkeit und ihrer mannigfachen Erzählungen. Einmal meldete er: „Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und saß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da

geht die Tür auf und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich denke, es hat sich jemand von unseren Mitbewohnern verirrt, aber siehe, es ist Bettine, die auf mich zugesprungen kommt und noch völlig ist, wie wir sie gekannt haben". Ein anderes Mal berichtete er, daß sie „hübscher und liebenswürdiger sei als sonst". Auch das Tagebuch gedenkt ihrer und Savignys, mit denen sie reiste. Zum 11. wird notiert: „Mit Bettinen im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältnis zu Fräulein von Günderrode und Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod."

Es wäre nun doch möglich, daß, trotz aller mündlicher und schriftlicher Beruhigungsversuche Goethes, gerade dies Zusammensein mit Bettine Christianens Eifersucht besonders erregt hätte. Mochte auch Bettine noch Anfang 1811 „der Frau" ein Andenken mit einem Neujahrsglückwunsch schicken und an Goethe schreiben: „Grüß doch die Frau recht herzlich von mir, es ist ihr doch niemand so von Herzen gut, wie ich", so daß Goethe antworten konnte: „Meine Frau grüßt und dankt schönstens", so lag doch in der Luft etwas wie Gewitterschwüle, als Bettine, die sich unterdessen mit Achim von Arnim verheiratet hatte, nach Weimar kam.

Was ging denn nun eigentlich im September 1811 in Weimar vor? Goethes Tagebuch meldet am 26. August: „Kamen Arnims", konstatiert ihre Anwesenheit am Mittag und Abend, verzeichnet am 28. ihre Anwesenheit als Mittagsgäste, ebenso am 29. abends, am 30. mittags. Am 1. September war Goethe mit ihnen im Römischen Hause zusammen, am 2. heißt es: „Bettine blieb und erzählte in ihrer Weise". Am 4. wird ein Besuch von ihnen, am 5. ein solcher bei ihnen gebucht. Am 6. heißt es: „Abends Frau von Arnim, Erzählungen von meiner Mutter"; am 7.: „Abends Frau von Arnim, ihre Geschichte mit Tieck"; am 8.: „Nach Tische Frau von Arnim" — weiter aber kein Wort. Das würde darauf schließen lassen, daß die vielbesprochene Szene zwischen Bettine und Christiane in der Ausstellung an dem letztgenannten oder dem folgenden Tage stattgefunden hat. Es soll nämlich nach dem Berichte von Lewes, der sich auf Weimarer Zeugen beruft, in dieser Aus-

stellung zwischen beiden Frauen zu einer erregten Debatte gekommen sein, die vielleicht durch die heißblütige und eifersüchtige Christiane vom Zaun gebrochen wurde, eine Debatte, während deren sich die leidenschaftliche Bettine zu dem Ausrufe: „Sie wahnsinnige Blutwurst“ habe hinreißen lassen.

Diesem 40 Jahre nach den Ereignissen aufgezeichneten Bericht läßt sich nun keine authentische Erzählung über die Szene zur Seite stellen. Von dem Arnimschen Ehepaare sind nur ein paar Äußerungen bekannt, die an andere gerichtet sind. Arnim spricht von einem „abscheulichen Ausschimpfen meiner Frau auf der Gemäldeausstellung“, er schreibt ferner an Riemer: „Daß es Goethe leicht gewesen wäre, ohne seiner Frau etwas zu vergeben, meine Frau für ihre langgehegte fromme Anhänglichkeit tröstend zu belohnen und mit ein paar Worten für die erlittene Kränkung zu entschädigen, wird Ihnen eingeleuchtet haben, vielleicht ist es aber schön in ihm, daß er die Kraft seiner Worte nicht kennt, die so vieles gut machen können.“ Bettine ihrerseits, die Weimar ohne Abschied verlassen mußte, nach 4 Monaten wieder durch die Ilmstadt kam, sich bei Goethe anmeldete und nicht einmal eine Antwort erhielt, schrieb gleichfalls an Riemer: „Einen solchen Fall habe ich mir nie als möglich gedacht und gar bei einer Reise, die aus Liebe zu ihm gemacht wurde. Jetzt, da ich nicht mehr tun kann was ihn freut, so muß ich doch unterlassen, was ihm leid tun könnte, daher werde ich Weimar gewiß nicht wiedersehen außer auf sein Geheiß“.

Goethe hüllte sich in Schweigen. Weder in seinem Tagebuche noch in seinen Briefen findet sich über die Szene irgendwelche Bemerkung. Etwa ein Jahrzehnt später in seinen Annalen äußerte er sich folgendermaßen: „Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeitlang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mitteilungen erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Übereinstimmungen aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklicheren Annäherung“. Man erkennt leicht, daß diese ganze, für die

Öffentlichkeit bestimmte Darstellung die Tatsachen verschleiert, ja man darf sagen, daß sie den wirklichen Vorgängen geradezu widerspricht.

Vertrauliche Äußerungen der Christiane sind uns überhaupt nicht bekannt und so sind wir, um die wirklichen Vorgänge zu erkunden, auf einzelne Berichte von Weimaranern oder solchen, die mit Weimar nahe Beziehungen unterhielten, angewiesen. Da berichtet zunächst Pauline Gotter: Goethe wolle von Bettinen „nichts mehr hören und sehen, nach einem heftigen und pöbelhaften Streit, der sich zwischen ihr und Frau von Goethe an einem öffentlichen Ort begeben hat. Daß die Gemeinheit nur von Einer Seite obwaltete, hoffe ich zu Bettinens Ehre."

Von besonderer Wichtigkeit ist die Erzählung der Charlotte von Schiller (19. September 1811). Nach einer Charakteristik des Arnimschen Ehepaares heißt es: „Bettine liebt den Meister auf eine rührende Weise, aber denken Sie nur, daß ihr die dicke Hälfte das Haus verboten, de but en blanc eine Zänkerei in der Ausstellung angefangen und ihr gesagt hat, sie würde sie nicht mehr sehen u. s. w. Die Bettine ist eigentlich nur des Meisters wegen hier, freute sich auf ihn, sehnte sich ihn zu sehen, und seit diesem Wortvorfall nimmt er auch keine Notiz von ihr. Sie hat ihm vorgestern geschrieben, gesagt, sie wollte der Frau ihr Betragen ganz vergessen, er würde ihr immer lieb bleiben und er antwortet nicht, kommt nicht ...... verteidigen kann ich ihn nicht und doch auch nicht verdammen." Und noch einmal kam sie am 3. Oktober 1811 auf die Sache zurück: „Ich sage meiner geliebten Prinzeß" (Adressatin ist die Prinzessin Karoline), „alles wie es in mir vorgeht, aber ich warte ordentlich sehnlich auf eine Ebbe, denn die Flut des Klatschens ist ungeheuer, die ganze Stadt ist in Aufruhr und alles erdichtet und hört Geschichten über den Streit mit Arnim. Da die Bettine mit der dicken Hälfte doch viel war im Anfang und mit einer anderen Macht (vielleicht Frl. Ulrich oder Frl. Engels) auch, so mag eine unendliche Tiefe des Klatsches entstanden sein ... Wer da alles hineinverflochten ist, weiß der Himmel. Ich kann nichts

tun als schweigen und dem Meister dadurch zeigen, daß ich in kein unwürdiges Licht gegen ihn mich stellen mag, aber auch mir nichts vergeben kann. Zuweilen denke ich, die Frau will ihn ganz isolieren, um ihr Wesen mit ihren Kindern (das sind die Schauspieler) nach Lust zu treiben und sie fürchtet einen jeden Umgang, wo sie nicht in Anschlag kommen kann. Auch habe ich sie zuweilen gestört, wenn er nicht in der Loge war und sie hatte Besuch dorthin bestellt."

Die angeredete Fürstin antwortete auf diese Auslassungen folgendes (10. Oktober): „Die Geschichte von unseres Meisters Hälfte und der Bettine hat hier in der Kolonie Zwistigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meisters Verfahren zufrieden, wundere mich aber nicht darüber, und verkenne ihn deswegen nicht und lieb' ihn deswegen nicht weniger, denn ich sage: wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingssprüchwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich schon lange und habe ihn trotzdem doch immer frisch zu geliebt .... Frl. Knebel aber will mir das Tun in sich selbst entschuldigen, will gar finden, daß Goethe Recht habe und daß sie es sehr natürlich fände, sich eine in Liebe zudringliche Dame, wie Bettine, vom Halse zu halten. Ich gebe ihr hierin gar nicht Recht und bedaure nur die arme Bettine, weil ich zu ihren Ehren glauben will, daß ihr das Verfahren leid tut; ich bedaure den Meister, der sich dem Teufel ergeben hat; bedaure die arme Lolo (Charlotte von Schiller), die notwendigerweise um ihn leiden muß und bedaure von uns einen jeden der Eidgenossen des Schutz und Trutzes, die nun doch ins Gedränge kommen, denn am Ende gehören Arnims trotz aller ihrer Liebe doch nicht so ganz zu unserm Bündnis und wenns auf Schutz und Trutz ankommt, mögen sie und können nicht vom losen Maule lassen."

Man wird, wenn man Bettine auch noch so hoch stellt, doch Henriette von Knebels gesundem Urteil recht geben müssen. Bei einem Zwiste seiner Frau mit einer anderen mußte Goethe die erstere schützen. Er durfte ein von jener erlassenes Verbot, das Haus am Frauenplan zu betreten, ein Verbot, das gewiß nicht aus

einer bloßen Laune, sondern infolge einer starken Beschimpfung ausgesprochen war, nicht ohne weiteres ignorieren; er konnte, wenn Bettine nicht um Entschuldigung bat, und das tat sie gewiß in jenem von Charlotte angedeuteten Billet nicht, das sich übrigens in dem gedruckten Briefwechsel nicht findet — der Gegnerin seiner Gattin, selbst wenn jene sich als die Beleidigte fühlte, nicht die Türe seines Hauses öffnen. So ging aus diesem merkwürdigen Streite zwar Christiane augenblicklich als Siegerin hervor, aber durch ihr kräftiges, vielleicht mehr als energisches Auftreten hatte sie ihre Stellung in der Weimarer Gesellschaft keineswegs gebessert.

Dem Sturme im Wasserglase folgte für die letzten Jahre völlige Ruhe.

Nur eine starke Widerwärtigkeit gehört etwa in diese Epoche. Christiane war nämlich unökonomisch; da sie vermutlich über Goethes Einnahmen und seine persönlichen, sehr großen Ausgaben, die zur Gewährung von Unterstützungen und zur Fortführung seiner Sammlungen erforderlich waren und andere, gar keinen Bescheid wußte und, wie das bei Frauen oft vorkommt, die aus beschränkten Verhältnissen unvermittelt in reiche und behagliche gelangen, den rechten Maßstab für die neue Situation nicht besaß, gab sie gewiß mehr aus, als ihr zukam. Man braucht nicht eben an das Märchen zu glauben, daß sie den Verkauf einer Equipage einleitete, um einen Ball zu geben, aber von einem einwandfreien Zeugen wird bestätigt, daß Goethe 1812 auf einer Reise einmal die Nachricht von der Zerrüttung und den pekuniären Verlegenheiten seines Hauses erhielt, die ihn tief erschütterte.

Selbständige Verfügung über Gelder besaß sie nicht. Als Nik. Meyer einmal eine Forderung erhob, die Goethe nicht anerkennen wollte, hätte sie am liebsten dem Vertrauten, dem sie mannigfach verpflichtet war, sich gefällig erwiesen, aber sie mußte naiv bemerken: „Ich kann es Ihnen aus meiner Kasse nicht geben, weil ich keine Kasse habe."

Auch im Sommer 1812 war Christiane mit dem Gatten zusammen. Die Freunde Goethes benahmen sich sehr freundlich

gegen sie: Frau v. d. Recke, Graf und Gräfin Stolberg, Graf Keßler, vorzüglich aber Prinz Friedrich von Gotha. Während des Aufenthaltes der Gattin in Karlsbad reiste Goethe nach Teplitz, um der Kaiserin von Österreich seinen Respekt zu bezeugen, verfehlte aber auch von dort nicht, von den zarten Rücksichten zu berichten, die die Gesellschaft auf die Abwesende nahm: „Prinzessin Marianne hat nach Dir gefragt und einen Gruß an Dich mir aufgetragen". Auch ihren Geburtstag vergaß er nicht. „Zum 6. August wünsche ich das beste Glück. Es tut mir recht leid, ihn nicht gegenwärtig mitfeiern zu können, ich will es in der Ferne tun". Auch die kurze Notiz „von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh, daß ich die Tollhäusler los bin", mußte ihr besonders gefallen.

Bei seiner im Spätherbst erfolgten Übersiedlung nach Jena empfing er einmal (November 1812) ihren und der Gefährtin Besuch mit halber Freude und halbem Unmut. „Da man Euch liebenswürdige, unruhige Ungetüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen wie man will, so soll es mir recht angenehm sein zu hören, daß ihr in der Sonne glücklich angekommen seid."

Der Besuch war wohl eine kleine Rache dafür, daß Goethe, dem es mit der Ernährung in Jena meist recht schlecht ging, diesmal die Köchin mitgenommen hatte und die Frauen allein wirtschaften ließ. Von seinen kulinarischen Verhältnissen wußte er recht anmutig zu erzählen.

„Da Ihr indessen bis dahin, daß diese goldene Zeit eintritt, durch meine Entfernung ziemlich leidet, und sehr gut empfindet, daß die Stelle der Köchin in Eurem Hause unbesetzt ist, so will ich nur zu einigem Ersatz versichern, daß hier alles vortrefflich geht. Heute früh gab es große Händel über ein Feldhuhn, welches Heinrich ohne anzufragen vom Rentbeamten für 5 gr. angenommen hatte. Diesen Prozeß schlichtete ich Salomonisch dadurch, daß ich bezahlte und mir dieses Huhn außerordentlich zum Frühstück vorbehielt. Ferner hat die Köchin mir den morgendlichen Weinschaum für heute abdisputiert, und mir dafür ein ganz vortreffliches Zwischenessen, welches sie künftig auf gleiche Bedingungen wiederholen soll,

bereitet. Genug, es ist an dem ganzen Zustand nichts auszusetzen."

Dieser neckische Ton wird dann auch in der Korrespondenz weiter beibehalten, und so macht der in Jena Weilende auch seinem Unmut wegen einer gewissen Vernachlässigung mehr in launigen als in ernsten Worten Luft. „Ich weiß recht wohl, daß Ihr ein so rasches Leben habt, daß Ihr an Abwesende nicht denken könnt; aber daß Ihr, so wie der Assessor, von den unendlich langen Tagen auch nicht einmal eine Viertelstunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaischen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr solltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn Ihr gar zu sorglos seid. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten."

Bei den Unruhen des Jahres 1813 bewogen ihn die Hausgenossen, Weimar früher als sonst zu verlassen und Teplitz aufzusuchen, das ihm das Jahr zuvor so gut getan hatte. Seine Briefe, die nun auch der Hausgenossin Karoline Ulrich mitgelten, über die es einmal heißt: „Wenn Du meinen Brief nicht lesen kannst, so wird Uli aushelfen. Ich gewöhne mir fast ihre Hand an. Es sieht fast aus, als wenn ich in sie verliebt wäre", sind besonders ausführlich. Mancherlei freundliche, zärtliche Wendungen kommen vor: „Daß Du das Mögliche tust, weiß ich und erkenne es, fahre so fort und vergnüge Dich dazwischen, bis wir uns wieder in der Gegenwart einer treuen Liebe erfreuen können."

Gerade dieses Jahr war für Goethe ein an Erinnerungen reiches. Es war ein Vierteljahrhundert her, seit er sich mit Christiane verbunden hatte. Gewiß wäre es geschmacklos gewesen, den Tag der silbernen Hochzeit mit großem Prunke zu begehen. Aber eine stille Feier und eine merkwürdige Nachfeier veranstaltete der Liebende und der Dichter. Jener berichtete am 16. Juli: „Den 12. habe ich bei einem großen Gastmahl im Stillen gefeiert." Dieser nahm das alte Gedicht „Gefunden" vor, in dem er die erste Begegnung verklärt hatte, arbeitete es ein wenig um und fügte folgende Verse

hinzu, die sein volles Behagen an der Gegenwart, die entzückende Erinnerung an die Vergangenheit, sein Vertrauen auf die Zukunft zum Ausdruck bringen:

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war so heiter
Wollt' immer weiter,
Das war mein Sinn.

Das war Goethes stille, sinnige Feier der silbernen Hochzeit.

Die Teplitzer Wochen waren diesmal weniger befriedigend als die früheren. Die Leistungen des Schreibers waren ungenügend. Goethe beriet mit der trauten Gefährtin, ob er nicht einen gewöhnlichen Sekretär für die Morgenstunden nehmen und mit Hilfe Augusts selbst seine schriftlichen Arbeiten besorgen sollte. Nach der Lebhaftigkeit des vorigen Sommers war die Einsamkeit des diesmaligen doppelt fühlbar und drückend. So wurde manch sehnsüchtiger Blick nach Hause geworfen, Ausdrücke fortdauernder Liebe gespendet und die lebhafte Anerkennung von Christianens Tätigkeit ausgedrückt. „Ich kann Dir, mein allerliebstes Kind, nicht genug danken, daß Du Dich ‚so ruhig, gefaßt und zugleich tätig erhälst, alles gut einrichtest und August und Uli wieder aufquäkelst. Wir wollen, hoffe ich, gesund wieder zusammentreffen."

Manchem blüht nach einer 25jährigen Ehezeit ein neues Glück; Goethe war dieses in seinem Zusammenleben mit Christiane nicht mehr beschieden. Ihre Kraft war zu Ende, die Jahre des Leidens begannen. Es schien von Anfang an durchaus kein hoffnungsloser Zustand, so daß der gewissenhafte Gatte es für nötig hätte halten müssen bei der Leidenden zu verbleiben. Kamen keine schweren Anfälle, so war Christiane heiter und tätig und ermunterte in ihrer Selbstverleugnung gewiß selbst den Meister, eine Reise zu tun, die, wie seiner Stimmung zuträglich, so für seine Gesundheit unentbehrlich war.

Diesmal ging der Zug nach Westen, statt nach Osten: Wiesbaden,

Frankfurt, Heidelberg wurden 1814 und 15 längere Zeit das Stammquartier des Reisenden. Wiesbaden als Heilort, Heidelberg als Kunststätte, wo ein eindringliches Studium der Boisseréeschen Gemälde vorgenommen wurde, Frankfurt, die Vaterstadt, diente zur Auffrischung alter Beziehungen und zur Anknüpfung neuer. Für den Dichter wurde Frankfurt ein Jungbrunnen.

Denn damals zeigte sich dasselbe Phänomen wie im Jahre 1807. Schlug in jenem Jahre unmittelbar nach der Eheschließung das Herz des fast 60jährigen höher für ein anmutiges Mädchen, so ergriff nun den, der mit raschen Schritten den 70 zueilte, eine neue Leidenschaft. Marianne Jung, die fast unmittelbar nachher den alternden Frankfurter Patrizier Herrn v. Willemer heiratete, eine anmutige Frau, eine treffliche Sängerin und hochbegabte Dichterin, tat es mit ihrer Kunst und ihrem Wesen dem Meister an, der wochenlang in ihrer gemütlichen Häuslichkeit auf der Gerbermühle bei Frankfurt weilte. Nur mit dem Unterschied, daß, während Wilhelmine schüchtern und jungfräulich sich die Leidenschaft gefallen ließ und sie mit mädchenhafter Verehrung erwiderte, Marianne, mit dem glühenden Temperament der Künstlerin und der geweckten Sinnlichkeit der jungen Frau die begeisterten Huldigungen erwiderte, und in unsterblichen Gesängen ihre Liebe verklärte. Und doch wird man auch in diesem Falle nicht pedantisch und noch weniger ketzerrichterlich von Treubruch sprechen dürfen. Für Goethe war es im Grunde nur eine Phantasieliebe. Noch einmal und nicht zum letzten Male bei diesem Unverwüstlichen des Gefühls und der Lebenskunst ward der Zauber weiblicher Anmut und Jugend lebendig. Und doch entwand er sich auch hier den Sirenentönen, erinnerte sich an seine Pflicht, an die Freuden der stillen Häuslichkeit und kehrte in sein Heim zurück, das, nachdem es lange von lauten Freuden widergehallt, nun ein Platz der Trauer werden sollte.

Von Wiesbaden, Frankfurt und Heidelberg aus erhielt Christiane tagebuchartige Briefe. Sie wurde mit den Persönlichkeiten bekannt gemacht, die Goethes Umgang auf der Reise bildeten, aber ihrer wurde auch bei diesen gedacht, so daß manche Frankfurter Damen

ihr Geschenke schickten und zu Weihnachten von ihr gebeten werden konnten, Leckerbissen und Stoffe für Weimar zu besorgen.

Eine große Lücke trat ein, als Karoline Ulrich das Haus verließ und Riemer heiratete. Vielleicht hat gerade diese Trennung von der sorglichen Freundin, die der kränklichen, alternden und doch ein wenig unbedachten Frau manche Mühe abgenommen hatte, ihren Zustand verschlimmert und ihren Tod beschleunigt. Anfang 1815 wurde Christiane recht krank. Für die Karlsbader Reise, die auch diesmal für sie nötig war, wollte Goethe ihr eine Freude bereiten und bestellte Kleider für sie aus Frankfurt. Sie konnte im März 1815 zur Erholung nach Jena gehen, Goethe freute sich ihrer scheinbar fortschreitenden Besserung, als sie im April nach Hause zurückkehrte; aber die Besserung hielt nicht lange an, und auch die dann angetretene Reise nach Karlsbad brachte keine heilsame Veränderung des Zustandes hervor.

In Karlsbad wurde Christiane von zahlreichen Berichten des Gatten aufgesucht, der wieder nach Wiesbaden ging. In einem von diesen heißt es einmal: „Die Liebe, das Beste." Aber im allgemeinen ist der Briefwechsel jener Monate von beiden Seiten ein sehr dürftiger. Nur ist immer weiter das Streben erkennbar, Christiane nach außen eine würdige Stellung zu verschaffen und ihr namentlich in Weimar Achtung und Ansehen zu bereiten. So schrieb Goethe einmal 12. September 1815: „Suche die Mutter (gemeint ist Frau v. Stein) und übrige Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freistaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar sind, daß August sich in das Hofwesen so gut findet, ist unschätzbar."

Von den zarten Banden, die Goethe mit Marianne von Willemer verknüpften, erfuhr die Gattin nicht viel: für solches Schwärmen, für derartige feine, geistige Genüsse, bei denen die Phantasie viel geschäftiger war als Sinnenlust oder erotisches Verlangen, hatte Christiane kein richtiges Verständnis. Gelegentlich wurde, um ihre Eifersucht nicht hervorzurufen, ein Gruß der „guten Frauen" an sie

gemeldet, und die kurze Notiz angefügt, daß sie zu den Genüssen herbeigewünscht werde.

Im letzten Winter hört man wenig von ihr. Sie war zwar gesund genug, um einmal nach Jena zu fahren, wo sie Knebels besuchte, aber unvermeidlich nahte das schreckliche Ende.

Mit Gewalt suchte der Besorgte den düsteren Winter wegzubannen. Am 15. März 1816 entstand das Gedicht „Frühling übers Jahr", eine hochpoetische Darstellung des Lenzes im allgemeinen, bedeutsam hauptsächlich dadurch, daß der Dichter in düsterer Vorahnung dieses Frühjahr für das letzte der Geliebten zu halten scheint, aber bemüht ist, die entsetzliche Vorstellung zu verscheuchen. Nachdem er sich mit der Kunde zu beruhigen gesucht:

Genug der Frühling,
Er wirkt und lebt

schließt er eine entzückend ergreifende Schilderung der Geliebten an:

Doch was im Garten
Am reichsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüt.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen
Ein Blütenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Allerdings ging Goethe Mitte Mai zur gewohnten Inspektion nach Jena. Daß die Gattin krank war, deutete er nur in den

Zeilen an, in denen er Frau Riemers Teilnahme erbat: „Ich werde es ihr von Herzen danken, wenn sie der meinigen in diesen Momenten beisteht".

Aber Teilnahme und Pflege nützten nichts mehr; durch schlimme Botschaften wurde er am 30. Mai 1816 nach Weimar zurückberufen. Er suchte sich durch äußerste Geschäftigkeit aus den schweren trüben Stimmungen zu befreien, fügte aber einem der Briefe jener Zeit hinzu: „Mehr sage ich nicht, verhindert von häuslichen schweren Unbilden".

Während die Briefe schweigen, redet das Tagebuch, und gerade dessen schlichte Notizen sind ungemein ergreifend.

29. Mai. „Gefährlicher Zustand meiner Frau". 30. „Meine Frau wieder außer Bett". 31. „Rückfall meiner Frau". 1. Juni. „Gefährliches Befinden meiner Frau während der Nacht". 2. „Verschlimmerter Zustand meiner Frau". (Zweimal dieselbe Notiz an einem Tage.) 3. „Eine unruhige, sorgenvolle Nacht verlebt. Frau von Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr". 4. „Meine Frau noch immer in der äußersten Gefahr. Kräuter war die Nacht bei mir geblieben". 5. „Meine Frau noch immer in der äußersten Gefahr. Kräuter die vergangene Nacht bei mir". 6. „Nahes Ende meiner Frau. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir. Meine Frau um 12 Uhr nachts ins Leichenhaus". 8. „Meine Frau um 4 Uhr begraben. Um 3 Uhr Kollekte meiner Frau von Vogt".

Nach einer authentischen Mitteilung des Arztes Huschke sei Goethe, als er den Tod erfuhr, weinend in die Knie gesunken und habe ausgerufen: „Du sollst, Du kannst mich nicht verlassen".

Den einzigen Bericht, den wir über den Tod besitzen — denn die Zeilen von Vulpius an Knebel sind nur eine Meldung des Faktums — sandte Johanna Schopenhauer an Elise v. d. Recke (25. Juni 1816). Er lautet: „Der Tod der armen Goethe ist der furchtbarste, den ich je nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloser Krankenwärterinnen ist sie, fast ohne Pflege gestorben, keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, ihr eigener

Sohn ist nicht zu bewegen gewesen, zu ihr zu gehen, und Goethe selbst wagte es nicht ... reden konnte sie nicht, sie hatte sich die Zunge durchgebissen ... Ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht, hatte ihr das fürchterlichste aller Übel, die fallende Sucht, zugezogen... Auf allen Fall hat sie die kurze Freude furchtbar gebüßt, und es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist, und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohl tat und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten".

War die Todesstunde der Armen wirklich so einsam? Man kann es kaum glauben. Allerdings war Goethe in diesen Tagen selbst krank; seine starke Abneigung vor allem Schmerzlichen ließ ihn Manchen gegenüber fühllos erscheinen. Aber man kann sich kaum denken, daß er, der von dem bittersten Schmerze erfüllt war, bei diesem entsetzlichen Leide nicht auch durch seine Gegenwart seine Teilnahme gezeigt hätte. Tiefen Schmerz bei aller männlichen Fassung bekundete er in seinen Briefen. Den Frankfurter Freunden wurde die traurige Nachricht durch den Sohn gemeldet; Boisserée, Zelter, Reinhard, Schopenhauer, Cotta, Wilhelm von Humboldt erhielten von dem Gatten selbst die Nachricht: „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn", so hieß es in einer Epistel an Zelter, „vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will". Nur selten ein Wort der Charakteristik oder eine Äußerung seines Schmerzes. Nur an Cotta schrieb er: „Meine Frau, deren Anmut Sie kannten", und Boisserée gegenüber bekannte er: „Läugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man groß tun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt".

Der Verstorbenen widmete Riemer eine nicht allzu würdige Grabrede: „Sie werden unmittelbar unterrichtet worden sein von dem Schicksal, was unsern teuren Geheimrat betroffen hat. Der Tod gleicht alles aus, und so müssen wir mit Anteil und Bedauern gestehen, daß es ein hartes und schreckliches Ende war, welches die

Frau genommen, ob man gleich voraussehen konnte, daß es über kurz oder lang so kommen müßte.

Das Detail weiß G. selber schwerlich so wie wir, und zu seinem Glücke bleibe es ihm ferner verhüllt. Bei seiner Art zu sein und zu leben wird er sie nur zu oft vermissen. Ob er gleich gefaßt erscheint und von allem andern spricht; so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Tränen er umsonst zurück zu drängen strebt."

Unter den Freunden Goethes sprechen einzelne wie Boisserée und Zelter zwar von der Trauer, ohne aber der Verstorbenen ein Wort zu gönnen.

Auch die Großherzogin Luise drückte ihr Beileid aus. „Ich bedaure recht sehr", so schrieb sie am 10. Juli 1816, „Sie vor meiner Abreise nicht mehr gesehen zu haben. Es war aber in Wahrheit unmöglich, so sehr ich auch wünschte, selbst meiner Teilnahme an Ihrem Verlust Sie zu versichern".

Nikolaus Meyer richtete, freilich erst am 25. November 1816, warme Worte über Christianens Tod an den alleinstehenden Gatten.

Der einzige Knebel, gedachte ihrer alsbald mit einiger Wärme: „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Bester, in diesen Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig erschien". Wie Knebel, der Christiane gut gekannt hatte, so äußerte sich auch Elise v. d. Recke, die mehrfach mit Christiane zusammen gewesen war, über sie in günstigem und wohltuendem Sinne. Sie schrieb an Johanna Schopenhauer am 3. Juli 1816: „Mit schmerzhafter Rührung, liebe Teure, habe ich Ihre Darstellung der traurigen Verlassenheit der guten Goethe, in ihrem schreckhaften Todeskampfe, gelesen. Wahrlich, diese gutmütige Frau hätte wohl verdient, daß dankbare Herzen ihren letzten bittern Kampf erleichtert, und die unter furchtbaren Krämpfen Sterbende nicht verlassen hätten. Im Leben tat sie vielen wohl! und aus meiner Erfahrung weiß ich es, daß das Bewußtsein uns

bei heftigen Krämpfen, und todesähnlichen Erstarrungen bleibt .....
Der furchtbare Tod der noch im Grabe verfolgten Goethe hat mich schmerzhaft erschüttert! Sie haben Recht, teure Frau! Die im Leben auf einer Seite so glückliche — im Sterben aber höchst unglückliche Goethe hatte doch viele guten Seiten! Warum richten die Menschen denn immer ihre Blicke nur auf die Fehler der andern, statt diese nur stille für sich als Warnungen zu betrachten, die uns vor Fehlern schützen? — Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von andern böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, so weit ich sie kannte, immer so, daß ich mir es wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte, ‚Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe'. — Die Frau, welche von ihrem Gatten ein solches Zeugnis erhält, über deren Fehler werden alle diejenigen, welche den Gatten schätzen, einen Schleier zu werfen suchen. Wir, liebe Teure! wir wollen immer der guten Seiten der Verstorbenen gedenken, und ihre Schwächen in Vergessenheit zu bringen uns bemühen!"

Goethe selbst, der nicht nur im Augenblick durch das schmerzliche Ereignis betäubt war, der z. B. am 26. Juni 1817 schrieb: „Das vorige Jahr war eins der ungünstigsten meines Lebens, dessen Folgen ich noch kaum verwinde" und der, wie Frau von Knebel 4 Jahre später berichtete, noch immer den Verlust nicht verschmerzen konnte, widmete ihr, die 27 Jahre an seiner Seite gelebt hatte, folgende Verse, die sein volles Glück und sein tiefes Leid ausdrücken:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch düstre Wolken zu scheinen,
Der einz'ge Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Bei einem Überblick über dies Leben kann man nicht leicht zu einem Gesamturteil gelangen. So viel steht fest: die höhere Bildung ging Christiane von ihrem mangelnden Jugendunterricht her ab und sie suchte die Lücken ihres Wissens, oder wie andere sagen, ihrer völligen Unbildung nicht durch ein systematisches Lernen auszufüllen.

Sie war lebenslustig und heiter. Diese Heiterkeit paßte vortrefflich zu dem ernsten, beschäftigten Manne, der nach Riemers Zeugnis einmal gesagt haben soll: „Ein ernsthafter Mann ist nicht übel daran mit einer lustigen Frau"; sie erfreute ihn mehr, als daß sie ihn störte, wenn auch der überschäumende Frohsinn ihn gelegentlich belästigte. Die Lebenslust verführte sie zu einer Art Tanzwut und, wie es scheint, in den letzten Jahren zu einer übermäßigen Liebe zu geistigen Getränken, die, ohne ihrer Weiblichkeit zu schaden, ihre Gesundheit untergrub, gewiß aber niemals so weit ausartete, daß sie sie zu einem Scheusal machte.

Der Umstand, der ihrem Andenken am meisten geschadet hat, ist der, daß sie sich Goethe hingab ohne kirchliche und gesetzliche Sanktion, ja ohne daß sie wissen konnte, ob sie nicht einfach von ihm fortgeschickt werden würde. Wäre sie nach ihrer Entehrung sitzen gelassen worden, so hätte sie von denselben feinen Damen Unterstützung oder Ausdrücke des Mitleids erhalten, die nun darüber die Nase rümpften, daß sie es wagte, bei Goethe auszuharren. Jene stolzen Tadlerinnen, ebenso wie ihre Gefolgsippe der späteren Zeiten, vergaßen und vergessen bei diesen Vorwürfen nur völlig, daß gar nicht sie, sondern Goethe die größere oder einzige Schuld trägt nicht die Schuld, daß er das Mädchen nahm, sondern daß er so lange zögerte, ihr eine würdige Stellung zu geben. Dieses Verharren in irregulären Verhältnissen tat Gothe gewiß manchmal leid. Freilich findet sich einmal eine Beschönigung eines solchen Verfahrens. Dem Freunde, Knebel, der ähnlich wie Goethe gehandelt hatte, schrieb er nämlich: „Zu der Bestätigung Deines häuslichen Glücks durch die gesetzlichen Formen empfange hier abermals meine besten Wünsche. Es ist freilich so um vieles sicherer, als wenn man erst seine Zufriedenheit von den Formen erwarten soll".

Aber er, der im allgemeinen das Nutzlose der Reue einsah, gab am 7. November 1821 eine Art Prosakommentar zu den Begleitversen des Werther: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach." Ein jüngerer Freund nämlich, K. E. Schubarth, hatte dem Meister mitgeteilt, er werde bald heiraten, obgleich er es für erlaubt hielte, sich antik zu bewegen und wohl geneigt wäre, das Beispiel nachzuahmen, das Goethe gegeben, wenn er nicht eben als Untergeordneter die gewöhnlichen Wege zu gehen sich verpflichtet fühlte. Goethe antwortete darauf: „Zuvörderst aber will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend einhergehen und doch zugleich mit uns selbst, mit anderen und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden."

Der zweite Vorwurf, der gegen Christiane erhoben wurde, ist der, sie sei des Mannes, dessen Namen sie später trug, unwürdig gewesen. Zur Begründung solcher Anklagen wurden nicht nur die sattsam hervorgehobenen ihrer übermäßigen Tanzlust und Trunksucht laut, sondern auch die, sie habe durch unverständiges Betragen Goethes Gesundheit geschädigt und seinen Ruf untergraben. Zum Sprachrohr solcher Anklagen machte sich Riemer. Als sie 1805 sehr vorsichtig in der Auswahl von Goethes Nahrung sein mußte, schrieb er: „Aber lange wird es wohl nicht dauern; denn der Hausgeist wird ihm wohl so lange zureden, daß der Tee ihn schwäche und er etwas Ordentliches essen müsse, wie wir es schon erlebt haben." Oder er redet entrüstet über ihre Tanzlust (1814): „Goethes tanzlustige Damen werden heute nach Jena gekommen sein, denn sie ziehen wie die Geier und Raben immer der Armee nach. Das ist ein

wahres Schlaraffenleben, das diese führen: vielleicht die einzigen in Deutschland, denen es wohl ist."

Zu der Unwürdigkeit, die ihr schuld gegeben wird, gehört aber auch ihre sittliche Inferiorität. Hier tritt Charlotte von Schiller als Wortführerin auf. Sie meldet ihrer vertrauten Korrespondentin, der Prinzessin Karoline (am 30. Juni 1811 folgendes): „Ich muß Ihnen doch auch berichten, wie klug der Meister ist. Da er einmal seine dicke Hälfte im Bad mit sich hatte, so empfahl er sie der Obhut der Frau v. Reck, der berühmten nämlich. Diese und ihre Nichte, die Fürstin Hohenzollern, haben sie protegiert und an alle öffentlichen Plätze eingeführt. Unter dieser Ägide ist ihr Ansehen und Ruf trefflich geblieben, und der Meister weiß seine Freude zu brauchen. Jetzt hat sie hier keine brillante Bekanntschaft und ging neulich mit einem russischen Courier und Sekretär, der überhaupt der Cicisbeo ist, während der Mann bei der Gesellschaft war, auf dem Schießplatz. Seinetwegen würden wir sie gut aufnehmen, versteht sich, wenn sie sich aber selbst ihren Platz in der Gesellschaft sucht, wer kann das hindern? Wenn er nur nicht gekränkt wird. Das ist Alles, was wir wünschen können."

Von derselben Anklägerin wird einmal auch geradezu der Name eines sonst unbekannten Mannes, des Russen Lewandofsky, genannt. Auch gegen solche Insinuationen ist die Abwehr leicht, ohne daß man sich irgendwelcher apologetischen Tendenz hinzugeben braucht. Die Frau, die in die gute Gesellschaft nicht völlig aufgenommen wurde, die zu indolent war, um beständig für Anerkennung ihrer Rechte zu kämpfen, die Frau, die, ohne alle Vorgänge des Liebeslebens ihres Gatten zu kennen, doch von gar manchen seiner Galanterien wußte und sie verzieh, besuchte, ohne damit ein Vergeltungsrecht üben zu wollen, gern in Begleitung anderer, da ihr Gatte mit ihr zu gehen weder Zeit noch Lust hatte, öffentliche Vergnügungsstätten und erlustigte sich dort mit Personen, die vielleicht minderwertig waren. Aus dieser Tatsache aber, daß sich gleich mit gleich gesellte, eine Angeklageakte zu schmieden, geht nicht an. Einer lebenslustigen Frau aus dem

Umstande, daß sie mit tanzgewandten Gefährten zu Bällen geht, einen Strick zu drehen, ist nur das Gebaren böser Klatschmäuler, die jeden harmlosen Verkehr zu einem Sittlichkeitsverbrechen stempeln. Dann könnte man ebensogut aus dem naiven Geplauder der guten Christiane mit Nikolaus Meyer, einem dichterisch beanlagten jungen Mediziner, der eine Zeitlang in Weimar lebte, und zu den Vertrauten des Goetheschen Hauses gehörte, aus ihren vertraulichen Äußerungen und Freundschaftsversicherungen, aus den Sehnsuchtsgeständnissen, das Vergehen eines unerlaubten Umganges formulieren.

Der ungerechtfertigtste Vorwurf gegen Christiane ist aber der, daß sie Goethe geistig herabgedrückt, daß der Dichter durch das beständige Zusammenleben mit einem inferioren Wesen seinem Genius geschadet, daß er durch das offene Zurschautragen einer freien Liebe schweres Ärgernis gegeben und daß er sich selbst um die Wonne einer harmonischen Gemeinschaft mit einer ebenbürtigen Frau gebracht habe. Solchen Anklagen könnte man zunächst die landläufige Bemerkung entgegenhalten, daß einem so hochstehenden Genius manches erlaubt sei, was einem gewöhnlichen Menschen versagt ist. Freilich kommt man damit nicht weit; denn man könnte trotz aller Vorrechte, die man dem Genius einräumt, auch auf die größere, ihm als dem Höherstehenden notwendige Verpflichtung hinweisen, die er der Menschheit, namentlich deren schwächeren Teile schuldig ist, und es wäre leicht auseinanderzusetzen, daß, je höher einer in der Stufenleiter der Wesen steht, er um so mehr verpflichtet ist, die Sittengesetze zu wahren und durch sein erlauchtes Beispiel für Andere zu heiligen.

Völlig unbegründet aber ist der Vorwurf, daß Goethe durch das Zusammenleben mit Christiane seinem Genius geschadet hat. Diese Anklage steht auf derselben Stufe wie der törichte Vorwurf, Goethe habe durch sein Leben, durch das tolle, lustige Treiben der zwölf ersten Weimarer Jahre sich heruntergebracht. Wie man bei dieser letzteren Beschuldigung Egmont, Iphigenie, die ersten Fassungen des Tasso und Wilhelm Meister übersieht oder als nichts achtet,

als genügten diese Werke nicht, um den Ruhm eines ganzen Menschenlebens zu begründen, geschweige den eines Jahrzehnts, — so sprechen die wunderbaren Erotica und der Tasso, die in den Flittermonaten entstanden, die wissenschaftlichen Glanzleistungen der ersten, voll beglückten Jahre, die Balladen, Xenien, Faust und Wilhelm Meister in den nächstfolgenden Zeiten laut genug dafür, daß gerade in der Zeit, in der die Nörgler Goethe ganz in den Banden Christianens verstrickt wähnen, die herrlichsten Produktionen entstanden sind.

Und so wird man zu folgendem Schlußurteil gelangen: Es war ein Zusammenleben, das unsere Teilnahme fordert und unsere Achtung. Gewiß war Goethe kein Musterehemann und Christiane nicht das Urbild einer deutschen Hausfrau. Aber sie steht gereinigt da von all den Fehlern und Schlacken, die Böswilligkeit und Klatschsucht der Zeitgenossen, besonders der weiblichen, auf sie warfen und sie darf als die bezeichnet werden, die Goethe alles das gewährte, was er von einem Weibe verlangte und bedurfte.

Wie sie in Wirklichkeit war, das geht am besten aus folgender Äußerung von Frau von Knebel hervor, die sie 1820 einer ganz unbeteiligten Frau gegenüber tat. Schon der Umstand, daß die Berichterstatterin den Weimarer Verhältnissen völlig fern stand, auch nicht etwa Schriftstellerin war und nicht in dem Verdacht stehen konnte, das Gehörte anderen mitzuteilen, stempeln dieses Dokument zu einem höchst wichtigen. Gegen seine Glaubwürdigkeit könnte man allenfalls einwenden, daß Frau v. Knebel sich in der gleichen Lage befand wie Christiane, d. h. daß auch sie längere Zeit als Geliebte mit ihrem späteren Gatten zusammengelebt und ihn erst nach der Geburt eines Sohnes geheiratet hatte. Doch hieße das die Zweifelsucht zu weit treiben und so darf man in der Tat diesen Äußerungen das unbedingteste Zutrauen entgegenbringen.

Die Mitteilungen von Frau von Knebel lauten so:

„Die Frau ist sehr beneidet worden und deshalb viel angefeindet und verleumdet". Sie habe einen vortrefflichen Charakter, das

beste Herz gehabt, so daß alle überzeugt wären, daß Goethe nach seiner Eigentümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, daß ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, daß sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht, sondern immer nur bemüht gewesen sei, es ihm angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohltuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr gebildete Frau, aber sie hatte sehr vielen natürlichen, hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und er selbst sich nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen, natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung wohl Manches verdanke."

Und man darf auf Christiane den Ausspruch anwenden, den Goethe in den Tagen seiner offiziellen Vermählung gelegentlich einmal gebrauchte: „Was echt ist, muß sich eben in einem solchen Läuterfeuer bewähren."

2. August, Ottilie, die Enkel.

I.

August. 1789—1816.

Julius August von Goethe wurde am 25. Dezember 1789 geboren. Die erste Erwähnung des Knaben, der der Pathe des Herzogs war und dessen Namen erhielt, findet sich in den Briefen unter dem 6. Januar 1790: „Mit Vergünstigung der Göttin Lucina hat man auch der Liebe wieder zu pflegen angefangen. Der kleine Pathe wird mager, die Frauen sagen aber, bei dieser Diät geschehe es so; bis in die zwölfte Woche müsse man Geduld haben."

Bei der Geburt Augusts gab es in Weimar furchtbaren Lärm. Karoline von Dachröden, die Braut Wilhelms von Humboldt, die damals in Weimar lebte, und an Goethes Geist, Offenheit und Herzlichkeit, sobald sie mit ihm allein war, die größte Freude hatte, meldete ihrem Bräutigam am 19. Dezember 1790: „Die Weimaraner plagen und schrauben ihn auf. Was für ein Lärm über das Kind ist, ist unglaublich. Die regierende Herzogin ist indelikat genug gewesen ihm sagen zu lassen, sie fände es sonderbar, daß er ihr sein Kind alle Tage vor der Nase herumtragen lasse." Man kann diese Meldung, an deren Authentizität man zweifeln muß (s. oben S. 23) nur mit der Bemerkung der Schreiberin begleiten: „wie albern!"

Eine ins einzelne gehende Biographie des Knaben läßt sich nicht schreiben, da die Weimarer Jugendgenossen nichts, die älteren Hausfreunde wenig von ihm erwähnen; die genaueren Notizen, die wir über ihn besitzen, gehören der späteren Zeit seines Lebens an. Für die Jugendzeit sind wir auf das Tagebuch des Vaters angewiesen, das über den Knaben mehr als lakonisch ist, während es später über die Enkel sich einer höchst wünschenswerten Ausführlichkeit befleißigt, sodann auf Goethes Briefe, die mancherlei enthalten, endlich auf die wenigen Berichte der Zeitgenossen, von denen freilich einzelne in das Gebiet des Klatsches verwiesen werden müssen.

Das Verhältnis zwischen Vater und Kind war ein außerordentlich zärtliches. Dies geht zwar weniger aus Ausdrücken des Vaters

selbst hervor, denn in solchen war er sparsam, wohl aber aus Erzählungen anderer. So berichtete z. B. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin (Frühsommer 1795): „Als wir gestern ankamen, kam der August Goethen entgegengesprungen und Du hättest nur sehen sollen, wie der Junge so lieb tat mit seiner heftigen Zärtlichkeit und der alte Goethe so herzlich froh dabei war."

In demselben Jahre unternahm August die erste Reise mit dem Vater und zwar nach Ilmenau. Für die frühe Entwicklung des 6jährigen Knaben sind die Berichte des Vaters ein sehr rühmliches Zeugnis (29. August 1795): „Ich behalte den Kleinen bei mir, er ist so artig als sich nur denken läßt. Er hat schon vieles gesehen: den Schacht, das Pochwerk, die Porzellanfabrik, die Glashütte, die Mühle, worauf die Marmorkugeln zum Spiele der Kinder gemacht werden und überall hat er etwas mitgenommen und spricht gar artig von den Sachen. Dann hält er sich zu allen Leuten und ist schon überall bekannt. Hier schickt er Dir einen weißen Pfefferkuchen, den er selbst gern gegessen hätte. . . . Gustel grüßt Dich recht schön, er sitzt eben auf dem Canapee, ich habe ihn ausgezogen und wir sind die besten Freunde."

Eine zweite Reise mit dem Knaben, wiederum nach Ilmenau war nicht ganz so friedlich; der Aufenthalt im Wirtshause war ungemütlich und auch die Lebhaftigkeit des Knaben war störend, so daß der Vater bemerken mußte: „Noch wills mir nicht recht behagen, denn der Kleine, so artig er auch ist, läßt mich die Nächte nicht ruhig schlafen und morgens nicht arbeiten. So geht mir die Zeit verloren, denn ich habe noch nicht das Mindeste tun können." Nach dem Umzuge zum Oberforstmeister von Fritsch wurde es angenehmer: „Der Kleine ist sehr vergnügt und findet den ganzen Tag etwas zu schreiben und zu spielen; Bergrats Fritz, der nun auch sein Nachbar ist, ist nun auch gesetzter und verständiger geworden."

Im Jahre 1797 begann der Unterricht Augusts durch einen jungen, den Schülerjahren kaum entwachsenen Menschen namens Eisert. Goethe berichtete seinem jungen Freunde Fritz von Stein

(12. August 1797): „August ist recht hübsch und artig geworden, jetzt wird er unter Herr Prof. Kästners Aufsicht von einem jungen Eisert unterrichtet.“ Dieser Unterricht wurde jedoch bald unterbrochen. Der Knabe begleitete seine Eltern nach Frankfurt, benahm sich dort recht wacker, hatte aber bei seiner Rückkehr nach Weimar manches Unwohlsein zu bestehen, so daß der Vater nach Weimar die Mahnung schickte, nachdem er gehört, der Kleine sei wieder auf gutem Wege: „Herr Eisert mag auch in Absicht aufs Lernen mit ihm nur spielen und die Zeit hinzubringen suchen, damit er bald wieder zu Kräften komme.“

In diesen ersten Zeiten des Unterrichts scheint August, so seltsam dies auch bei dem jugendlichen Alter des Zöglings erscheint, nicht in des Vaters Hause gelebt zu haben. Wahrscheinlich war er wie sein Präzeptor selbst in Pension bei dem genannten Prof. Kästner. Dies geht aus einer Briefstelle an J. H. Meyer hervor (3. März 1799): „Wollte ich Eisert und August ins Haus nehmen, so könnte das entweder geschehen, daß ich das Nachbarhäuschen kaufte, oder die Seite des Museums einrichten ließe, indem ich eine Treppe von drüben herauf breche.“

Mit der Entwicklung des Knaben war der Vater zufrieden und äußerte sich darüber, wie über die Erziehungspläne, die er mit ihm hatte, folgendermaßen (an Knebel 17. September 1799):

„Mein August wächst und hat zu gewissen Dingen viel Geschick, zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem was angeschaut werden muß, so wie er auch ein sehr gutes Gedächtnis hat. Meine einzige Sorge ist bloß, das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt und alles was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach so viel Seiten hin und ist schuld an so viel falschen Richtungen die wir an Erwachsenen bemerken.“

Einige Jahre später begleitete August den Vater (1801) nach Pyrmont und Göttingen, wo das frühreife Kind die Professoren mitbesuchte und ein lebhaftes Interesse für Naturwissenschaft zeigte. Der Vater schrieb 31. Juli 1801: „August hat seine Glückseligkeit

an Versteinerungen, die er auf einem nahegelegenen Berge aufsucht. Auch hat er angefangen Schach zu lernen und es geht schon ganz artig damit."

Auch nach Kassel wurde er mitgenommen, wo er in seiner Art am Genuß der Kunst- und Naturwerke teilnahm.

Schon vor der Göttinger Reise hatte August von dem Vater das Album empfangen, dessen Inschriften neuerdings abgedruckt worden sind. Der Vater, der auch später noch zweimal Verse hineinschrieb, gleichsam um das etwas schlapp gewordene Schifflein wieder flott zu machen, hatte das Stammbuch mit den herrlichen Zeilen eröffnet:

Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund' und Gespielen,
Reich' es dem Eilenden hin, der sich vorüberbewegt.
Der des freundlichen Worts, des Namens Gabe dir spendet
Häufet edlen Schatz holden Erinnerns dir an.

Schiller, Wieland und Herder hatten sich gleichfalls eingeschrieben; nun auf der Reise erhielt das Stammbuch die Weihe auswärtiger Freunde, indem Blumenbach, Sartorius, Hoffmann, Hugo, Meiners und andere Zierden der Georgia Augusta ihre Namen unter bedeutungsvolle Inschriften setzten.

August folgte der väterlichen Weisung und legte sein Buch den bedeutenden Männern Weimars und allen denen vor, denen er auf seinen Reisen begegnete. Von Weimarer Gönnern sind Günther, Fernow, H. Meyer, Knebel, Riemer, Bertuch vertreten. Von vorübereilenden Fremden, Gelehrten, jungen oder älteren Dichtern, Professoren aus Jena und Halle, seien folgende genannt, die wenigstens einige Blüten aus dem großen Kranze darstellen: F. A. Wolf, W. von Humboldt, Chladni, Denon, Leo von Seckendorf, J. L. Stoll, F. H. Jacobi, Hegel, Fichte, Schleiermacher, Werner. Einen ziemlich breiten Raum nehmen Gespielen und Freunde ein, von denen nur H. Voß, der junge August von Staël, die Brüder Ernst und Karl von Schiller, C. G. Berger, C. von Holtei hervorgehoben sein mögen. Auch in Frankfurt wurde das Buch fleißig



August
Ölbild von E. Grünler
(Goethenationalmuseum in Weimar)

präsentiert: Außer der Großmutter und den Mitgliedern der Familie Stock trifft man auf die Namen: J. von Schwartzkopf, M. Bethmann, Philipp N. Schmidt, Schlosser, Willemer und Marianne Jung, sowie die der Jugendfreunde des Vaters, Horn, Riese, Moors.

Die meisten dieser Inschriften, Prosa und Poesie, beziehen sich weniger direkt auf den Sohn, enthalten vielmehr Sprüche und Betrachtungen allgemeinen Inhalts, geben Hinweise auf den Vater, sprechen gute Wünsche aus. Wenige prophezeiten dem Jüngling eine große Zukunft, wie der Bremer Nikolaus Meyer mit seinen Versen:

> Du wirst dem Adler gleich zur Sonne fliegen,
> Dich groß auf ihren Strahlen wiegen.

Grausam war nur der Spruch eines französischen Beamten 1807, der die Lehre verkündete, die sich ja auch bei August bewährte: „Selten zählen die Söhne eines großen Mannes in der Nachwelt."

Es ist fraglich, ob August erst nach Professor Meyers Wegzug wieder in das väterliche Haus kam; sicher ist es, daß er dessen Zimmer bezog und nun so glücklich war, seine Naturaliensammlung ordentlich ausbreiten zu können. „Er ist noch immer passioniert für dieses Fach, und ich bin neugierig, ob er einmal Ernst aus diesem Spiele machen wird." Außerdem jedoch studierte er römische Antiquitäten, wie aus einer gelegentlichen Notiz des Vaters an Wilhelm von Humboldt (27. Januar 1803) hervorgeht; doch wendete er sich in Jena, wo er einige Tage mit dem Vater zubrachte, wieder der Mineralogie zu.

14 Jahre alt war der Knabe geworden, hatte mancherlei gelernt und noch mehr gesehen, aber einen wirklich systematischen Unterricht noch kaum erhalten. Da brachte ein günstiger Zufall ihm Hilfe. Riemer kam nach Weimar und ins Goethesche Haus, so daß Goethe an F. A. Wolf melden konnte: „Herr Riemer, der mit Herrn Prof. Fernow aus Rom gekommen, hat sich entschlossen, diesen Winter bei uns zu bleiben und besonders den Unterricht meines Knaben im Griechischen und Lateinischen über sich zu

nehmen. Sie kennen den lebhaften Knaben und wissen, daß es mit seiner Kenntnis der alten Sprachen nicht sonderlich aussah, worüber ich zwar bisher manche Sorge hatte, dem Übel aber nicht abhelfen konnte. Nun glaube ich geborgen zu sein."

Im Jahre 1802 kam es zu einem Auftreten Augusts, das ein unliebsames Aufsehen machte. Darüber berichtet Sophie von Schardt ihrem Neffen Fritz von Stein: „Ferner gibt's Redouten, wo man der Herzogin gratuliert: ein Kind der Liebe stellte den Amor dar, der der Herzogin Verse brachte. Die Leute sagen, das sei unrecht gewesen, ein Kind der Liebe hätte nicht dürfen als Amor unter honetten Leuten erscheinen. Der arme Wurm wird doch nicht dem berühmten Edmund, dem Sohn des King Lear nachschlagen, er ist ein gutes Kindel."

Dasselbe Jahr brachte auch den ersten ernsten Lebensakt, die Konfirmation. Kurz bevor diese stattfand, unternahm es der Vater, den Sohn legitimieren zu lassen. Dies geschah in folgendem, sehr merkwürdigen Schreiben an den Herzog Karl August: „Ich habe einen natürlichen Sohn August, dessen Wohlfahrt ich auch in Ansehung seiner bürgerlichen Existenz in Zukunft gern sichern möchte. In dieser Betrachtung halte ich mich sogar verpflichtet, Ew. p. hierdurch untertänigst zu bitten, denselben propter natales mit einem Legitimations-Decret zu begnadigen. Höchstdieselben werden dadurch eines jungen Menschen Glück auf die Zukunft bestätigen, und die tiefste Dankerkenntlichkeit von neuem beleben, in welcher ich mich ehrerbietigst unterschreibe."

Augusts Konfirmation, nicht durch Herder, wie man aus dem folgenden Brief schließen sollte, sondern durch Konsistorialrat Günther, fand am 13. Juni 1802 statt, freilich zu einem ungewöhnlich frühen Termin, da der Knabe das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. „Du willst, verehrter alter Freund," so hatte Goethe an Herder am 26. April 1802 geschrieben, „die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise als das Herkommen vorschreibt. Ich danke Dir herzlich dafür und freue mich, daß er dem für Kinder immer

apprehensiven Schritt an Deiner Hand auf eine Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrifft. Er wird sich Dir mit seinem Lehrer nächstens vorstellen, empfange ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem Du meiner gedenkst." Nach dem geschehenen Schritt dankte der Vater mit folgenden Worten: „Mit herzlichem Danke empfinde ich die Neigung, mit der Du das gestrige Geschäft vollbracht hast und empfehle Dir den Knaben auch für die Zukunft."

Aus welchem Grunde Herder die heilige Handlung selbst nicht vornahm, wird nicht recht klar. Da Goethe sich später, wie eben gezeigt wurde, für seine Mithilfe bedankte, so kann er sich unmöglich ablehnend verhalten haben. Vielleicht wollte er daher nur als erster Geistlicher des Landes vermeiden, bei einer solchen Gelegenheit öffentlich aufzutreten. Allerdings scheint, im Gegensatz zu der fast väterlichen, überaus zärtlichen Gesinnung, die Goethe den Herderschen Kindern bewies, Herder dem Goetheschen Sprößling nicht in gleicher Weise entgegengetreten zu sein. Beweis dafür ist das schnöde Wort, das der Geistliche bei seinem letzten Zusammentreffen mit dem Dichter nach einem großen Lobe von dessen Drama „Eugenie" gesagt haben soll: „Deine natürliche Tochter gefällt mir besser als Dein natürlicher Sohn."

Bei seinen Äußerungen über die Konfirmation mag Goethe die Art und Weise im Auge gehabt haben, wie Herder bei der Einführung des Erbprinzen in die christliche Gemeinschaft vorgegangen war. Darüber berichtete Sophie von Schardt an Karl von Stein (1799): „Ich glaube, es ist die erste Konfirmation in Deutschland dieser Art. Er sagte nichts vom Sündenfall, von der Erbsünde, von der Gottheit Christi, von seiner Erlösung — als Genugtuung nämlich — er hat sein Zeitalter erlöset und unmittelbar auch uns vom Joch des Aberglaubens, der Vorurteile, vom Teufel, d. h. vom falschen Begriff von ihm, er hat sie erlöset durch die reine, schöne Moral, die er lehrte, er ist gestorben wie ein heiliger Weiser um der Wahrheit und Tugend willen. Herder sagte nichts von den Leiden am Kreuz, nichts von der Auferstehung, Himmelfahrt, jüng-

stem Tag, nichts von der Dreieinigkeit: laß das lieber fallen, was wir immer nur schwankend bekennen, wenn wir denken, um das zu halten, was ewige Wahrheit bleibt."

August gewöhnte sich an seinen neuen Lehrer Riemer so, „daß er nicht geneigt war, für sich allein etwas zu leisten". Dadurch kam es, daß dem Kinde bei aller Anerkennung des Lehrers kein unbedingt günstiges Zeugnis ausgestellt werden konnte, der Vater vielmehr bekannte, daß er mehr Neigung zum Gegenstande als zum Ausdruck habe (1804).

Ein wirklich methodischer Unterricht wurde sodann dadurch gehindert, daß der Knabe mehrfach von Weimar abwesend war. Er war 1805 in Frankfurt, wo er lustig und in Freuden lebte, aber mehr das Leben als das Wissen kennen lernte. Der Vater jedoch hielt diese Weltkenntnis für beinahe ebenso nötig als das Eindringen in die Wissenschaft, so daß er froh von diesem Ausfluge bemerkte: „Dieser erste Versuch in die Welt hineinzusehen ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe."

Auf dieser Reise wurden die innigen Beziehungen zur Großmutter gefestigt. August war von früh an ihr Herzblatt. Sie zeigte ihre Neigung durch zahllose Geschenke und war, wie eine richtige Großmutter, von jedem Zeichen seiner geistigen Entwicklung hoch beglückt. Sie, die zwar keine kunstmäßige Briefschreiberin war, die sich trotz ihrer zahlreichen Briefe über ihre Tintenscheu und Schreibunlust beklagte, und die doch mit einer solchen Lebendigkeit zu schildern wußte, daß man Menschen und Dinge leibhaftig vor sich sah, war schon früh völlig enthusiasmiert von der Klarheit und Regelmäßigkeit seiner Aufzeichnungen, in denen er sich, der Großmutter zuliebe, schon als Knabe versuchte.

Bei seinem Frankfurter Aufenthalt 1805 erkannten ihn die alten Freunde des Vaters an seinen Augen, und die Großmutter war voll begeisterter Anerkennung für ihn. Diese äußerte sich gleich nach seiner Ankunft (8. April): „Das war gestern als ich um 9 Uhr

abends nach Hause kam eine gar liebliche Erscheinung, ich erkannte ihn nicht, er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaunt stand ich da, als er mir den so lieben Namen nannte. — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe, es soll ihm wohl bei mir werden — wollen sehen wie wir ihm die Zeit verkürzen — erstlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihn nun gleich auf 18 Vorstellungen Meßabonnement abonniert — zweitens hat die Großmutter ein ziemliches Talent im schwatzen, das soll ihn aufheitern".

Diese ihre Zufriedenheit bestätigte sie bei dem Weggang des Reisenden durch folgendes originelle Zeugnis: „Ich Endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses, Julius August v. Goethe, sich während seines hiesigen Aufenthaltes brav und musterhaft aufgeführt, so daß es das Ansehn hat, als habe er den Ring im Mährchen „Nathan des Weisen" durch Erbschaft an sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dies bei oben erwähnten Julius August von Goethe der Fall ist, bestätigt hiermit Seine ihn

Liebende Großmutter
Elisabeth Goethe."

Besonders im Stock'schen Hause wurde er herzlich aufgenommen — Frau Stock sei ganz verliebt in ihn, meldete die Großmutter — und als er fort war, wanderte sein Album von Hand zu Hand, um mit mannigfachen Inschriften beschwert nach Weimar zurückzukehren.

Noch in demselben Jahre begleitete er den Vater nach Helmstedt, war lustig und guter Dinge, „streitet sich mit Wolf und macht uns oft zu lachen". Am 28. August wurde er nach Hause geschickt mit dem Zeugnis, daß er sich gut betragen und die ganze Reise erheitert habe.

Auch in dem bewegten Jahre 1806 war eine größere Reise für ihn geplant. Es war der Gedanke aufgetaucht, ihn nach Berlin zu senden, und lange Verhandlungen mit Zelter beweisen den Ernst

dieser Absicht. Aber die schweren Zeiten, die über Weimar herein-brachen, hinderten die Ausführung dieses Planes.

Vom pädagogischen Standpunkte aus kann man diese beständige Unterbrechung des Unterrichts gewiß tadelnswert finden. Zur Erklärung der vielfachen Reisen muß aber darauf hingewiesen werden, daß nicht etwa die Lust des Vaters bestimmend war, den Sohn zu zerstreuen oder an Vergnügungen zu gewöhnen, sondern das Verlangen, ihm etwas zu verschaffen, was er, der Vater, selbst schmerzlich entbehrt hatte: Bewegungsfreiheit, Fähigkeit, Fremdes mit eigenen Augen zu sehen, besonders die Möglichkeit, durch das Betreten großer Städte wie Berlin die Zustände der Heimat besser zu erkennen und durch einen Vergleich mit großen Verhältnissen angemessener zu beurteilen.

Und so hatte der Vater durchaus das Verlangen, nicht einen Gelehrten, sondern einen jungen Mann auszubilden, der später im Leben auf eigenen Füßen stehen könnte und schon frühe sich seiner Kraft und Geschicklichkeit bewußt wäre. So berichtet er einmal ganz froh der Gattin (25. Juni 1806): „August war hier mit seinen Gesellen. Es hat mich gefreut zu sehen, daß es mit seinen körperlichen Kräften und seinem guten Mut so wohl steht. Ich habe mich einige Abende recht hübsch mit ihm unterhalten. Sie sind in allen Bergen und auf allen Schlössern herumgezogen, haben Aal in der Triesnitz gegessen und die Johannisfeuer haben wir zusammen von dem Altan des Daches gesehen".

Gerade das ist in dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn so eigenartig, daß der erstere den Knaben in einem Alter, wo er sonst meist dem Hauslehrer oder Erzieher allein überlassen wird, selbst zu prüfen und direkt auf ihn einzuwirken sucht. Als er den Besuch des Sohnes in Karlsbad wünschte (1807), begründete er den Wunsch mit den Worten: „Mir ist daran gelegen, ihn einige Zeit allein um mich zu haben, daß ich nur wieder einmal sehe, wo es mit ihm hinaus will". Und über den Angekommenen heißt es: „August ist glücklich angekommen und freut und verwundert sich an den seltsamen Felsen, warmen Quellen und dergleichen, daß er

sogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminieren, wobei er, wie es im Anfang geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat".

Es wäre von hohem Interesse, von Augusts Stimmung politischen Dingen gegenüber, von seinem inneren Wesen irgendein Zeugnis zu besitzen, aber die Quellen versagen. Selbst die redselige Frau Schopenhauer schweigt von ihm, immerhin ein Beweis, daß er bei ihren Gesellschaftsabenden nicht zugegen war. Auch die mannigfachen Erwähnungen der Charlotte von Stein, zu der der kleine Karl von Schiller den sechsjährigen Spielgefährten gebracht hatte, der seitdem ein so häufiger Gast bei ihr war, lassen uns keinen Einblick in sein Inneres tun. Nur seine Liebenswürdigkeit wird gerühmt, seine kindliche Genäschigkeit einmal hervorgehoben; „mein kleiner Favorit", heißt er gelegentlich; er ist der Bote zwischen dem Hause am Frauenplan und dem stillen Witwensitze.

Ob der frühreife Knabe, ob der Jüngling fähig war, einen Vergleich zwischen seiner Mutter und dieser aristokratischen Dame anzustellen, bei der er so häufig weilte und sich zu gefallen schien? Ob er von den Beziehungen etwas ahnte, die zwischen dieser Frau und seinem Vater länger als ein Jahrzehnt bestanden? Ob die späte Trauung seines Vaters, bei der er nach dem Zeugnis einiger zugegen war, die Umwandlung seiner Mutter aus der bescheiden zurücktretenden Demoiselle in eine den vornehmsten Schichten angehörige Dame, die, wenn auch vielleicht gegen ihren Willen, den Eintritt in die höchsten Gesellschaftskreise durchsetzte, ihm zu denken gab? Das sind alles Fragen, auf deren Beantwortung man vergeblich harrt.

Bis 1806 hatten deutsche Knaben und Jünglinge im allgemeinen kein ausgebildetes politisches Interesse besessen oder bekundet. In einem Landstädtchen wie Weimar vielleicht noch weniger als in den großen Zentren politischen Lebens. In die Wirren der Kriegszeit wurde August frühzeitig eingeweiht. 1806, während der Franzosenzeit, bewies er einmal Besonnenheit und Mut, er eroberte so berichtete eine junge Künstlerin, in der Küche des väterlichen

Hauses eine der gebratenen Enten, die man für die Tafel der französischen Offiziere bereitet hatte, brachte sie auf einen Degen gespießt, triumphierend in das Speisezimmer seines Vaters und sang: „Himmel laß meinen Plan gelingen".

Aber ein solches Bravourstückchen beweist keinerlei politische Gesinnung. Auch aus dem späteren Enthusiasmus Augusts für Napoleon, der ihn veranlaßte, alle Arten Reliquien zu sammeln, die sich auf seinen vergötterten Helden bezogen, lassen sich keinerlei Schlüsse auf die Art ziehen, wie er damals die großen Umwälzungen anschaute, die sich in Deutschland und in seiner engeren Heimat vollzogen.

Kurz vor Augusts Abschied aus dem Vaterhause ereignete sich eine kleine Szene, die beweist, daß der Vater gegen ihn böse werden konnte. Am 10. November 1807 aß Johanna Schopenhauer mit mehreren anderen bei Goethe. Sie erzählt: „Sein Sohn, eine Art Tapps, der aber im Äußern viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas. Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Ärgerlich darüber sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht untern Tisch fiel".

Kaum 19 Jahre alt, vielseitig vorgebildet, ohne jedoch jene gründliche Unterweisung erhalten zu haben, die ein moderner Abiturient als Gepäck mit auf die Hochschule nimmt, wurde August auf die Universität Heidelberg geschickt (1808). Er wurde zum Juristen bestimmt, dem berühmten Rechtsgelehrten A. F. J. Thibaut besonders empfohlen. Es war geplant, daß er sich zwei Jahre in Heidelberg aufhalten und dann das Studium in Jena fortsetzen sollte. Bevor er die schöne Neckarstadt betrat, machte er in Frankfurt Halt. Bettine Brentano sollte dafür sorgen, daß „die väterliche Stadt auch ihm zur Vaterstadt werde, sodaß er glaube, sich mitten unter den Seinen zu befinden".

August fühlte sich in Frankfurt sehr wohl. Die Großmutter war selig, ihn zu sehen.

Nachdem sie schon ziemlich enthusiastisch ihr Entzücken über seine bevorstehende Ankunft ausgedrückt hatte, gab sie am Tage seiner Abreise nach Heidelberg folgende Schilderung seines Aufenthaltes: „Hier hat er sich sehr beliebt gemacht durch seine Lieblichkeit, anständiges Betragen, mit einem Wort durch sein Äußerliches und Innerliches; auch kam er gerade zu einer Zeit, wo manches zu sehen war, das man vielleicht nie wieder sieht — z. E. das Fest das unsere Bürgerliche Offiziere dem Primas gaben, das war — das war so geschmackvoll, so schön, so prächtig — und sucht seinesgleichen. Bethmann verschaffte ihm ein Billet. Bei unserm Fürsten hat er neben mir gespeist — der Fürst trank meines Sohnes Gesundheit und war ganz allerliebst. Ein großes Vergnügen war das Schauspiel, da war er alle Abend. Schlossers, Brentano, Gerning, Leonhardi erzeigten ihm viele Freundschaft, das angenehmste Haus mangelte ihm freilich, der gute Schöff Stock lag an einem Gallenfieber sehr krank darnieder, ist aber auf der Besserung“........

Auch die Freunde, von denen einzelne in der Schilderung der Frau Rat genannt sind, wetteiferten, ihm Vergnügungen zu bereiten. Über alle diese Dinge müssen seine Briefe enthusiastisch gelautet haben, so daß der beglückte Vater schrieb: „Sein erster Eintritt in die Welt ist so glücklich und so günstig, daß man wohl hoffen kann, es werde so auch vorwärts gehen“.

Dem in Heidelberg eingetroffenen Studiosus wünschte der Vater jugendliche Gesellen. Er fürchtete, daß er am Anfang zu viel tue und leicht müde werde. Die Mahnungen über sein Studium wurden von dem in Karlsbad weilenden Vater in einem langen, traulichen, an Augusts früheren Besuch Karlsbads anknüpfenden Berichte überschickt. „Ebenso lobe ich, daß Du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst, so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung, alles abzuschütteln.

Daß auch Deine Studien einen historischen Gang nehmen, ist

mir sehr angenehm. Zu erfahren, wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt, ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, antizipiert das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das allgemeine gibt sich auf diesem Wege von selbst: denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend.

Daß Du Deiner eigenen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst, ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß Du Dich auf die philosophischen und religiosen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen. Lebe besonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel, wo Dich Dein gutes Geschick hinführt. An Spiralen und noch wunderlichern Linien ist ohnehin kein Mangel".

Der Jüngling wurde ferner ermahnt, auch an Thibauts Klavierspiel sich zu ergötzen, Vorlesungen über Spittlers Geschichte der europäischen Staaten zu besuchen, wenn solche gehalten würden, die herrliche Gegend fleißig zu genießen. Er wurde zu besonderer Rücksicht gegen die Mutter ermuntert und empfing den Rat: „Vernachlässige womöglich deine Hand nicht gar zu sehr. Der Tag ist lang und wenn Du ein Drittel der Zeit mehr auf einen Brief wendest, so liest ihn Dein Korrespondent mit Vergnügen, indem er nicht nötig hat, die mühselige Dechiffrierkunst anzuwenden".

Zu den merkwürdigen und beachtenswerten pädagogischen Vorschlägen des Vaters gehört auch der folgende: „Schildre mir doch auch gelegentlich die vorzüglichen Personen, die Du kennen gelernt, an Lehrern und Lernenden, Jungen und Alten. Besonders auch bemerke auf Deinen Wallfahrten das Volk der verschiedenen Provinzen, ihre Gestalt und Art, ihre Sitten und Betragen. Vergleiche sie mit denen, die Du schon kennst und bereite Dich auch hierdurch zu einer weitern und breitern Erfahrung."

In demselben Jahre (1808) besuchte August die Mutter, die damals wegen der Erbregulierung der Frau Rat in Frankfurt weilte, und ging dann nach Heidelberg zurück. Dort lebte er froh mit seinen Genossen, mußte zwar bald den Verlust des ihm besonders vertrauten jungen Boie, des ältern Sohnes des bekannten Schriftstellers, beklagen, gewann aber, wie es scheint, Ersatz dafür.

Er führte im ganzen ein fleißiges und stilles Leben, wie wenigstens Heinrich Voß dem besorgten Vater bezeugte. Freilich, übermäßig still war das Leben nicht; es ließ Raum für eine Studentenliebe (Karoline Schumann), die, wie sie ein zärtliches Gedicht von dem Jüngling empfangen hatte, ihm auch eine Stammbuchinschrift weihte. Auch den Künsten blieb er nicht ganz fremd, er lernte z. B. Guitarre spielen. Übermäßig solide scheint er nicht gewesen zu sein, wenn auch der Onkel Vulpius, der den Neffen mit Lektüre versorgte und ihm ernste, sowie belletristische Bücher mit charakteristischen Bemerkungen empfahl, am Ende des Heidelberger Aufenthaltes seine Freude aussprach, „daß der Neffe so solide werde"; denn nicht nur während seines Aufenthaltes machte er Schulden, die der Vater tilgte, „weil doch nichts dabei heraus kommt, wenn man auf Pump lebt", wie die praktische Mutter schrieb, sondern am Ende des Studienaufenthalts ergab sich ein Fehlbetrag von 360 Gulden, eine, wie man zugeben muß, für jene Zeit recht erkleckliche Summe.

Seinen naturwissenschaftlichen Eifer und sein Interesse für die Verhältnisse seines Heimatlandes bekundete er z. B. dadurch, daß er sich erbot, Mineralogen und Botanikern Mitgliedsdiplome der betreffenden Jenaer Gesellschaft zu überreichen. Besonders freundlich war er in den Häusern der Professoren Thibaut und Voß aufgenommen.

Ganz ungetrübt war indessen die Studentenzeit nicht; es fehlte nicht an üblen Launen, an schwierigen Verhältnissen; sich darin zurecht zu finden, gebot die Mahnung des Vaters. „Lasse Dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauisch machen und lerne bei Zeiten, daß man in der Welt, was nur irgend möglich ist, vermitteln soll. Es gibt Verhältnisse genug, mit denen das nicht angeht."

Bei seinem Lehrer war er fleißig, erbat sich halbjährliche Zeugnisse und schickte sie als Probe seines Eifers nach Hause. Er muß damals besonders kräftig ausgesehen haben, worauf sich der folgende Ausspruch des Vaters bezieht: „Ich vernehme von der Mutter, daß Du wegen Deiner roten Backen Anfechtung hast, und daß es Leute gibt, die behaupten, solche Farbe sei eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe, Du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie Dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben, und immer so fort leben, wie bisher, daß Du sie nicht verscherzest."

Während einer Krankheit wurde der Jüngling von seinem Lehrer, der freilich im Kreise der Kommilitonen mit dem etwas respektlosen Beinamen „Schnüffel" belegt wurde, liebevoll und sorglich gepflegt. Kaum genesen, wandte er sich wieder eifrigen Studien zu; über den Studiengang selbst gab der Vater dem bewährten Lehrer die nachfolgende interessante Auseinandersetzung: „Was die Studien des jungen Mannes betrifft, so werden Sie mich höchlich verpflichten, wenn Sie solche nach Maßgabe seines Talentes und Fleißes auch in der Folge dirigieren wollen. Wenn er die Zeit gut anwendet, die er den Studien zu widmen hat, so will ich sie ihm eher verlängern als verkürzen. Je älter man wird, je mehr fühlt man die Kürze der Jahre und sie sind doch auch für die Jugend nicht länger als für das Alter. So bin ich, z. B. das Wiederhören der Pandekten betreffend, gleichfalls der Überzeugung, daß eine Pause dazwischen zu setzen sei. Ein junger Mann, der ein solches bedeutendes Collegium zum zweitenmal hört, muß eigentlich mit Zufriedenheit empfinden, daß er indessen gewachsen ist, und daß er das, was ihm vorher Mühe und Beschwerde verursachte, nunmehr mit Leichtigkeit behandelt."

August trat in eine landsmannschaftliche Verbindung ein und fand mit diesem Schritt die Billigung des Vaters. Aber seines Bleibens in Heidelberg war nicht allzu lange, der ursprünglich beabsichtigte Aufenthalt wurde abgekürzt. Schon nach einem Jahre brach er seine Studien ab, machte von der Erlaubnis zu einer Rheinreise Ge-

brauch und erhielt für diesen Ausflug einen väterlichen Zuschuß und die Reisemahnung: „Was Du übrigens auf diesem Wege siehst und erlebst, das wird Dir für alle Zukunft zu großem Nutzen und Freude gereichen. Nur wünschte ich, daß Du als ein fleißiger Heftschreiber auch ein Reiseheft schriebst, nicht um die Gegenden zu beschreiben, sondern nur von manchen Lokalitäten, Menschen, Gasthöfen, Preisen, gegenwärtigen Zuständen, Gesinnungen usw. eine feste Notiz zu behalten. Dergleichen Aufsätze sind für uns und andre sehr belehrend, und in der Folge, wenn wir wieder an solchen Ort kommen, unschätzbar. Schreibe mir unterwegs ein Wort: denn Posten gehen überall."

Mit kindlichem Gehorsam befolgte der Sohn die väterliche Mahnung und schickte unter dem Titel: „Reisenachrichten" einen 11 Quartseiten starken Bericht. Sie sind zwar in Orthographie und Kalligraphie geeignet, dem väterlichen Wunsche zu genügen, sonst aber „von dem nun Zwanzigjährigen eine bescheidene Leistung". Die paradiesischen Rheingegenden müßten, so sollte man meinen, bei einem jungen Manne größeres Entzücken, etwas mehr Schwung und jugendlichen Enthusiasmus erweckt haben. Statt verzückter Ausrufe statistische Notizen, statt anschaulicher Beschreibung nüchterne Aufzählung. Versteigt sich der junge Reisende wirklich einmal zum Ausdruck einer Empfindung, so ist das Gefühl ebenso wie die Worte recht banal, z. B. bei Gelegenheit der Burg Ehrenbreitenstein. „Ich habe schon viel Ruinen bestiegen und immer wurde mir wohl auf denselben und freudig trug mich meine Phantasie in jenen (sic!) schönen Zeiten der Treue und Biederkeit; aber hier auf den gesprengten Trümmern dieser stolzen Feste bemeisterten sich meiner traurige Gefühle."

Nach seiner Rückkehr wurde August freundlich willkommen geheißen und durfte seine Ferien vollauf genießen. „Ich gönne ihm und Euch ein fröhliches Zusammensein", schrieb der Vater. „Er soll sich erst recht zu Hause fühlen, seine Freunde, sein hinterlassenes Museum, Haus, Garten, Theater und was sonst erfreulich ist, genießen und sich dabei wohl behaben. Dazu braucht es einige Zeit

und es wird mir viel Freude machen, wenn er mir, so oft es Gelegenheit gibt, einige Worte meldet."

Das Wintersemester 1809/10 brachte er in Jena zu. Froh mit seinen Altersgenossen, seltener als der Vater und der alte Freund wünschte, geneigt, zu dem alten Knebel hinauszugehen. Die Studien, wenn auch ernst genug betrieben, hinderten ihn nicht, sich auch an den Weimarer Festlichkeiten zu beteiligen. So wirkte er z. B. in dem berühmten Maskenzuge des Jahres 1810 mit: „Er hat sich dabei sehr gut ausgenommen und produziert". Über eine andere, vermutlich gesellschaftliche Betätigung gibt es einen merkwürdigen, nicht ganz verständlichen Brief an Karoline von Egloffstein, der so lautet: „August ist angekommen, und hätte schon selbst aufgewartet wenn er nicht in einiger Bänglichkeit befangen wäre. Die Vorklage will er dem Vater überlassen. Da ich nun immer als Micio bekannt bin, so darf ich es nicht ablehnen. Die schöne Aufforderung macht ihn verlegen. Er glaubt mancherlei Gründe zu haben, die alle gut sind und die vielleicht alle nichts taugen. Er mag nur selbst kommen und probieren, wie man sich entzieht. Wäre nicht von einer Quadrille die Rede, so böte der Vater sich für den Sohn an, bei dieser schönen Gelegenheit, da es sonst billig ist, daß der Sohn für den Vater stehe."

Während Goethe selbst seine gesamte Studentenzeit — denn in Straßburg war er nur Doktorand — auf einer Universität zugebracht hatte, wollte er seinem Sohne gönnen, verschiedene Hochschulen kennen zu lernen. Von diesem Plane gab er der Gattin durch folgende Zeilen Kunde: „August kommt wieder zu Euch hinüber und ich freue mich seiner auf mehr als eine Weise; aber es ist doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht übersehe und bedenke, so ist mir sein Heidelbergischer Aufenthalt lieber als sein Jenaischer; es kommt schon etwas Kümmeltürkisches in ihn. Ich habe niemals einen so deutlichen Begriff von diesem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm seinen Sommer nicht verderben und Du brauchst ihm hiervon nichts merken zu lassen; aber wenn es so fortgeht, so muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch sein mag. Da viel Zeit

bis dahin ist, so wollen wirs besprechen; aber ich sage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten."

Trotz dieses Planes wurde nicht unterlassen, ihn in den Weimarischen Landen zu fördern. Er wurde aufgefordert, dem Prinzen Bernhard aufzuwarten, und der Vater sah mit Vertrauen der Zukunft entgegen. „Er macht seine Sachen wahrscheinlich nach seiner Art und die ist noch gut genug. Ich denke er wird sich aus diesem Weltstoff Rock und Mantel schneiden, wie sie ihm passen, und dadurch einen großen Vorsprung vor uns andern haben."

Über die Studien des Sohnes berichtete Goethe an seine Gattin mit folgenden Worten: „Von August habe ich endlich auch einen ganz verständigen Brief, er scheint auch auf seine Weise vor sich hinzugehen und wenigstens immer einiges zuzulernen. Das erste halbe Jahr war es wirklich ein Verderb für ihn, daß Schömann ein Gegner von Thibaut ist, den August so sehr verehrt und deshalb jenen nicht leiden konnte. Leider hats in Jena wieder Händel gesetzt mit Landsmannschaftlichen und dergleichen Verhältnissen. August hat sich aber wie mir Herr von Hendrich schreibt aus allem entfernt gehalten. Es ist sehr gut, daß er das Zeug in Heidelberg durchgearbeitet hat."

Aus dem Besuche einer anderen Universität wurde nichts, vielmehr wünschte der Vater, daß August sich mit dem Minister Voigt vermutlich wegen einer Staatsstellung berede, und wandte sich zur Ausführung dieses Planes direkt an seinen Landesherrn (8. Oktober 1810). Er führte aus, daß August zwei und einhalb Jahre Jurisprudenz und Ökonomie studiert habe, und daß er nun den eigentlichen Gang der Geschäfte bei einem Rentamtmann gründlich kennen lernen solle. In Jena halte er sich vom landsmannschaftlichen Wesen fern, lebe infolgedessen einsam, da er als Student von der Gesellschaft der Honoratioren ausgeschlossen sei. Zu seiner Empfehlung wurde folgendes hinzugefügt: „Er ist eigentlich praktischer Natur, auch über seine Jahre im Leben einsichtig und gewandt und weiß, wie ich schon in häuslichen Dingen sehe, ein ihm

aufgetragenes Geschäft mit Ruhe und Sicherheit durchzuführen. Dabei hegt er eine treue angeborene Anhänglichkeit an Ew. Durchl. Höchste Person und was das Glück hat, Ihnen anzugehören. Nach außen, in die Fremde bemerkt man kein Streben, keine Richtung an ihm, so daß er sich sehr bald mit dem vorliegenden Innern bekannt machen und im Gegenwärtigen und Einzelnen brauchbar und nützlich sein wird. Irgend einer Prüfung unterwirft er sich mit Vergnügen."

Trotz des letzteren Anerbietens wurde August, wie es scheint ohne Prüfung, zum Kammerassessor ernannt. Dies war zunächst ein bloßer Titel, denn er studierte ruhig weiter in Jena. Dabei verschmähte er, ohne gerade ein Säufer zu sein, einen guten Trunk nicht; der Vater, der auch seinerseits einem köstlichen Tropfen nicht abgeneigt war, bemerkte ohne besonderen Tadel: „Der vortreffliche Juvenil versäumt auch nicht, seinen Teil von der hellen Sorte zu trinken."

Im November 1811 wünschte August, jedenfalls auf Betreiben seines väterlichen Ratgebers, Landrat zu werden. Goethe bat seinen Herzog, dem Sohne nicht nur die Fortführung des Titels „Kammerassessor" zu gestatten, sondern ihm auch auf Grund dieses Titels die gedachte Stellung offen zu halten.

Indessen wurde es für nützlicher gehalten, August einstweilen in Weimar selbst in die praktischen Geschäfte einzuführen; er saß, wie der Vater einem Freunde meldet, „ganz treulich und ernsthaft referierend im Kammerkollegio".

Neben dieser amtlichen Tätigkeit begann aber eine neue, die der Sohn bis zu seinem frühen Tode eifrig fortsetzte. Er wurde ein treuer Mitarbeiter seines Vaters in der Führung der Akten, in der Ordnung und Bewahrung der wissenschaftlichen und Kunst-Schätze. Das pedantische Ordnungsstreben seines Großvaters war auf ihn übergegangen. Er stiftete Ordnung in den Akten des Vaters und setzte die von diesem bereits begonnene Registrierung fort. Manchmal unterzeichnete er auch Briefe oder konzipierte solche, häufig schrieb er auch nach dem Diktat des Vaters Briefe, die

dieser rätlicher fand, im Namen seines Sohnes, als in seinem eigenen abgehen zu lassen, z. B. die nach Frankfurt gesendeten, die den Zweck hatten, Befreiung von der Kaution, d. h. Erlaß der Abzugsgelder aus Frankfurt zu erbitten. Daneben fehlte es nicht an Vergnügungen, z. B. einem Ausflug nach Eisenach, die ihm soviel Zeit raubten, daß der Vater von Karlsbad aus sich über das Schweigen des Sohnes beklagte und ihn durch den ehemaligen Studiengenossen, den Sekretär des Vaters, John, dazu veranlassen mußte, ihm ein Wörtchen zukommen zu lassen. Aber zu einer wirklichen Verstimmung zwischen Vater und Sohn kam es nicht. Der junge Mann ward vielmehr von dem Vater sehr genau in die ökonomischen Verhältnisse eingeweiht. Ein Brief wie der folgende gestattet den Einblick in recht kleine Einzelheiten des Goetheschen Hauses und läßt die treue Mitarbeit des Sohnes erkennen. „Wir erhalten von Herzogl. Cammer Fourage auf zwei Pferde

Haber	wöchentl.	1½	Scheffel Weimar
Heu	„	1	Centner
Stroh	„	4	Bund zu Streu

und Häcksel aber ohne Gewichtsbestimmung.

Diese Ration hält man, besonders wegen des Zinshabers nicht für zulänglich, man büßt also noch zu

1. durch Einkauf.

Hier entsteht die Frage, was wäre des Jahrs noch beizuschaffen, wenn vorher bedacht ist, was man

2. durch Gutmachen gewinnt?

a) der lange Aufenthalt in den Böhmischen Bädern.

b) Der wiederholte Aufenthalt in Jena, wo öfters etwas aus dem hiesigen Rentamt erhoben wird.

Über diese Verhältnisse wünsche ich, wie gesagt, recht klar zu sein, damit man den Etat des nächsten Jahrs genau danach bestimmen könne."

Doch würde man irren, wollte man in dem 23jährigen Menschen einen verknöcherten Beamten oder einen nur auf Häusliches und Geschäftliches bedachten Philister sehen. War August auch kein

Lebenskünstler, so war er den Freuden des Daseins nicht abhold, die Gesellschaft, vielleicht nicht immer die beste, behielt für ihn ihre Reize. Doch hat man kein Recht, ihn damals als einen in dem Strudel der Vergnügungen rettungslos Untergegangenen zu bezeichnen.

Auch eine andere Klippe vermied er in geschickter Weise. Es hätte nahe gelegen — Beispiele dazu finden sich oft genug — daß er, der in einer bestimmten literarischen Richtung erwachsen war, kraft des Oppositionsgeistes der Jugend ins feindliche Lager übergeschwenkt wäre. Das Einlenken in das romantische Fahrwasser wäre bei ihm um so begreiflicher gewesen, als er gerade zu einer Epoche in Heidelberg lebte, als dort die Wogen der Romantik sehr hoch gingen. Und gerade der Umstand, daß er viel im Vossischen Hause, diesem Hauptquartiere der Erzfeinde der Romantik verkehrte, wäre geeignet gewesen, ihn in das Lager der Feinde zu treiben.

Trotzdem blieb er der klassischen Richtung treu, wie aus dem bemerkenswerten Zeugnis der Charlotte von Schiller hervorgeht. (5. Oktober 1812.) „Gestern habe ich mich mit August (v. Goethe) lange unterhalten über die neuen Produkte der Welt, und wir kamen überein, daß wir beide eigentlich nicht leicht mehr etwas loben können von der neuen Welt; wir können es nur angenehm, gefällig finden, denn er wie ich haben in Schiller und seinem Vater einen Maßstab, dem Wenige nur nahe kommen. Es freute mich, daß er es fühlte. Das Leben, das poetische Leben mit diesen beiden Naturen hat ganz andere Grenzen und Ansichten als die Welt."

Im Februar 1813 wurde August zum Hofjunker ernannt. War auch mit diesem Titel keine Besoldung verbunden, so scheint es, als wenn der Vierundzwanzigjährige bereits Heiratsabsichten hatte. Denn anders wird man wohl den sehr merkwürdigen Brief nicht auffassen können, den Goethe an Frau Maria Henriette von Wedel, geb. v. Wöllwarth, Ende September 1813 schrieb: „Mein Sohn der Assessor hat eine Ansicht und einen Wunsch, wobei ich ihn weder leiten noch fördern kann, da er mir aber ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen, verehrte Freundin, an den Tag gibt und ich diese Emp-

findung vollkommen mit ihm teile, so kann ich ihm nicht abschlagen, wenn er zu einer geneigten Aufnahme einen dieser Tage und zu gütigem Gehör empfohlen zu sein wünscht. Lassen Sie hier wie immer Wohlwollen und Klugheit walten, nur daß nicht die mindeste Unbequemlichkeit für Sie daraus entspringe. So bedarf auch dieses Blatt keiner Erwiederung, Freunde wissen sich ja wohl stillschweigend zu antworten."

Doch gestatten unsere Quellen nicht, über diese Sache selbst nähere Aufklärung zu geben; da die Adressatin Oberhofmeisterin der Herzogin war, so könnte es sich freilich auch um einen höfischen Dienst oder ähnliches handeln.

So war das verhängnisvolle, in seinen Folgen für Deutschland so glückliche Jahr 1813 herbeigekommen. Die Jünglinge in ganz Deutschland drängten sich zu den Fahnen. Auch August hatte, wie es nach einigen Äußerungen scheint, Neigung, dem Beispiele seiner Altersgenossen zu folgen. Daß der Vater diesem Wunsche entgegentrat, braucht man nicht seiner sogenannten unpatriotischen Gesinnung allein zuzuschreiben. August war der einzige Nachkomme des Vaters geblieben; es ist verzeihlich, daß dieser ihn bei sich behalten oder wenigstens das Leben dieses Einzigen nicht aufs Spiel setzen wollte. Auf seinen Antrieb daher wurde der Sohn vom Militärwesen dispensiert und dem Erbprinzen als „Adjutant bei der Landwehr" beigegeben. Doch auch zu dieser kaum militärisch zu nennenden Stellung kam es wenig; vielmehr wurde er gegen Ende des Jahres 1813 mit einem bewährten Beamten, mit dem Kammerrat Rühlmann auf eine Reise nach Frankfurt zur „Besorgung eines sehr leidigen Geschäftes" geschickt und bereitete sich durch diesen Einblick in amtliche Tätigkeit zu einer geschäftlichen Wirksamkeit vor. Am 6. Februar 1814 kehrte er nach Weimar zurück, erhielt ein günstiges Zeugnis seines Chefs und wurde zu weiterer Tätigkeit von ihm empfohlen.

Auf dieser Reise, auf der er im Auftrage des Vaters auch nach Kunstgegenständen fahnden sollte und sonstige Aufträge zu besorgen hatte, erhielt er von dem Vater eine merkwürdige Instruktion: „Fahre so fort, mit heiterem Sinn, auf zwei Dinge zu achten, erst-

lich wo die Menschen hinaus wollen? und zweitens wie sie sich deshalb maskieren? Zeige Dich nicht allzu behäglich, damit sie Dir Dein Glück nicht übelnehmen. Wir gehen in unserem Wesen fort und zu diesem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere sich daraus ein Bedenken machen.

Die Menschen sind noch eben so absurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde, das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte, die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nötigten. Wir sind mit Asche genug bestreut, und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen".

Augusts Lust, Soldat zu werden, ist freilich nicht unbestritten. Vielmehr wird seine Unlust bezeugt und eine Rechtfertigung des Eingreifens des Vaters versucht, in einer Ausführung der Charlotte von Schiller, die um so bemerkenswerter ist, als diese Berichterstatterin sich sonst nicht unbedingt auf die Goethische Seite stellte. „Ich finde", so schrieb sie 1814, „es natürlich, daß der Vater in seinem Alter alles tut, um ihn nicht Militär werden zu lassen; es ist doch eigentlich die einzige Freude, die er von seinem häuslich ehelichen Leben hat. Und dann hat auch der Sohn nicht den eigenen Trieb. Da es den Vater glücklich macht und den Sohn nicht unglücklich, so gönne ich es ihnen. Und doch gibt es hier und da Menschen, die die Achseln zucken darüber. Karl hätte ich um keinen Preis, auch wenn ich darüber gestorben wäre, abgehalten, denn seine ganze Existenz, sein ganzes Wesen wäre zerknickt gewesen, er hätte melancholisch werden können. Aber da August selbst nicht den Trieb hatte, so bin ich des Vaters wegen froh, daß seine Neigungen mit dem Glück des Vaters übereinstimmen".

Nach der Rückkehr des Sohnes meldete der Vater dem Herzog, daß August durch diese dienstliche Reise manchen Vorteil erlangt habe und schrieb: „Eine weitere Weltansicht in der jetzigen Zeit ist für jeden unschätzbar, am köstlichsten für die Jugend, welche denn doch zunächst das zu erwartende Gute genießen und die zu befürchtenden Übel zu ertragen haben wird; beides kann früher ge-

schehen, wenn man sich in einem weiteren Kreis denkt und fühlt. Seinen Dienst bei dem Prinzen besorgt er treulich und sucht auf jede Weise die der Augenblick andeutet, angenehm und nützlich zu sein. Daß Ew. Durchlaucht ihm diese Gelegenheiten gönnen wollten, dafür wüßte ich nicht genug zu danken."

Seit seiner Rückkehr war August, selbstverständlich mit Bewilligung seines fürstlichen Herrn, gewissermaßen als Vertreter und Gehilfe des Vaters in der Inspektion der Universität und der übrigen wissenschaftlichen Anstalten in Jena tätig. „August steht mir in allen Dingen bei", heißt es März 1815.

Allerdings kam der Jüngling gelegentlich durch sein Temperament in unangenehme Lagen. So geriet er aus einer uns unbekannten Veranlassung in Differenzen mit einem Rittmeister von Werthern, die der Kanzler von Müller auszugleichen bestrebt war.

Aus dem Kammerassessor wurde im Juni 1815 ein Kammerjunker. Auch mit dieser Stellung war ein Gehalt nicht verbunden; „er genösse", wie der Vater meldet, „der Ehre noch lieber, wenn auch was Klingendes dabei gewesen wäre. Das wird auch kommen". In der Tat kam dies schnell genug.

Bei der Neuordnung der Verhältnisse im Großherzogtum (1815) wurde Goethe ausdrücklich nur die Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft in Weimar und Jena übergeben; August, der den Vater schon die letzten Jahre in Jena vertreten hatte, wurde nun auf direkten Antrag offiziell als sein Gehilfe anerkannt und angestellt. In dieser Eigenichaft bewährte sich August gar wohl, wie das folgende briefliche Zeugnis bestätigt: „Das hilfreiche Betragen meines Sohnes in der gegenwärtigen Epoche kann ich nicht genug rühmen. Haushaltung und Geschäfte laß ich in seinen und andern treuen Händen und kann von dieser Seite ganz beruhigt wandern."

Störend war nur, daß gerade damals ein Zerwürfnis zwischen August und Riemer stattfand, das diesen bewährten Mitarbeiter eine Zeitlang aus dem Hause entfernte.

Dieses Zerwürfnis, von dem in einem folgenden Abschnitte aus-

führlicher gehandelt wird, gab einer oft angeführten Weimarerin Gelegenheit zur nachstehenden Betrachtung, die freilich mit anderen Charakteristiken Augusts seltsam kontrastiert. „Er hat jetzt den Herrn Riemer verloren; er war neulich bei mir. Ich betrübe mich, daß der Meister nun kein kluges Wort sprechen wird; denn der Sohn ist klug und brav fürs Leben, aber zu real und hat keinen Sinn für Wissenschaft. Ich sagte es R., daß er dem Meister fehlen würde; er sprach mit Anhänglichkeit von ihm; doch von dem August sagte er, daß er dem Vater nichts sein könne in der Poesie, weil er gar zu klug für das ökonomische Leben sei und dabei immer auf Nutzen sehe. Er lebt so still, August, daß man ihm wenig begegnet, und ist sehr ernsthaft. Außer, daß er Madame Wolff und Frau von Spiegel auf dem Schlitten zusammen gefahren hat, weiß ich keine Näherung an die Welt von ihm. Es gibt seltsame Kombinationen und in dieser Gesellschaft hätte ich sie nicht gesucht. Ich glaube, der Sohn will für die lustige Natur der Mutter ein Gleichgewicht geben und ist doppelt ernsthaft dafür."

Der furchtbare Verlust, der dem Goetheschen Hause am 6. Juni 1816 zugefügt ward, bereitete dem Sohn gewiß bittere Schmerzen, stählte aber seine Kraft. Was er empfand, kann man auch ohne bestimmte Zeugnisse vermuten. Ob sich aber des Sohnes nicht, trotz aller Liebe zur Mutter, ein gewisses Gefühl der Befreiung bemächtigte, wer will das sagen? Denn das Dasein dieser gutmütigen, von den meisten als untergeordnet betrachteten Frau hatte den Sohn in eine gewisse schiefe Stellung gebracht; er mußte in den Augen vieler dafür büßen, daß er eben Christianens Sohn war und blieb trotz aller offiziellen Legitimierung unebenbürtig, solange die Mutter lebte.

Ein solch gewaltiges Ereignis jedoch, wie der Tod der Mutter, vermehrte das Pflichtgefühl und gemahnte den Sohn für den Vater zu sorgen. Wie sehr er dies in den Schreckenstagen tat, bezeugte der Vater in der Aufzeichnung des Tagebuchs (5. Juni 1816): „Mein Sohn, Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung." — Das schönste Ehrenzeugnis für einen jungen Mann.

Nach Christianens Tod trat August in den Vordergrund.

Wie ursprünglich Charlotte von Stein, später Christiane, so wurde er nun der Adressat der tagebuchartigen Reisebriefe. Manchmal vertritt das Tagebuch selbst den eigentlichen Brief. Sind es wirkliche Episteln, so geben diese eine Chronik der Erlebnisse, Notizen über die Arbeiten, wobei das gemeinsame mineralogische Interesse im Vordergrunde steht, Schilderungen von Personen und Festen, Charakteristiken von Personen, die durch Weimar durchreisen, Empfehlung von Fremden und ähnliches. Jedes kleine Ereignis im Hause wird besprochen. Über eine Änderung des Hausgartens heißt es einmal, 2. Juni 1822: „Ich dächte, wir verführen folgendermaßen. Wir erhöhten die Mauer gegen Osten um 4 Fuß, ließen längere über dieselbe noch 3 Fuß hervorragende Steine einmauern, an welche sodann Geländer befestigt würden, (wie an des Burgmüllers Garten beim Aufstieg zu Seebach zu sehen), die Platten würden auf die vier Fuß erhöhte Mauer aufgelegt und das Geländer hinterwärts angebracht, daß man noch Blumen Äsche anbringen könnte."

Nicht lange blieb das Goethesche Haus ohne Hausfrau. Was August nicht hatte erlangen können, so lange die Mutter lebte, eine Gattin aus den vornehmen Kreisen, das wurde ihm bald nach deren Abscheiden zuteil.

II.

August und Ottilie. 1817—1830.

Am 1. Januar 1817 wurde die Verlobung Augusts mit Ottilie von Pogwisch verkündet; der getreue Zelter erhielt die erste Nachricht. „Es ist der Wille der beiden jungen Leute, gegen den ich nichts einzuwenden habe. Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet."

Die Großmutter der jungen Braut, Ottilie, Gräfin von Henckel-Donnersmarck, Oberhofmeisterin des Erbgroßherzoglichen Paares, schrieb auf den ihr zuteil gewordenen Glückwunsch: „Zutrauungsvoll übergebe ich Ihnen meine Enkelin, überzeugt, daß sie in Ew. Excellenz einen treuen zärtlichen Vater finden wird. Ottilie hegt schon jetzt die höchste Verehrung für Sie, und wird als Tochter sich Ihrer Liebe und Fürsorge wert machen."

Die Hochzeit fand am 17. Juni 1817, also fast unmittelbar nach Beendigung des Trauerjahrs statt.

Erwägt man die Standesverhältnisse einer kleinen Stadt mit allen ihren subtilen, recht jämmerlichen Anschauungen über Stellung und Rang, so bedeutet die Aufnahme Augusts in die Pogwischsche oder Henckel-Donnersmarckische Familie eine starke Erhöhung. Die hochnotpeinlichen Merker bürgerlicher Wohlanständigkeit, die ihre Rechnungen nach der Höhe der Steuerquittungen oder nach der Anzahl der Jahrzehnte oder Jahrhunderte des Angesessenseins anstellen, hatten es dem jungen Wolfgang, der kein Patriziersohn gewesen, als Vermessenheit angerechnet, um Lilli Schönemann zu werben, da diese Familie älter und reicher war als die seine. In ähnlicher Weise zuckten die Weimarer Diplomwächter, denen eine Trägerin einer durch viele Geschlechter fortgeerbten mehrzinkigen Krone viel mehr galt als ein Fürst von Geistesgnaden, verächtlich die Achseln, als der uneheliche Sohn eines vor ein paar Jahrzehnten Geadelten eine altadlige Dame freien wollte und wirklich freite. Doch half der Machtstellung Goethes gegenüber, zumal die jungen Leute sich wirklich liebten, kein heimliches Wüten und kein



Ottilie
Kreidezeichnung von Hein. Müller
(Goethenationalmuseum in Weimar)

öffentlicher Widerspruch. Aber gern gesehen wurde nach allgemeiner Annahme dieses Bündnis nicht. Auch entwickelte sich zwischen der adelsstolzen Großmutter und der vornehmen Mutter einerseits und Goethe andererseits niemals eine besondere Intimität.

Dem jungen Paare dagegen widmete der Vater und Schwiegervater beglückte Worte: „Die jungen Leute sind das eigenste Paar, das es vielleicht gibt und scheinen wirklich für einander prädestiniert. Es ist mir nicht bang um sie." ...

Und ein Jahr später: „Sie würden zusammen passen, wenn sie sich auch nicht liebten, und das kleine dritte Wesen tut seinen herkömmlichen Effekt."

Das Zusammensein mit seinen Kindern bildete nun die höchste Glückseligkeit des alten Herrn. Der Sohn wurde Mitberater bei wichtigen Angelegenheiten, so daß z. B. die Regulierung des Frankfurter Vermögens mit ihm besprochen wurde, weil nach der ausdrücklichen Erklärung Goethes er derartige Geschäfte nicht allein zu erledigen wünsche.

Die Amtstätigkeit des Sohnes, soweit sie nicht geradezu eine Stellvertretung des Vaters war, bezog sich im wesentlichen auf Bauangelegenheiten. Wissen wir von letzterer auch nicht genug, um sie im einzelnen zu schildern, so ist uns von ersterer manches lobende Wort des Vaters bekannt. Dem Gothaischen Regierungsbevollmächtigten gegenüber Herrn C. G. A. von Hoff rühmte er die tätige Ordnungsliebe Augusts und fuhr fort: „Er ist in den Jenaischen Museen vom Knaben heraufgewachsen, sie sind neben ihm entstanden und so ist ihm alles dabei Vorkommende geläufig. Möge er künftig Ihnen wie jetzt mir in die Hand arbeiten."

Die Ehe schien zunächst die besten Aussichten zu gewähren. Selbst Übelwollende konstatieren das herrschende Glück. Frau von Schardt berichtet an Fritz von Stein 14. Juli 1817: „Glückliche sind der junge Goethe und seine junge Frau Ottilie Pogwisch. Sie sind es wirklich, wie die Kinder kann man wohl sagen, ihre neueingerichteten Stuben atmen Blumengerüche und Frieden. Vor ihnen das frische, heitre Leben in langer Hoffnung und nachdem

man soviel um das Glück der beiden besorgt war, sind sie nun froh, ohne Besorgnisse." Und dieselbe Tante schreibt am 4. August: „Ich bin es doch gewiß nicht gewesen, die Dir gesagt hat, man sei um sein Glück besorgt? — Hab' ich's gesagt, so sprach ich etwa von den officieusen Sorgen, die bei jeder Heirat teils die beliebte Klatschsucht und oft ein bissel Neid erwecken mag? die denn auch hier statt hatten. Mich dünkt, ich habe Dir aber von allem nichts geschrieben, als von dem friedlichen, von Blumen duftenden Zimmer, in dem ich das liebe Paar zuerst besucht habe. Ich habe Ottilie Pogwisch schon als Kind lieb gehabt, sie ist geistvoll und gut, singt ganz himmlisch, versteht Musik auch ganz gründlich. Da ihre Mutter Hofdame ist, so war ihr Leben sonst gestört dadurch, daß sie in einem Hause (bei der Großmutter, Gräfin Henckel) schlief; bei der Mutter einen Teil des Tages war, und bei den Egloffsteins in der Kost war zu Mittag. Daß aber das herumirrende Leben ihr fatal war, sieht man daraus, daß sie sich im Himmel dünkt, weil sie auf festem Boden, im eigenen Hause nun lebt; und mit gutem Willen scheint sie sich der Wirtschaft anzunehmen, auch herrscht vollkommene Ordnung in ihren Stuben. Er, der junge Mann ist ein Ordnungs-Geist, welches dem genialischen meinethalben widersprechen mag, doch gewiß zum Lebensglück viel mehr beiträgt; und doch hat er den Geist vom Vater geerbt, dünkt mich, sein Kammer Geschäft wird darum auch nicht schlechter gehn. Die Gräfin Henckel und die Herren Söhne Grafen Henckel v. Donnersmarck hatten ein kleines gegen die Geburt — die natürliche, welches man denn etwa begreift; indeß ist es vorüber, das Vorurteil, denn die jungen Leute sind miteinander zufrieden und glücklich. Der Papa hat die Schwiegertochter sehr lieb, noch in Jena muß sie ihm alle Woche schreiben, und so er an sie. Er teilt ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt, oder hervorbringt; da sie geistvoll ist, hat sie große Freude dran; und schmiegt auch ihr Gemüt sehr freundlich am Vater hinauf. Sie war schon als Kind bei den Singestunden in Goethes Hause, die mehrere Jahre (bei Lebzeiten noch der Frau) statt hatten, die Eberwein dirigierte und

selbst Zelter würde diese kleine Nachahmung seiner Akademie mit Freude gehört haben. Als sie versprochen war, sagte einmal der Alte zur Braut: „Höre, Ottilie, ich sage Dir eines — mein Sohn will gern immer gelobt sein, da mußt Du nichts widersprechen, wenn Du Lust zum Zanken hast — so komm zu mir, zanke mit mir, ich kanns ertragen."

Das Haus am Frauenplan, so stattlich es auch aussieht und so geräumig es erscheint, bot für ein verwöhntes Paar keine angemessene Wohnstätte. Im Erdgeschoß lagen Goethes Wohn- und Schlafzimmer, im ersten Stock waren die Repräsentationsräume des Dichters, — so blieben nur die zwar zahlreichen, aber kleinen Räume des nicht völlig ausgebauten zweiten Stockes — Mansardenzimmer — übrig, in denen das junge Paar hauste, und in denen später auch die Enkel, obgleich ihnen das ganze Haus zur Verfügung stand, ihr Quartier aufschlugen.

Der Schwiegertochter gegenüber beginnt, wie man sagen möchte, eine ganz neue Art des Briefschreibens. In diesen zahlreichen Episteln ist natürlich nichts von dem Erotischen zu finden, wie in den Briefen an Christiane, auch nichts von dem Spielerischen, Galanten, wie in denen an so viele Frauen und Fräuleins der früheren Epoche; der Charakter dieser Äußerungen ist ritterlich, anmutig, zierlich, manchmal mit etwas Väterlichem, zuweilen mit etwas Schelmischem gemischt. Man müßte, um einen vollkommenen Begriff dieser Äußerungen zu geben, sie alle abdrucken, denn aus einzelnen Proben wird der Charakter keineswegs völlig klar. Einmal, am 21. Juli 1818, braucht er die niedlichen Verse:

Und so ade
Dem Miselé
Dem schweigsamen Mann
Der Frau, die reden kann.

Oder wenn er der in Dresden Weilenden gratuliert, „daß ihre kleine Person höchsten Ortes sehr guten Eindruck gemacht hat".

Der Schwiegervater ist immer bemüht, für die kulinarischen Bedürfnisse des Frauchens zu sorgen: Artischocken und Fische,

Gänseleber und andere Kostbarkeiten werden von Jena aus geschickt oder von Frankfurt und anderen Hauptplätzen bestellt; er, der dem Kaffeegenuß abgeneigt war, besorgt Mokkakaffee, „damit die artige Schwiegertochter ihre Kaffeeschwestern mit einem außerordentlichen Trank überraschen kann". Ganz besonders aber freut er sich, der geistsprühenden, für alles Literarische empfänglichen Frau, Neuerschienenes mitzuteilen, über Literarisches mit ihr zu plaudern. Ihre Urteile billigte er freilich nicht immer. Auf ihre Bemerkung, Schiller langweile sie oft, erhielt sie die Antwort: „Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn." Er weiht sie in seine botanischen Studien ein, übersendet ihr seine „Urworte" und deren Erklärung. Ihr wird z. B. die herrliche Stelle über Lord Byron mitgeteilt, die statt aller beweist, welchen tiefgehenden Verständnisses der Korrespondent bei ihr sicher zu sein glaubte. „Wie ernst und groß Lord Byrons Abschied in solchen Augenblicken mir erschienen, fühlst Du mit; es war, als wenn man auf einer Maskerade das Wichtigste, was nur auf's Leben einwirken möchte, unvermutet erführe.

Daß mein Gedicht an ihn, mit reinem Gemüt und Sinn geschrieben und abgesendet, wohl empfangen sein werde, war ungezweifelt; daß aber, durch die wunderbarste Verwicklung der Wert dieser Zeilen erhöht und die Erwiderung so bedeutend sein sollte, das konnte nur eine dämonische Jugend bewirken, die etwas Frohes und Freundliches bezweckt und, selbst mehr als sie will und weiß, am Ende zu ihrem eigenen Erstaunen zu vollbringen berufen ist."

So ungern er sonst von seinen Arbeitsplänen und den gerade im Fluß befindlichen Produktionen redete, ihr macht er Andeutungen, z. B. über die Novelle „Der Verräter sein Selbst" und ihre allmähliche Entstehung. Er unterstützt ganz besonders ihre Neigungen zur englischen Sprache und auch ihren Verkehr mit Engländern und er, der Feind alles Dilettantismus, fördert in tatkräftiger Art die dilettantische Publikation „das Chaos", das unter ihrem Patronat veröffentlicht wurde.

Ihm mögen einige Worte gewidmet sein, weil es in Goethes

Haus entstanden, gewissermaßen von den Seinen geschrieben nur für einen kleinen Kreis bestimmt war und jenen intimen Charakter an sich trägt, der einer „Hausliteratur" zukommt. Es muß ferner an dieser Stelle erwähnt werden, weil es den einzigen Fall darstellt, wo August und Ottilie zusammen vor eine, wenn auch beschränkte Öffentlichkeit traten.

Aus einem „Musenverein", der sich eines Sommerabends unter Ottiliens Präsidium bildete und dem außer ihr und ihrem Gatten: Emma Froriep, Jenny von Pappenheim, der Engländer Parry, der Schweizer Soret angehörten — entwickelte sich eine freie Gesellschaft, die unter dem Titel „Chaos" ein zwanglos erscheinendes Blatt herausgab. Die Beitragenden nannten sich nicht und das Erraten der Verfasser bildete einen lustigen Sport.

Von Auswärtigen beteiligten sich an der Zeitschrift Holtei, Chamisso, Fouqué, von Ausländern, die sich zeitweise Weimaraner nennen durften, die vorhergenannten, ferner die Engländer Charlyle und Knox und der Russe Sarazin; von Deutschen, die nur zeitweise in Weimar weilten, Auguste Jacobi, der Westfale K. V. Meyer, der Sohn von Nikolaus, dem ehemaligen treuen Hausfreund; von den beständig in Weimar angesessenen Riemer und Eckermann; von Jena aus sandten Gries und Knebel mehrfach Beiträge ein.

Auch Goethe selbst gesellte sich manchmal der frohen Schar; seine Gedichte „An sie" riefen verschiedene mehr oder minder gelungene Antworten hervor. Ottilie dirigierte das ganze, munterte auf, verbesserte wohl einzelnes und erwiderte hier und dort; August beteiligte sich mit Liedern, die einen resignierten müden Ton an sich tragen, während im allgemeinen in den Blättern eine muntere Stimmung herrschte.

Man diente froh der Gegenwart und der Heimat, nur bisweilen, z. B. beim Tode der Großherzogin Luise, wurde ein feierlicher Ton laut. Aber auch das Heimatliche trat mitunter zurück. Denn Reisebeschreibungen oder Schilderungen aus entfernten Gegenden, wie sie in Briefen von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Boisserée sich fanden, wurden in die „chaotische Verwirrung" aufgenommen.

Zeigt sich schon in solchen auswärtigen Beiträgen, die Sendungen entstammten, welche für den Altmeister bestimmt waren, wie sehr Goethe, dessen eigene Beiträge verhältnismäßig gering sind, und der auch keine regelmäßige Oberaufsicht führte, im Mittelpunkte stand, so tritt dies noch deutlicher daraus hervor, daß er der gefeierte Held der Blätter war. Die stark mit Ausländern durchsetzte Mitarbeiterzahl bewährte ihren kosmopolitischen Charakter durch zahlreiche Übertragungen Goethischer Arbeiten, die Versgewandten und Prosageübten wetteiferten im Lobe des Gewaltigen, sie feierten z. B. das ihm bereitete Logenfest, sie priesen ihn an dem letzten Geburtstag, den er erleben sollte. (Zwei Jahre vorher, gleichfalls an seinem Geburtstag, war die erste Nummer erschienen, Anfang 1832 ging das Blatt ein.)

Den weltbürgerlichen Standpunkt, den manche Mitarbeiter einnahmen, vertraten sie einmal auch dadurch, daß sie in geistvoller Weise den Unterschied zwischen einer Deutschen und einer Französin darlegten. In einem dieser Aufsätze, der von Ottilie selbst herrührte, wird das Deutschtum der deutschen Frauen so hübsch geschildert, daß dieses Stück hier folgen mag: „Sie loben den Enthusiasmus, den wir für unsere Dichter empfinden und die Sorgfalt, mit der wir ihre unsterblichen Werke in unserer Seele aufnehmen. Doch ich frage Sie, was ist mehr das Eigentum des Dichters als das gelobte Land der Liebe, als all die Wunderquellen, die ihm entspringen, sie mögen nun Namen tragen wie sie wollen. Die Frauen verstehen sich überhaupt schlecht auf das Sondern, im Gegenteil, sie suchen alle Empfindungen zu verketten und Liebe, Poesie, Ruhm, Vaterland, das alles bildet für sie eine elektrische Kette, von der man nur ein Glied zu berühren braucht und es erzittert die ganze Reihe. So ist es auch mit ihrem Wissen und Verstehen aller Dinge, sie suchen stets den Teil davon zu erfassen, der es an eine Empfindung anschließt. Nehmen Sie uns die Empfindung oder vielmehr das Recht, sie zu zeigen, schneiden Sie uns von unseren Dichtern ab und wir werden wie die Pariserinnen genötigt sein, zu witzeln und über Mode, Equipage und dergleichen

zu reden; erlauben Sie Ihren Frauen, Frauen zu sein, d. h. ein Herz zu haben und sie werden uns an Liebenswürdigkeit übertreffen, weil ihre angeborene Heiterkeit nur gemildert werden würde, während bei uns das Gefühl oft so despotisch das Übergewicht erhält, daß jede Eigenschaft des Geistes bei uns unterdrückt und gänzlich untüchtig für die Geselligkeit gemacht wird."

Ottilie war, wenn man Goethe das unsichtbare Haupt nennen darf, die anerkannte Führerin und es war nur zu billigen, daß man ihr wie im Leben, so auch in der Dichtung huldigte. Die folgenden Verse, zwar nicht übermäßig poetisch, sind in ihrem Gedanken recht treffend.

Aspasia, wie das Sonnenlicht,
Begünstigt zwar so manchen Wicht,
Doch mag ich gern bei ihr verweilen.
Eine Kartoffel teilt man nicht,
Doch läßt die Ananas sich teilen.

Gewiß ist das Chaos keine Sammlung von Meisterstücken; vielmehr enthält es neben manchem Geistreichen gar vieles, das den Stempel des herzlich öden Dilettantismus an sich trägt; aber als Gesellschaftsspielerei ist es nicht zu verachten.

Und doch hat die Sammlung etwas Erkältendes an sich; man meint Vergnüglinge vor sich zu sehen, die das grausame Wort: „Und der Lebende hat Recht", in die Praxis umsetzen. August von Goethe (er hatte den Namen Adoro gewählt) starb mitten in dieser Dichterei und Rederei, aber sie wurde ganz ruhig fortgesetzt, als wäre nichts geschehen, kein Nachruf, kein Wort des Gedenkens und des Bedauerns über diesen fleißigen Mitarbeiter findet sich, — für diese Gesellschaft ging er dahin, als wäre er nie gewesen.

Durch diese Schilderung des Chaos ist die Darstellung den Ereignissen voraufgeeilt. Sie kehrt zurück in die ersten Jahre der merkwürdigen Ehe.

Jede Trennung von der geliebten Tochter machte dem durch ihr

heiteres, angeregtes, wenn auch ungleiches Wesen Verwöhnten ordentlichen Schmerz; er zittert bei jedem Unwohlsein, äußert sich in bitteren Klagen bei Gelegenheit ihrer Krankheiten, vergleicht sich bei einem Unfalle, den sie einmal beim Reiten erleidet, mit dem unglücklichen Herzog aus der „Natürlichen Tochter".

Dieser Unfall war ziemlich bedeutend, Ottilie hatte sich das ganze Gesicht zerschellt, das Knie verletzt und eine Muskel verrenkt. Sie mußte ziemlich lange das Bett hüten und empfing während der Zeit ihrer wirklichen Krankheit keine Besuche des Alten. Er scheute sich in ein verzerrtes Antlitz zu sehen: „Denn ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung."

Und so waren auch die natürlichen Ereignisse im Leben einer verheirateten Frau, die Entbindungen, wenn ihre Folgen auch dem Alten später eine Quelle reiner Freuden waren, Veranlassung zur größten, quälenden Sorge. Die Ehe war mit drei Kindern gesegnet: Walther, geb. am 9. April 1818, Wolfgang Maximilian, geb. am 18. September 1820, Alma, geb. am 29. Oktober 1827.

Die zweite Entbindung im Jahre 1820 war sehr schwer, so daß für das Leben der Mutter gefürchtet wurde. Trotzdem blieb Goethe in Jena, wo er schon seit Monaten weilte, er bat nur um häufige Nachrichten und gratulierte dem Sohn mit den Worten:

„Zum schönsten also sei der frische Weltbürger willkommen. Eure Not und Leiden hab' ich im Stillen treulich mitgetragen und so möge denn auch die Freude gemein sein. Grüße Ottilien aufs beste und melde mir mit jeder Gelegenheit, wie sie sich befindet; für den Knaben ist mir nicht bange. Lebe Du auch wohl, und wenn Du Dich einigermaßen erholt hast, so besuche mich."

Seine sehr trübe Stimmung über den drohenden Verlust prägt sich in den Worten aus: „Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände hervorbringen müßte. So fahren wir, mit den Unsrigen, auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschuhen hin und wieder, des Versinkens eines oder des andern täglich gewärtig."

Ottilie erholte sich schnell, schon Ende November fuhr sie Schlitten, tanzte und war vom besten Humor. Der 70jährige fühlte sich durch das frische, angeregte Leben in seinem Hause so behaglich, daß er den ganzen Winter in Weimar verblieb und sich kaum aus seinen vier Wänden herausrührte, ja er verharrte daselbst den ganzen Frühling hindurch bis tief in den Sommer hinein. Sein großes Behagen sprach er dem alten Freund Knebel am 13. Juni 1821 mit den Worten aus: „Die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an, doch will ich nun suchen, mich einigermaßen mobil zu machen und zu allererst bei Dir freundlich einsprechen."

Wölfchen wurde und blieb des Großvaters Liebling, nicht etwa aus dem äußerlichen Grunde, weil er seinen Namen trug, auch nicht wegen einer zufälligen Ähnlichkeit oder dichterischen Veranlagung, sondern wegen seines munteren, eigenartigen Wesens. Vielleicht wirkte auf diese Bevorzugung die Erinnerung an die Angst mit ein, die der Alte bei der Geburt des Kindes um das Leben der Mutter ausgestanden hatte; der Knabe, nach dessen Geburt die Mutter wieder frisch aufblühte, wurde ihm dadurch doppelt lieb.

Zwischen die Geburt des ersten und zweiten Kindes fällt die erste längere Entfernung des jungen Paares aus Weimar.

Im Jahre 1819 gingen August und Ottilie nach Berlin. Die preußische Residenz bildete für den Meister seit lange einen Gegenstand lebhafter Erörterung und vielseitiger Interessen. Er besaß dort regelmäßige Berichterstatter, die ihm über das musikalische, künstlerische, theatralische, wissenschaftliche weitverzweigte Treiben ausführliche Mitteilungen zukommen ließen. Er sehnte sich danach, dieses reiche Leben mit eigenen Augen zu sehen und scheute sich doch, in diesen Strudel zu tauchen, ebenso wie er es vermied, die anderen bedeutenden Kulturstätten, zu denen es ihn gewaltig zog, wie Paris, London und Wien mit eigenen Augen zu betrachten.

Aus diesem Grunde war es ihm hochwillkommen, daß seine Kinder sich entschlossen, gleichsam an seiner Statt die Residenz in

Augenschein zu nehmen. Ihre Berichte sind uns erhalten. Sie handeln über den Besuch der Kunstsammlungen, des Theaters, der Merkwürdigkeiten und Absonderlichkeiten, vieler einzelnen Personen aus den verschiedensten Kreisen, denen der Gelehrten, Künstler, Staatsmänner, Hofleute.

Zwischen den Aufzeichnungen des Sohnes und der Schwiegertochter herrscht aber ein gewaltiger Unterschied. Jener schrieb chronikenartig in der schematischen Weise, die ihm der Vater angewöhnt hatte, äußerlich, ohne eine bestimmte persönliche Note und auch ohne klar ersichtliche Anteilnahme an dem Gesehenen, diese lebhaft, persönlich, anmutig, mit liebenswürdiger Koketterie, die geeignet war, das Herz des Schwiegervaters ihr zu gewinnen und das Gewonnene ihr dauernd zu erhalten.

Ottilie muß durch ihr eigenartiges Wesen in Berlin einen großen Eindruck gemacht haben, „sie erfreut sich", so meldete August einmal, „recht ihres Daseins; auch ist sie überall beliebt und sogar geliebt". Der einzige Brief, den sie an den Schwiegervater richtete auf der Rückreise in Dresden, etwa Mitte Juni, gibt diese frohe Stimmung sehr glücklich wieder. Er rekapituliert die von August genannten Ereignisse, nennt viele der schon von jenem angeführten Persönlichkeiten, aber mit dem bemerkenswerten Unterschied, daß an Stelle der trockenen Aufzählung eine lebendige Charakteristik tritt. Der von ihr angedeutete Plan, die Schwester Ulrike nach Berlin zu schicken, wurde 1823 ausgeführt; die Idee, diese mit dem Staatsrat Langermann zu verheiraten, ist wohl nur ein Scherz. Hauptsächlich wertvoll jedoch wird das Schriftstück, das zur Charakteristik der Schreiberin hier mitgeteilt werden muß, dadurch, daß sie den schon von August mehrfach angedeuteten Gedanken anmutig ausführt, daß nämlich die Reisenden nicht um ihrer selbst willen, sondern im Hinblick auf den Vater, geehrt werden; die Art, wie Ottilie diese Idee in immer neuen Wendungen ausspricht, wie sie die herzliche Verehrung der von ihr hübsch charakterisierten Berliner ins rechte Licht setzt, ist köstlich und gibt das Wesen der geistreichen Briefschreiberin vortrefflich wieder. Der Empfindung der Berliner

Freunde gab Langermann Ausdruck, indem er dem Sohne den Dank dafür aussprach, „daß Goethe uns vergönnt hat, wenigstens seinen geliebten Kindern zu zeigen, wie teuer er uns ist".

Der Brief Ottiliens lautet:

„Gewiß lieber Vater haben Sie mir in Gedanken manchmal unrecht gethan, wenn ein Posttag nach dem andern verging, ohne Ihnen ein Brief von mir zu bringen, und wohl daran gezweifelt wie oft ich Ihrer gedachte, weil die Bürgen davon nicht schwarz auf weiß erschienen. Doch daß bei allem was ich gesehen, bei jeder Bekanntschaft die mir lieb war, Sie mir immer als Begleiter vorschwebten, davon findet sich im künftigen Gespräch wohl noch mancher Beweis, und jetzt sende ich Ihnen als solchen nur die Autographa. Die Handschrift von Baczko — danke ich meinem Vetter Goswin, der sie aus seinem Stammbuch herausgeschnitten, das Facsimile Franz, die aber des General Gneisenau meiner eigenen Kühnheit, da ich ihm bei der Generalin Helwig, wo wir ihn kennen lernten, kurz und bündig darum bat. Ich eile jetzt schnell an diesem Mann vorüber, da ich wohl noch manchmal bei ihm verweilen werde. — Hätte ich aber auch den besten Willen gehabt Ihrer gar nicht zu gedenken, so wäre dies in Berlin doch wohl zur Unmöglichkeit geworden, denn ich sah in Berlin keinen der uns etwas Schönes anders gezeigt hätte, als mit den Worten, „Dies würde Ihrem Herrn Vater recht gefallen", „dies wünschte ich möchte er sehen", kurz sie nannten bei Allem was ihnen lieb war, oder was sie für herrlich und groß erkannten, Ihren Namen, als eine Art von Weihe. Lieber Vater ich bedaure Sie recht oft; Sie wissen zwar, wie sehr die Welt Sie liebt und verehrt, doch Sie empfinden nicht die tausend kleinen Zeichen davon, wie wir sie empfunden haben, da ja die Meisten es nicht wagen, sich Ihnen so zu nähern. So haben wir für Sie die Früchte der Liebe eingeärntet, und wer vielleicht Ihnen gegenüber stumm und gezwungen war, dem that es wohl, den Kindern zeigen zu können, wie ergeben er dem Vater sei. Doch der Schluß von Jedem war immer der Wunsch Sie einmal in Berlin zu sehen, und alle Stimmen ver-

einigten sich da zu einem Ruf. — Wie wohl es uns im Zelterschen Hause war, bedarf wohl nicht der Erwähnung, da Sie ja Zelter schon lange so kennen, wie wir erst ihn kennen lernten. Seine Tochter ist unendlich heiter, angenehm und natürlich, also war auch von dieser Seite nichts störendes. Ihr einziges Ziel ist Sie bester Vater kennen zu lernen, und ich habe sie in Ihrem Namen, und gewiß auch in Ihrer Seele, eingeladen ihren Vater zu begleiten, den wir wohl noch die Freude haben werden, diesen Sommer in Weimar zu sehen. Begleitet sie ihn nicht, so liegt gewiß nicht die Schuld an ihr, da sie den besten Willen von der Welt dazu hatte. Uns gegenüber wohnte Staatsrath Langermann, den ich Ihnen als meinen erklärten Liebhaber vorstelle. Es ging so weit, daß wir zusammen sogar über seine Neigung sprachen. Die herrlichsten Blumen vor meinem Fenster, die häufigsten Besuche, und da die Geliebte etwas näschig ist, die vortrefflichsten Kuchen, lieferten täglich die Beweise von den Fortschritten meiner Eroberung. Da ich aus Allem schließe, daß Er ein vortrefflicher Ehemann werden wird, so habe ich mit Doris Zelter verabredet, Ulriken auf Spekulation hinzuschicken, und verspreche mir den herrlichsten Erfolg. — Staatsrath Schultz war wie immer, das will also sagen, unendlich angenehm und gescheut. Seine Frau, die beste Hausfrau und Ehefrau die man sich vorstellen kann, hat mir, obgleich in ihrer ganzen Art zu sein etwas sehr zurückgezogenes liegt, doch auf ihre Weise viel Freundlichkeit bewiesen, und ich glaube sogar, daß sie mich recht lieb gewonnen hat. Wir sahen Schultzens am wenigsten, da er wegen seiner noch immer schwankenden Gesundheit, und sie wegen eines Hauswesens von 7 Kindern nicht viel ausgeht. Auch in Ihren Händen lieber Vater, ist gewiß schon ein Gevatterbrief, und ich melde mich bei Ihnen als Ihre Gefährtin, da ich für Sie und mich die Tochter von Schultz aus der Taufe gehoben habe, welches mir eine unendliche Freude gemacht. Daß die Kleine Ihnen zu Ehren den Namen Ottilie erhalten, werden Sie auch schon wissen. Schadows verdienen eben so wie die Andern gerühmt zu werden, da er wirklich sehr viel

Güte für uns gehabt, und sie eine sehr muntere angenehme Frau ist, eine Eigenschaft die überhaupt den Berlinern eigen zu sein scheint, da man durch ihr wirklich offnes und herzliches Benehmen sogleich mit ihnen bekannt ist. Brühls wird August wohl schon gehörig gelobt haben, und indem ich doch nicht ganz meinem mündlichen Berichten vorgreifen will, eile ich mich zu den neuen Bekanntschaften zu kommen, will jedoch zuvor noch Wolffs erwähnen, wo wir recht frohe Stunden zubrachten, und wo ich sagen möchte die Stuben fast mit Ihren Bildnißen und Büsten tapeziert sind. — So nenne ich Ihnen denn vor Allen den Staatsrath Nicolovius, dem wir nicht nur den größten Dank schuldig sind, sondern den ich so unendlich lieb gewonnen habe und so sehr verehre, wegen einer so hohen Vortrefflichkeit des Gemüthes, und einer Schärfe des Verstandes, die man wohl selten auf diese Weise verbunden sieht, da eigentlich eine fast unbeschreibliche Milde und Zartheit, und die liebenswürdigste Heiterkeit sich in jeder seiner Äußerungen aussprechen. Es klingt etwas verrückt lieber Vater, aber mir ist bei vielen Menschen als wären sie Figuren aus schwarz und weißen[1] zusammengesetzt, so scharf und grell stehen ihre guten wie ihre bösen Eigenschaften stückweis neben einander da, doch dieses Wesen schien mir aus dem Ganzen zu sein, alles war verschmolzen, und ich bemerkte nirgends zusammengeleimte Fugen. Damit Sie doch aber nicht sich nach einem Plätzchen auf der Leuchtenburg für mich umsehen, so eile ich mich aus meinem symbolischen Redensarten wieder auf die glatte Heerstraße zu kommen. Staatsrath Nicolovius ist derjenige, der unsere Wanderungen durch Berlin leitete, theils führte er uns selbst, theils übertrug er Andern dies Geschäft, die diesen Dingen am nächsten standen, so daß wir nicht nur gesehen, sondern durch ihn auch auf die interessanteste Art gesehen, und die erfreulichsten Bekanntschaften gemacht. — Von der übrigen Nicoloviusschen Familie kann ich nur sagen, daß ich glaube, sie sind ein jeder in seiner Art vortrefflich. Staatsrath Nicolovius denkt diesen Sommer

[1] Hier ist in der Handschrift eine Lücke.

eine Reise nach Düsseldorf mit den beiden Töchtern zu machen, und den Weg über Weimar zu nehmen, und auch Franz und Heinrich haben nur einige Wochen später denselben Plan. Doch da mich August mahnt zu schließen, so will ich einiges wenigstens noch flüchtig berühren. Franz Nicolovius und Goswin waren unsere stündlichen Begleiter, und da Sie schon meine entschiedene Neigung für Ersteren kennen, so muß ich wohl erwähnen, daß sie sich uns noch vergrößert hat. — Leben Sie wohl bester Vater, küßen Sie die kleine Nunne so herzlich, wie ich Ihnen die Hand küße.

Ihre ergebene

Tochter Ottilie v. Goethe.

Während man sich den ersten Berliner Aufenthalt 1819 nach ihrem Berichte klar vergegenwärtigen kann, hat sich von dem zweiten Aufenthalte in der Berliner Residenz 1824 kein Zeugnis von ihr erhalten, weder Briefe noch Tagebuch, obgleich ein sorgfältig geführtes Buch letzterer Art von dem Schwiegervater ausdrücklich bezeugt wird. Gerade aus jener Periode aber stammen einzelne Äußerungen des Schwiegervaters, die treffliche Beiträge zu ihrer Charakteristik geben. Die eine Stelle 9. Januar 1824 lautet so: „Ottilie wes't nun in Berlin und wird es von Stunde zu Stunde treiben bis sie von Zeit zu Zeit pausieren muß; vielleicht gibt ihr das erreichte Ziel, wieder durch's Brandenburger Tor eingefahren zu sein, wenigstens eine Milderung der Hast, ohne die man sie freilich kaum denken kann. Du tust ihr, weiß ich, alles zu Liebe; das Beste kann freilich nicht ohne Aufregung ihres aufgeregten Wesens geschehen." Auch nach Berlin 18. Januar 1824 wurden mehrere Schreiben gerichtet, aus deren einem folgende, sehr hübsche Stelle zur Charakteristik der Angeredeten dienen mag: „Wenn ich, meine liebe Tochter, unseren Zustand aufrichtig vermelden soll, so geht es im Hause und in der Residenz ebenso verwirrt zu, als wenn Du da wärst; Tableaux und Maskeraden, Pikniks und Bälle lassen die Menschen im Kleinen nicht zu sich kommen, so wie ich denke, daß Dir's im Großen geht. Nun kannst Du Dir aber was

zu Gute tun, wenn Du vernimmst, daß in allen diesen Fastnachts-Nöthen Du immer als Hülfsheilige angerufen wirst; da es mir etwas wunderlich vorkam, daß Du auf einmal in den Geruch des Paradieses kommen solltest, so hab ich mich nach Deinen Verdiensten genau erkundigt; sie bestehen, wenn es Dir noch nicht genau bekannt sein sollte, daß Du jedermann Deine Kleider, Bänder und Blumen borgst und zuletzt mit der schlechtesten Maske vorlieb nimmst. Da nun dies von jeher der Weg war, canonisiert zu werden, so würde ich Dir zu solcher geistlichen Standeserhöhung Glück wünschen, wenn Du nicht jetzt in Berlin für alles weimarische Entbehren Deinen Erdenlohn dahinnähmest."

Ottilie pflegte in der Residenz dieselben gesellschaftlichen Beziehungen, die sie schon bei ihrem ersten Aufenthalte geknüpft hatte. Sie wohnte bei Nicolovius, dem gegenüber Goethe die „durch des lieben Gastes verursachte Unbequemlichkeit" entschuldigte. Hauptsächlichen Umgang hatte sie mit Zelter und dessen Familie, dem Staatsrat Schultz, Alexander und Wilhelm von Humboldt. Graf Brühl erleichterte ihr den Besuch des Königlichen Schauspielhauses auf jede Weise. Sie muß auch mit Rahel zusammengewesen sein und übersendete dem Schwiegervater deren geistvolle Bemerkungen über die Wanderjahre, auf die der Verfasser mit hübschen Worten reagierte. Sie traf wohl ferner auch Bettine von Arnim. Auf sie bezieht sich folgende Stelle in einem von Goethe an Ottilie geschriebenen, aber nicht abgeschickten Briefe: „Du warst Bettinen nicht abgeneigt; wenn Du sie findest, sei ihr freundlich; ich habe Brief und Sendung von ihr, wunderlich genug! Sehr selten, daß eine fixe Idee zur Blüte und Reife kommt, es ist aber wirklich, als wenn sowas mit ihr im Werke wäre." (Die eben angeführten Worte beziehen sich auf das Modell zu dem Kolossaldenkmal Goethes, über das sich der Meister wenige Monate später etwas abfälliger aussprach, als unsere Stelle vermuten läßt.) Endlich lernte sie auch die bekannten Künstler, die Gebrüder Henschel kennen, die durch ihre realistische, zum Teil naturalistische Art Menschen und Situationen darzustellen, einen merkwürdigen Platz unter den damaligen Künstlern

einnehmen. Wie sie manche Schauspieler jener Zeit in ihren Rollen durch Zeichnungen vergegenwärtigten, so verfolgten sie wie es scheint, auch die Absicht, Goethe in seinem Hause, seinem Arbeitszimmer usw. darzustellen, hatten von dieser Absicht Ottilie Mitteilung gemacht, worauf diese von Weimar aus den unangenehmen Auftrag empfing, die Petenten abzuweisen. Goethe schrieb nämlich der Vermittlerin am 24. Januar 1824: „Was die Gebrüder Henschel betrifft, deren Kartenspiel weder von besonderer Erfindungskraft noch Technik ein leidliches Zeugniß ablegt, so schaue, daß Du ihr Kommen nach Weimar auf eine freundliche Weise ablehnen kannst. Ich bin fest entschlossen, keinem Künstler, er heiße wie er wolle, mehr zu sitzen noch zu stehen, auch ist der realsentimentale Einfall, mich mit meiner Umgebung darzustellen, ganz gegen meine Denkweise, die Du besser kennst. Dieses Vorhaben wirst Du also freundlich zu beseitigen wissen, damit wir hier nicht unangenehme Scenen erleben, indem ich völlig hierüber entschlossen bin. Du siehst, daß in diplomatischen Fällen auch manchmal etwas Unangenehmes mit unterläuft, welches aber Deine Klugheit nicht irre machen wird."

Im Sommer desselben Jahres reiste Ottilie, wie es scheint eines Halsleidens wegen, nach Ems. Sie berührte Frankfurt, wo sie in Goethes Freundeskreise, z. B. von Willemers verkehrte, auch von Reinhard, dem französischen Bundestaggesandten, freundlich aufgenommen wurde. Dafür bedankte sich der Schwiegervater mit folgenden Worten: „Die zwar zum Voraus gewisse aber doch noch immer überraschend-freundliche Aufnahme meiner liebenswürdig-wunderlichen Schwiegertochter werde Ihnen, verehrter theurer Freund, durch mannigfaches Gute zunächst diesen Sommer vergolten. Mit etwas mehr Gesundheit könnte sie ihren Freunden für die unschätzbare Güte, die ihr gegönnt wird, gar manches Angenehme selbst erwidern. Bei so schönen Anfängen läßt sich auch für die Folge das Beste hoffen." Auch auf dieser Reise empfing Ottilie durch Goethe, der für ihre Gesundheit sehr besorgt war und zum Beispiel die Befürchtung aussprach, sie werde durch Singen ihr Übel vermehren, manche



Walther
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuseum in Weimar)

sehr eingehende Berichte, in der der Alte nicht nur die Chronik des Hauses treulich vermeldete und die Ereignisse des Tages besprach, sondern auch von seinen literarischen Beschäftigungen, seiner vielseitigen Lektüre und seinen schriftstellerischen Arbeiten und Plänen treulich Rechenschaft erstattete.

Im Mai 1825 war Ottilie mit ihrem erkrankten Sohne nach Jena gereist; die ganze Zärtlichkeit des Alten, nicht nur der Schmerz über die Störung des gewohnten Lebens, tritt in folgendem Billet hervor (29. Mai): „Wie sehr ich Dich bedauere darf ich Dir nicht sagen, wieviel Du leidest darfst Du mir nicht bekennen und so wollen wir denn mit der größten Aufrichtigkeit eine Zeitlang gegen einander dissimulieren. Soviel zu Begleitung der allerfrischesten neugriechischen Mundbissen. Grüße den guten armen Knaben. Liebe und schreib." Wenige Tage später, 1. Juni, schrieb er einen ausführlichen Brief über englische Lektüre und über literarische Angelegenheiten mannigfacher Art. Über den zurückgebliebenen Enkel heißt es: „Wolf ist munter und sehr artig, auch hustet er in meiner Gegenwart sehr wenig, beim Frühstück erweist er sich froh und begierig, plagt mich um Papier und Bleistift, liniiert und kritzelt, dann bedarfs Oblaten zu den gefalteten Briefen und nach gekritzelter Adresse ist er auch wieder vergnügt." Und am 4. Juni: „Grüße den guten, armen Walther; wenn Du etwas ihn zu erfreuen findest, so ersetze gern die Auslagen. Wolf hustet bei Nacht, ist aber am Tage munter, artig und trutzig; er dürfte nicht geborener Pair von England sein, so würde er sich sehr unartig gebärden, so aber wird er sich wohl zu einer mittleren Bildung bequemen." Und über die Weimarer Verhältnisse heißt es, wiederum nach einigen Tagen, 7. Juni: „Hier hat die Nachricht von des Mais Ankunft einen Gährungsstoff mehr unter Freunde und Freundinnen geworfen; denn fürwahr unser kleiner junger Kreis zieht an, stößt ab, schwebt, schwankt, kuppelt und entführt, intriguiert und klatscht, daß es eine Lust ist. Ulrike, obgleich mitunter geheimnisvoll, läßt doch manches verlauten. Und somit lebewohl, bis Du auf diesen irrgärtlichen Schauplatz wieder zurückkehrst."

Ottilie vergalt in vollem Maße die ihr gewidmete Zärtlichkeit. Der Sitte der Zeit gemäß redete sie, wie übrigens auch August, den Vater mit „Sie“ an, aber aus den wenigen uns bekannten brieflichen Zeugnissen und aus den zahlreichen Berichten der Besucher der Teeabende und der ständigen Gäste des Hauses wird ersichtlich, mit welcher Verehrung die junge Frau dem geistigen Schaffen des Alten sich zuwandte, mit welch zarter Rücksicht sie seinen Bedürfnissen entgegenkam und auch seine Schwächen schonte, mit welch lieblichen Aufmerksamkeiten sie ihn zu erfreuen wußte und mit welcher Hingebung sie ihm in Krankheitstagen nahte.

Von kleinen Szenen und Unstimmigkeiten, wie sie zwischen einem älteren Mann und einer jüngeren Frau, die doch gern die Herrscherin des Hauses sein möchte, so häufig vorkommen, ist in dem Goetheschen Hause kaum die Rede. Selbst im Jahre 1823, als eine Zeitlang Goethe wirklich entschlossen schien, Ulrike von Levetzow zu der Seinen zu machen, scheint sie, trotz der totalen Umwälzung, die durch den Einzug einer noch viel jüngeren Frau notwendig erfolgt wäre, die einzig Ruhige gewesen zu sein. Denn wenn eingeweihte Berichterstatter gerade damals von der schroffen Einseitigkeit und der gehaltlosen Naivität Ulrikens, der Schwester Ottiliens, und von der rohen und lieblosen Sinnesweise, den harten Reden des außer sich geratenen Sohnes zu berichten wissen, verhielt sich Ottilie, die freilich gerade damals sehr leidend war, passiv und von ihr ging jedenfalls nicht der Plan aus, die Pikierte zu spielen und nach Berlin zu gehen, wie „der verrückte Patron“ nach den Worten desselben Berichterstatters es sich ausgedacht hatte.

Rein menschlich betrachtet, wird man, ohne die Lieblosigkeit und Respektwidrigkeit des Sohnes irgendwie zu beschönigen, Augusts Betragen nicht unbegreiflich finden. Er war kein hochbesoldeter Beamter und hatte auch seitens der Frau keine großen Schätze zu erwarten. Durch den Vater an gewisse Ansprüche gewöhnt, war er doch materiell von ihm abhängig geblieben. Die Einkünfte aus Goethes Vermögen, sein Ministergehalt und sein schriftstellerischer

Verdienst reichten bei der vornehmen Lebensführung, den reichlichen wohltätigen Spenden und den mancherlei kostspieligen Neigungen gerade aus, genügten aber nicht zum Erwerb eines beträchtlichen Vermögens. Was Wunder daher, daß August der Zukunft seiner Kinder mit einer gewissen Bangigkeit entgegensah.

Er war ein 34jähriger Mann, der, da er selbst unfähig war, Güter zu erwerben, das anständige Fortkommen der Seinen nicht durch einen Eindringling in Frage gestellt sehen wollte. Er war gewohnt, mit seiner Gattin, an der Seite des Vaters ein vornehmes Haus zu repräsentieren, er mußte es daher unangenehm empfinden, daß eine junge Herrscherin die bisherige Regentin entthronen sollte. Mit so unvergänglichem poetischen Schimmer Ulrike von Levetzow in den ihr geltenden wunderbaren Gedichten auch umwoben ist, so herrlich man auch diese jugendliche Liebe des unverwüstlichen Alten zu einer frischen, lieblichen Jungfrau ausgemalt hat, — auch der glühendste Verehrer Goethes müßte es etwas befremdlich finden, wenn ein ganz junges Mädchen an der Seite des Vierundsiebzigjährigen als Herrin in das ehrwürdige Haus eingezogen wäre.

Könnte man August daher nicht ganz Unrecht geben, wenn er seinem Vater respektvolle Vorstellungen gegen einen Schritt gemacht hätte, den dieser in seiner Leidenschaftlichkeit zu tun entschlossen war — die Frage, ob er dem Mädchen direkt oder durch Vermittlung der Mutter einen wirklichen Antrag gestellt und ob er sich einen Korb geholt hat, berührt uns hier nicht — so wird man andererseits nicht umhin können zu sagen, daß seine Motive eben nur praktischer Natur waren. Er war ordnungsliebend, ein guter Haushalter. Den Freunden, z. B. den Mitgliedern des Schillerschen Kreises, galt er als schlau berechnend, als einer, der den Vater geradezu zur Übervorteilung anderer veranlaßte. Diese Beschuldigung geht gewiß zu weit. So viel indessen wird man sagen dürfen, daß er den Vorteil des Vaters und damit seinen eigenen, namentlich auch den der Seinen im Auge hatte und daß er jenen zu einer größeren praktischen Ausnützung seines Ruhmes und seines Ansehens drängte.

So praktisch und tüchtig August auch manches einrichtete, so daß der Vater einmal erklärte, daß jener „in alles ganz verständig eingreife, wir haben in wenigen Stunden Fundamente zu künftigen Winterunterhaltungen gelegt", so gab es doch Gelegenheiten genug, bei denen der Ältere den Präzeptor spielte und dem Jüngeren ernste Mahnungen zukommen ließ. Der nachfolgende Brief vom 19. September 1816 ist in dieser Hinsicht ein überaus merkwürdiges Dokument.

„Ohne in den besonderen Fall einer zu übernehmenden Bürgschaft, den Du mir, mein lieber Sohn, vorlegtest, einzugehen, muß ich Dir nachstehendes zu Herzen geben.

Als mich mein seliger Vater einigermaßen ausstattete, war unter andern guten Lehren, die er mir zugleich erteilte, eine, die einem Befehl glich, daß ich bei seinem Leben keine Bürgschaft eingehen und auch nach seinem Tode diese Warnung immer bedenken solle.

Denn sagte er: wenn du bares Geld hast, so magst du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willst du es verschenken, so ist auch nichts dagegen zu sagen, borgst du, so wirst du dich einrichten, Interessen zu bezahlen und das Kapital abzutragen; verbürgst du dich aber, so versetzest du dich in einen unruhigen Zustand, der desto peinlicher ist, als du dich untätig, ja leidend verhalten mußt. Niemand verbürgt sich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr, ist aber die Verbürgung geschehen, so fühlt er sich gar bald, besonders in sorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne sich zeigenden Übel bedroht, welches um so fürchterlicher erscheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachsen sei, wenn es näher treten sollte.

Das Leben für einen Freund zu wagen wie für dich selbst, ist löblich, denn der Augenblick entscheidet; aber dir auf unbestimmte Zeit, oder wohl gar aufs ganze Leben Sorge zu bereiten, und deinen sichern Besitz wenigstens in der Einbildungskraft zu untergraben, ist keineswegs rätlich, denn unsere körperlichen Zustände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondrische Stunde,

und die Sorge ruft alsdann alle Gespenster hervor, die ein heitrer Tag verscheucht.

So war die Gesinnung meines Vaters und so ist auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andere getan, und mich und die Meinigen dabei vergessen; dies kann ich Dir ohne Ruhmredigkeit sagen, da Du manches weißt: aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findest Du keinen solchen Akt. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein."

August wurde Ende 1823 Geheimer Kammerrat. Als seine Haupttätigkeit darf man seit 1824 die Sicherung des literarischen Nachlasses des Vaters betrachten. Denn er war es nicht nur, der während einer Reise des Vaters Ordnung in der Papiermasse stiftete, sondern er begann auch mit Energie und Umsicht die praktische Verwertung zum Zwecke einer umfassenden definitiven Ausgabe. Er sollte laut väterlichem Auftrage im Vereine mit Riemer und einigen jüngeren Genossen das gesamte literarische Archiv des Vaters ordnen, die vorhandenen Materialien zu einer Gesamtausgabe vorbereiten und das nicht augenblicklich Benutzbare wenigstens in Ordnung bringen. Diesem Auftrage, der im April 1822 erteilt war, unterzog sich August in Gemeinschaft mit seinen Helfern mit solchem Eifer, daß bei der Rückkehr des Vaters die Sache in schönste Ordnung gebracht war: „Es ist diesen Sommer in meiner Abwesenheit eine Repositur zusammengestellt worden, worin alles enthalten ist, was jemals Gedrucktes und Ungedrucktes von Werken, Schriften, Arbeiten und Vorarbeiten von mir ausging; wo alle Tagebücher zu Haus und in der Fremde, alle Fragmente und, was mehr ist, seit gewissen Jahren sämtliche an mich erlassene Briefe und die bedeutendsten von mir ausgegangenen in einigen Schränken aufbewahrt sind."

An die Ordnung schloß sich die Verwertung. August hielt Umschau unter den Verlegern, die für diese in Betracht kamen, verhandelte mit einzelnen, gab dem Vater praktische Ratschläge, denen dieser sich wenigstens teilweise fügte. Eine Folge davon war, daß

eine große Anzahl Briefe, die in dieser Angelegenheit geschrieben wurden, von Vater und Sohn gemeinschaftlich unterzeichnet wurden; dem rastlosen Drängen des Sohnes, der das Materielle der Angelegenheit in den Vordergrund stellte, ist es wohl zu danken, daß der Dichter durch Cotta Bedingungen zugesprochen erhielt, wie sie bis dahin einem deutschen Autor noch niemals auch nur entfernt zugebilligt worden waren.

Auch in anderer Art wußte August den Vater zu unterstützen. Als sein Stellvertreter ging er z. B. nach Jena, um bei dem 50jährigen Dozentenjubiläum des Professor Lenz tätig zu sein; als Briefschreiber trat er für ihn ein während der gefährlichen Krankheit im Jahre 1823.

Galt es, gemeinsam zu arbeiten, so waren die geschäftlichen Sessionen zwischen Vater und Sohn nicht nüchterne Beamtensitzungen, sondern wurden gelegentlich in gemütlicher Art vorgenommen. Das lehrt z. B. eine Äußerung aus einem vertraulichen Briefe: „Das sei also ausgesetzt, bis wir wieder einmal um Mitternacht ein Glas Wein zusammen trinken."

Freilich kam es auch vor, daß August einsam in Weimar zurückblieb. Da während eines Aufenthalts des alten Herrn in den böhmischen Bädern Ottilie sich auf Anraten des Arztes schnell zu einer Badereise entschließt, wird dem Sohn zugerufen (29. Juni 1822): „Die Fahrt nach Frankenhausen billige sehr; man sollte nur immer ohne große Umstände das nächste Bad wählen. Der Geist wird durch neue Gegenstände, der Körper durch Trinken und Baden angeregt, doch müssen beide sich selbst helfen." Und der Sohn wird wegen des Alleinseins getröstet: „Ich wünsche Dir guten Humor zu dem einsamen Leben, es ist auch einmal gut."

Über Augusts amtliche Stellung kann nach den Mitteilungen des Großh. Geh. Haupt- und Staats-Archivs in Weimar folgendes festgestellt werden: Nachdem August von Goethe am 10. Oktober 1810 den Charakter als Kammerassessor erhalten hatte und am 23. Dezember 1811 zum wirklichen Assessor beim Kammerkollegium sine voto (als Protokollführer und mit Sekretariatsarbeiten beschäftigt)

ernannt worden war, erhielt er am 29. Januar 1813 das Votum als Kammerassessor und ein Jahresgehalt von 150 Reichstalern vom 1. April des Jahres ab laufend. Im Jahre 1816 hatte er die 7. Kammerratsstelle inne mit einem Gehalt von 800 Talern; als Geheimer Kammerrat bezog er eine Besoldung von 1000 Talern. Der Geschäftskreis der Kammer umfaßte die Domänen- und Regaliensachen; Augusts Anteil an den Geschäften läßt sich im einzelnen nicht spezialisieren. Nach 1816 fungiert er auch noch als Deputierter der Großherzoglichen Kammer zur Oberbaubehörde als Immediat-Kommission für das gesamte Zivil-Bauwesen.

Aus Goethes Tagebüchern erkennt man, daß der Sohn häufig Hofdienst hatte, der sich vielleicht am besten als der eines diensttuenden Kammerherrn bezeichnen läßt. Er hatte in bestimmten Zwischenräumen am Hofe zu speisen, bei Empfängen gegenwärtig zu sein; beim Tode des Großherzogs hatte er die erste Nachtwache. Mitunter wird über sein besonderes Departement, nämlich die Bauangelegenheiten, mit dem Vater konferiert; die hauptsächliche Tätigkeit jedoch bestand in der Tätigkeit für den Vater, in amtlichen und in privaten Geschäften. Daß in diesen das eifrige, geschäftskundige Wesen des Sohnes von großem Nutzen war, wird von dem Vater mehrfach bezeugt. Es genüge, ein einziges lobendes Wort hervorzuheben. Im Tagebuche heißt es (8. Oktober 1827): „Ich war in vier Jahren nicht nach Jena gekommen und hatte mich zu erfreuen, daß durch die aufmerksame Wirkung meines Sohnes und die höchst verständige Wirkung aller Angestellten sich im Ganzen und Einzelnen nichts zu tadeln fand und nur wenig für die nächste Zeit zu tun übrig blieb." Auch für die vielfachen privaten Unterhaltungen zwischen Vater und Sohn bildet das Tagebuch eine ergiebige Quelle. Oft wird der mineralogische Eifer Augusts verkündet, Gespräche über seine Fossiliensammlung werden hervorgehoben, seine Mittätigkeit bei dem Ankauf alter Münzen wird erwähnt. Ganz besonders häufig wird seiner Teilnahme an freimaurerischen Angelegenheiten gedacht, wenigstens eine Stelle sei hier angeführt (10. Juli 1821): „Mein Sohn kam von der Tafelloge, zufrieden mit eigener und fremder

Redekunst." Vor allem aber sind die Unterhaltungen mit ihm öffentlichen, politischen und privaten Verhältnissen zugewendet, ohne daß der Gegenstand dieser Unterredungen ausdrücklich bezeichnet ist.

Von größtem Interesse ist es jedoch darzutun, inwieweit August an dem Geistesleben des Vaters teilgenommen. Bei der lakonischen Fassung der Tagebücher darf man über diesen Punkt nicht ausführliche Darlegungen erwarten, sondern muß sich mit Andeutungen begnügen; aber auch diese sind interessant genug, so wird ihm z. B. die neue (poetische) Einleitung zum Werther vorgelesen; er darf Kenntnis nehmen von der „Helena" (dem dritten Akte von Faust II. Teil) und am 22. April 1827 wird notiert: „Nach Tisch mit meinem Sohn über die Wirkung der Helena." Das Merkwürdigste ist vielleicht, daß der Vater dem Sohne von jenem früher (oben S. 88 fg.) analysierten Gedichte „Das Tagebuch" Kenntnis gibt, wie aus der Notiz (10. Dezember 1819) hervorgeht: „Abends mit August das ‚Tagebuch', Gedicht in Stanzen."

Häufiger als über die eigenen dichterischen und schriftstellerischen Produktionen unterhielt sich der Vater über literarische Spenden, die ihm so zahlreich von außen kamen. Auch hier mag es genügen, auf zwei Notizen hinzuweisen (24. Januar 1827): „Meines Sohnes lebhafte, aber wohl empfundene Worte über die Vorzüge der neuesten Berliner Sendung." Und 5. und 6. Juli desselben Jahres: „Mit meinem Sohn über Herrn von Schweinichen (Lebenserinnerungen eines schlesischen Ritters des 16. Jahrhunderts, an dessen lebensvoller, kräftiger Individualität Goethe besondere Freude hatte) und dessen Herrn, den Fürsten von Liegnitz." Auf die geistige Entwicklung des Sohnes zielt die Eintragung 31. Dezember 1827: „Hatte im Laufe des Tages mit meinem Sohn über dessen Art das Französische anzugreifen ein angenehmes Gespräch."

Sehr selten werden — aber freilich liegt dies auch wohl in dem Wesen des Tagebuchs, das keine Bekenntnisse, sondern nur eine Chronik sein soll — Bezeugungen des herzlichen Zusammenlebens notiert. So wird z. B. kaum je Augusts Geburtstag, der ja freilich mit dem ersten Weihnachtstag zusammenfiel, als ein besonders

festlich begangener Tag genannt und an Goethes Geburtstag oder am Neujahrstag werden die Seinen keineswegs immer unter den Glückwünschenden besonders angeführt. Um so erfreulicher wirkt die Notiz vom 11. Juni 1826. Es handelt sich um eine sehr zarte Aufmerksamkeit der Kinder. Sie brachten ihm, wie die lakonische Inschrift lautet: „einen Kranz und das alte Dekret vom 11. Juni 1776." Nach der lauten, prunkvollen Feier, mit der der 7. November 1825, die Erinnerung an das vor 50 Jahren erfolgte Eintreffen Goethes in Weimar begangen worden war, ist diese Überreichung des mit Blumen geschmückten Anstellungsdekrets eine sinnige Huldigung, bei der man sich August gern mitbeteiligt denkt.

Die am häufigsten von August geübten Pflichten waren die der Repräsentation.

Oft genug ließ nämlich der den Festgeprängen abholde Meister bei Festen, die ihm galten, sich durch seinen Sohn vertreten. Da mußte August eine dankbar undankbare Rolle spielen: er hatte die Huldigungen entgegenzunehmen, von denen er wußte, daß sie ihm nicht galten, auch wohl zu erwidern, wobei ihm der Vater die Worte eingegeben, wenn nicht aufgeschrieben hatte, oder Gedichte vorzulesen, die der Vater als Entgegnung vorbereitet.

Der wichtigste Akt, bei dem August als Sprecher auftrat, ist die Niederlegung von Schillers Schädel in der Großherzoglichen Bibliothek am 17. September 1826. Der Bürgermeister K. L. Schwabe hatte im März des genannten Jahres aus dem Weimarer Kassengewölbe den Schädel des unsterblichen Dichters ans Licht befördert. Seine Büste von Dannecker war von den Schillerschen Erben erworben worden, sie sollte der Großherzoglichen Bibliothek überlassen werden; in ihrem Piedestal war dem Schädel einstweilige Ruhe bestimmt, bis die übrigen Gebeine gesammelt waren und dann alles zusammen an einer würdigeren Stätte beigesetzt werden könnte.

Als Sprecher, nicht als Verfasser der Rede, zeigte sich August bei dieser Gelegenheit. Dies ergibt sich schon aus dem Umstand, daß Goethe fast bis zum letzten Moment die Absicht hatte, bei der Feier

zu erscheinen, daß er aber, wie August selbst schrieb, in Gedanken an den großen Moment so ergriffen war, daß es ihm schließlich unmöglich wurde, dem feierlichen Akte beizuwohnen. Hatte er aber die Absicht zu kommen, so konnte er unmöglich das Redneramt einem Andern, auch nicht dem geliebten Sohne überlassen. Aber auch der Wortgebrauch der Rede ist, wie der Herausgeber des authentischen Wortlauts nachgewiesen hat, durchaus Goethisch, ja einzelne Phrasen klingen dem Gedanken, ja oft dem Wortlaut nach an die Terzinen an, die Goethe diesem feierlichen Moment weihte. Und auch die Stellen, in denen der Sohn im eigenen Namen zu sprechen schien, muß man als das Diktat des Vaters anerkennen. Denn also sprach er: „Es war früher sein (meines Vaters) fester Wille dieses zu tun, doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle die Gefühle mächtig rege, welche jene Vergangenheit vorüberführten, wo er mit seinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Friedrich von Schiller die schönsten Tage verlebt, auch manche Trauer erduldet hatte, einem Freunde und Zeitgenossen, dessen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen imstande war. Auch uns Lebende, die Söhne der zwei Unzertrennlichen, vertrautester Freund (Ernst v. Schiller ist der Angeredete), trennte das waltende Schicksal, indem es mich hier fesselte, dir aber in der Ferne dein Los bereitete. Im Geiste sind wir uns immer nah und danken wollen wir der Leitung, die uns so in den größten Lebensmomenten zusammenführt."

Dann dankte er dem Freunde und der von ihm vertretenen Schillerschen Familie, daß sie das Haupt des verehrten Vaters der Stadt geweiht, „wo sein hoher Geist die schönsten Blüten entfaltete und die herrlichsten Früchte trug"; er dankte ihm ferner, daß er die Büste Danneckers dem Staate überlassen hätte und übergab die Reste dem Oberbibliothekar Riemer zur Aufbewahrung, nachdem er die schönen Worte gesprochen: „Und indem wir auf diese Weise dem auflösenden Moder einen köstlichen Schatz entziehen, so gleichen wir den hohen Alten, die nach erloschenem Holzstoß aus verglommenen Kohlen, aus unreinlicher Asche fromm das Überbliebene

sammelten, um solches in würdiger Urne bewahrt, mit lange dauernden Monumenten zu schmücken."

Ein solcher weihevoller, erhabener Moment kam in Augusts Leben nicht wieder. Er, der das müde Haupt des auch von ihm hochverehrten Dichters zur Ruhe gebettet hatte, fand nun auch bald seine letzte, ewige Wohnstätte.

Von Augusts Leben in dieser letzten Zeit ist uns nicht viel bekannt. Auch sind wir meist auf die Notizen des Tagebuches angewiesen. Seine Stimmung war oft verzweifelt. Er verschloß sie nicht in sich, sondern teilte sie auch den Nahestehenden mit. Sein Verhältnis zur Gattin muß gerade damals besonders schlecht gewesen sein. Karl von Holtei gegenüber, den man nach dem Tode des Großherzogs zum Weimarer Theaterintendanten zu machen wünschte, äußerte Frau Johanna Schopenhauer, die durch ihre Tochter Adele um Ottilie besonders gut Bescheid wußte: „Ottilie ist eifriger als wir alle, um Sie hier zu haben. Sie behauptet ihr bischen häusliches Glück, mit dem es jetzt trauriger steht, als jemals, hinge davon ab, daß Sie wieder den gewohnten Einfluß auf ihren Bären übten, der sie jetzt baß quält und während Ihres Hierseins fromm wie ein Lamm war."

Die oben charakterisierten Unterhaltungen mit dem Vater hatten auch in der letzten Zeit ihren Fortgang, obgleich freilich nicht verschwiegen werden kann, daß Augusts Name oft wochenlang nicht erwähnt wird. Die Anführungen, die dem Sohne gelten, sind häufig ohne charakteristische Einzelheiten, beziehen sich auf Geschäfte oder auf Vergnügungen, z. B. die beabsichtigten Redoutenaufzüge, wobei der Vater sich freute, daß der Sohn als Falstaff besonders gut aussah. Gesellschaften, die gegeben werden sollen, werden besprochen, Mitteilungen über die Logensitzungen angehört, die Napoleon-Sammlung des Sohnes erwähnt. Kleine Reisen, z. B. nach Leipzig (Juni 1830) unterbrechen das Weimarer Einerlei. Manchmal hatte August im höfischen Dienste tätig zu sein, so mußte er einmal der Kronprinzessin der Niederlande entgegenfahren.

Nur wenige einzelne Aufzeichnungen verdienen eine wörtliche An-

führung. 31. Januar 1829: „Genast spielte den Figaro in dem Barbier von Sevilla als Gast. Später mein Sohn von dem Erfolg Kenntnis gebend und von geselligen Verhältnissen umständlich erzählend"; 22. März: „Abends mein Sohn sich an den Mineralien erfreuend, einige Bau- und Einrichtungsprojekte auf den Sommer vorschlagend"; 9. Juni: „Speiste oben mit meinem Sohn allein und wir beredeten die nächste Anordnung der Mineralien und sonstigen Naturgegenstände in dem kleinen Gartenhäuschen"; 17. Juli: „Kam mein Sohn und wurden mit demselben die Verhandlungen des landwirtschaftlichen Vereins und Sonstiges durchgesprochen."

Die italienische Reise Augusts war von langer Hand vorbereitet. Man darf auf sie wohl die Tagebuchnotizen vom 2. Januar 1828 deuten: „Mein Sohn sprach viel von seinen Reiseplänen." 26. Mai: „Mein Sohn blieb zurück und sprach von seiner vorhabenden Reise." Aber greifbare Gestalt gewann der Plan erst Anfang 1830. Es ist nicht wahrscheinlich, daß August sich den Hilfsarbeiter des Vaters, J. P. Eckermann, der seit 1823 in Weimar weilte, einen Mann, von dem später noch die Rede sein wird, zum Begleiter auserwählt habe, sondern glaubhafter, daß der Vater, der die Kosten der Reise bestritt, diesen über seine Jahre ernsten, zuverlässigen Mann, als Reisemarschall und zugleich als Beschützer des Sohnes aussuchte. (Übrigens vertrug sich das ungleiche Paar, wie freilich vorauszusehen war, auf der Reise so wenig, daß Eckermann von Genua aus die Ermächtigung erbat und erhielt, zurückzukehren und August allein seine Todesfahrt antrat.)

Die erste ganz bestimmte Angabe über die Reise steht im Tagebuch 21. März 1830 (vgl. schon 16. März). „Dr. Eckermann zu Tische. Über die vorseiende Reise gesprochen. Absicht und Hoffnung der Reisenden, sowie der Zurückgebliebenen." Der wirkliche Antritt der Reise wird nach der Notiz vom 21. April: „Mittag Eckermann zum letzten Mal vor seiner Abreise, besprachen Manches auf dieses Unternehmen Bezügliche," mit den Worten angekündigt (22. April): „Mein Sohn hatte Abschied genommen und war mit Eckermann verreist."

Von der Reise aus schrieb August eifrig und schickte auch seiner

Gewohnheit nach, die ihm vom Vater eingepflanzt worden war, Tagebücher. Solche Sendungen werden im Tagebuch freudig verzeichnet. Aus Frankfurt, Karlsruhe, Basel, Lausanne, Mailand. Es wird einmal erwähnt, daß die Aufzeichnungen des Sohnes in einer Gesellschaft vorgelesen werden und reger Teilnahme begegnen, ein anderes Mal, daß die Briefe Augusts dem Landesdirektionsrat Gille mitgeteilt werden. Auch von italienischem Boden aus zeigt sich August als eifriger Briefschreiber, er meldet seine Abreise nach Genua, schreibt aus jenem Ort, wo er erkrankte, ziemlich häufig und reist seitdem allein. Gerade in Oberitalien trank er außerordentlich viel und der gute Eckermann, der behauptete, hauptsächlich zur Überwachung und Verhinderung dieser beständigen Libationen mitgeschickt worden zu sein, konnte dem unseligen Hange nicht wehren. Daß der Reisende manchem Begegnenden interessant und liebenswert erschien, geht daraus hervor, daß zwei Herren Frizzoni aus Bergamo sich bei dem Vater meldeten, und Grüße des Sohnes überbrachten.

In Florenz wurde ein längerer Halt gemacht, dann ging es nach Neapel, wo die Begleitung des Malers Zahn besonders erfreulich war. Am 3. November meldet das Tagebuch: „Nachricht von meines Sohnes Ankunft in Rom", eine Woche später, am 10. November heißt es „gegen Abend Herr Geheime Rat von Müller und Hofrat Vogel mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. Oktober erfolgte Ableben meines Sohnes zur Kenntnis zu bringen; worauf denn Nachstehendes teils mitgeteilt, teils überlegt wurde."

Kanzler Müller meldet in seinen Unterhaltungen „nachmittags bittere Stunden bei Goethe, um ihm die Schreckenskunde beizubringen." Er berichtet in den nächsten Tagen von sehr häufigen Besuchen bei Goethe, wobei er z. B. am 19. und 21. November nicht anzumerken vergißt, daß Ottilie und der alte Herr „sehr heiter" waren. Eine Ergänzung seines Berichtes erhält man durch Frau Schopenhauer, die folgendes schreibt: „Der Alte hat ihn (Müller) nicht ausreden lassen, ‚als er fortging, gab ich ihn schon verloren',

hat er gesprochen, sie verabschiedet und die Herren konnten mit sich selbst nicht einig werden, ob er sie wirklich verstanden. Zu Ottilie sagte er ‚August kommt nicht wieder, desto fester müssen wir beide aneinander halten‘."

Aus den ferneren Notizen des Tagebuchs werden häufige Spazierfahrten mit Ottilie gemeldet. Am 13. November heißt es: „Später Ottilie. Über einiges Literarische und Kunstgemäße gesprochen. Vorsätze von dergleichen Mitteilungen"; 15. November: „Später mit Ottilien. Einiges wegen künftigen Abendunterhaltungen besprochen."

Diese Notizen und die übrigen Aufzeichnungen des Tagebuchs machen, man möchte sagen, einen versteinernden Eindruck. Es scheint so, als hätte sich im Leben des Greises nichts verändert: dieselben Beschäftigungen, Besuche, Besorgungen, dieselben Arbeiten, Kunstgenüsse, gesellschaftliche Unterhaltungen, — nur ein Mensch weniger auf der Welt.

Ja man möchte von einer völligen Gefühllosigkeit des alten Mannes sprechen, wenn man erfährt, daß er beim ersten Wiedersehen mit dem jungen Maler Preller, dem gleich zu erwähnenden Zeugen von Augusts Tode, sich mit diesem aufs heiterste und liebenswürdigste unterhielt und von seinem Sohne kein Wort redete. Er wollte eben nicht daran erinnert werden. Selbst Monate später (Mai 1831), als Holtei, Augusts Intimus, die Rede auf ihn brachte, versuchte der Alte von anderen Dingen zu reden. Als dies nicht gelang, wurde er stumm, und als Holtei einer Einladung Ottiliens folgend, abends wieder erschien, speiste Goethe auf seinem Zimmer. „Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen."

Einer wohlunterrichteten Zeitgenossin, Alwine Frommann, der Tochter des Jenenser Buchhändlers, verdanken wir folgenden Bericht: „Goethe spricht mit fast niemandem darüber; mit seinem Arzt (Vogel), Geheimrat Müller, Röhr, vielleicht noch mit wenigen, mit Ottilie fast gar nicht, welches eine große Qual für sie ist, da sie aufs heftigste erschüttert ist, doch ist er sehr freundlich gegen sie und hat sie viel um sich; mittags ist sie mit den Kindern bei ihm,

seit August weg ist und auch abends läßt er sie meistens einige Stunden zu sich kommen; sie beklagt sich, nicht über Kunstsachen mit ihm sprechen zu können, da er sich auch jetzt damit am meisten beschäftigt. Alles hofft für ihn, daß Zelter kommt .... Er sitzt jetzt oft ganz versunken da .... Oft sah er die Kinder wehmütig an und sagte ‚Ihr armen Kinder'."

In seiner fanatischen Ordnungsliebe formierte Goethe auch über diesen Fall Akten. Es hat sich ein Faszikel erhalten: „Acta privata. Das Ableben meines Sohnes erfolgt in Rom Ende Oktober 1830 betreffend." Es beginnt mit den oben aus dem Tagebuche mitgeteilten Worten über den Empfang der Todesnachricht und enthält die von Vater und Gattin erlassene Todesanzeige, Berichte über die Krankheit, die Sektion und ähnliches. Dieses ganze Verhalten jedoch darf man, wie vielleicht schon aus der schlichten Darstellung der Alwine Frommann hervorgeht, nicht als Gefühlslosigkeit betrachten.

Es ist vielmehr nur eine Folge von Goethes Eigentümlichkeit, die stärksten freudigen und schmerzlichen Eindrücke ganz allein in sich zu verarbeiten und sich von anderen nicht daran erinnern zu lassen. Denn daß, wie es ja eigentlich selbstverständlich ist, dies entsetzliche, unnatürliche Ereignis, daß der jugendliche Sohn dem alten Vater voraufging, diesen gepackt hatte, wie schwer gerade der Versuch einer Selbstüberwindung war und wie bedenkliche Folgen gerade diese mächtige Anstrengung nach sich zog, zeigte sich in der gefährlichen Krankheit, in die Goethe wenige Wochen später verfiel. Sein Körper schien zu erliegen unter dem Zwange, den er auf sich auszuüben versucht hatte.

Die schweren Kämpfe, die er in sich durchmachte, zugleich mit der mannhaften Ergebung zu der er sich nötigte, gehen aus folgendem Schreiben an Zelter 21. November 1830 hervor:

„Nemo ante obitum beatus, ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: ‚Prüfungen erwarte bis zuletzt'.

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man seie nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andere daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! Hatt' ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabei wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche, wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nur allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Willen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor, von diesem Puncte gelegentlich fortzuschreiten. Meine herzlichsten dankbaren Grüße an alle so treulich Theilnehmende."

Von fast noch größerer Bedeutung ist aber Goethes Brief an August Kestner, der, weil er nicht nur die Stimmung des Alten dartut, sondern die ganze italienische Reise Augusts rekapituliert, hier folgen mag.

„... Mein Sohn reiste um zu genesen, seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich, er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seeen, mit einem tüchtigen frohen Antheil bereist und beschaut, war ebnermaßen nach Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen ungetrübten Blick für Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Eben so setzte sichs fort in Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zusammentraf und sich darauf von seinem bis-



Wolfgang
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuseum in Weimar)

herigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbeins, der zwischen gedachten Ort und Spezia sich leider ereignete, hielt ihn hier an 4 Wochen fest; aber auch dieses Unheil, sowie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, übertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen.

Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler, Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältnis gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch, in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben, ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch, seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig.

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen.

Leider schließen sich hier Ihre freundschaftlichen Behandlungen, Ihre Förderniſſe, Ihre Sorgfalt, Ihre Beihülfe, Ihr Schmerz an meine Briefschaften schmerzlich an, und ich fahre nicht weiter fort, als um zu sagen, was sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn bei seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Theil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushalts, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieses alles

nunmehr lastend auf mir zurückbleibt und ich täglich und stündlich mühsam veranstalten muß, was ich, im Ganzen, jüngeren Thätigkeiten zu übertragen gedachte....."

Zum Abschluß dieses traurigen Kapitels folge der Bericht des jungen Malers Preller, der, wie schon erwähnt, ein Genosse Augusts in dessen kurzer römischer Zeit gewesen war.

„Kurz nach meiner Rückkehr, im Herbst 1830, traf auch August von Goethe, der Sohn meines hochverehrten Gönners und Beschützers, in Rom ein. Sein Aeußeres erinnerte lebhaft an die Schönheit des Vaters, so daß ich mich an ihm nicht satt sehen konnte, und da er ebenso liebenswürdig als schön war, so konnte ihm die herzlichste Aufnahme in unserem Kreise nicht fehlen. Ich war glücklich, während der kurzen Dauer seines Lebens in Rom ihm als Führer von einigem Nutzen zu sein und befand mich fast ununterbrochen mit ihm zusammen. Leider ward er uns bald durch den Tod entrissen. Ueber die näheren Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses kann ich als Augenzeuge zuversichtlichen Bericht geben und fühle mich hierzu um so mehr veranlaßt, als namhafte unrichtige Erzählungen darüber im Schwunge gewesen sind. August Goethe war nämlich eines Abends zu Kestner, an den er von seinem Vater empfohlen war, gebeten, um dort Thorwaldsen kennen zu lernen. Etwas bleich trat er ein und gab auf unsere Fragen an, er müsse sich in S. Pietro erkältet haben, da er erhitzt in den kühlen Raum eingetreten sei. Kestner schlug als geeignetes Mittel gegen solche scheinbar geringfügige Erkältung für den nächsten Tag eine Partie nach Albano vor, und Goethe ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Dann erzählte letzterer im Verlauf des Abends vieles Interessante von seinem Vater und von dem Weimarischen Leben. Ich erinnere mich noch, wie Thorwaldsen freudig erregt seinen Worten lauschte und sich dabei unausgesetzt die Hände rieb. Vor dem Scheiden mußte Goethe ihm versprechen, daß er ihm für ein Porträt in Relief sitzen wolle. Um elf Uhr etwa gingen wir auseinander. Der Verabredung gemäß brachen wir am anderen Morgen um acht Uhr auf. Allein schon, als wir bei herrlichem

frischem Wetter durch die Campagna fuhren, bemerkte ich, daß Goethes Unwohlsein ihn zu keinem rechten Genuß kommen ließ, während Kestner und ich in Entzücken schwelgten. In Albano angekommen, führten wir ihn zunächst zu der vielbesungenen schönsten Jungfrau Italiens, der Vittoria, die er, da er kein Italienisch verstand, sprachlos anstarrte. Als wir aber nach Verlauf einer halben Stunde die Esel bestiegen hatten und nach den Seen ritten, ward Goethes Befinden so schlimm, daß wir mit Mühe nach Albano zurückkamen. Nach ein paar Stunden Ruhe befand er sich besser und bestand darauf, mit uns nach Frascati zu fahren. Dort aber kam er in einem solchen Fieber an, daß wir so rasch als möglich nach Rom zurückfuhren, wo wir etwa um zehn Uhr Abends eintrafen. Ich durchwachte die Nacht an seinem Lager, auf dem er in heftigem Fieber sich umher warf. Der Arzt, den ich am andern Morgen herbeirief, vermuthete eine versteckte Hautkrankheit. Der Tag entschied nichts und ich hielt es für gut, den Maler Meyer, der Thür an Thür mit Goethe wohnte, zu bitten, daß er die Nachtwache mit mir theile. In dieser Nacht, etwa um 1 Uhr, als Meyer seine Wache angetreten und ich mich etwa eine Stunde lang auf ein paar Stühlen ausgestreckt hatte, sprang Goethe plötzlich auf und umklammerte mich, daß ich glaubte erdrückt zu werden. Mit Mühe brachten wir ihn ins Bett zurück. Im Augenblick aber, da ich ihm den Kopf aufs Kissen legte, schlug er die Augen groß auf und sank mit einem tiefen Athemzug zusammen. Der sogleich von mir gerufene Arzt machte mit seinem Ausspruch „E morto!" allen Zweifeln ein Ende. Der Section wohnte ich bei. Nach der Behauptung des Arztes hat ein Gehirnschlag, in Folge einer nicht zum Ausbruch gelangten Pockenkrankheit Goethes Leben ein Ende gemacht. Wir deutschen Künstler haben ihn zur Gruft getragen. Er liegt an der Pyramide des Cajus Cestius in einem Walde von Cypressen begraben."

Durch August Kestners Vermittlung wurde dem Sohn vom Vater ein Denkmal gestiftet, mit einer Inschrift, die darauf anspielte, daß der Jüngere dem Älteren zuvorgekommen sei.

Von der Hinterlassenschaft des Sohnes berichtet der Vater (29. Dezember 1830): „Die römische Verlassenschaft gemeldet von Herrn Plattner näher beleuchtet und besprochen." Die Sachen wurden am 15. Mai 1832 der Gräfin Julie von Egloffstein übergeben. Aus dem Verzeichnis, das erst jetzt gedruckt worden ist, geht hervor, daß es keine großen Kostbarkeiten waren. Außer einzelnen Wertsachen, Reiseutensilien und ein paar Bücher, die sich auf den italienischen Aufenthalt beziehen, Wörterbücher, auch „Goethes Gedichte I. Teil". So führte der Sohn, der sich sonst nicht viel mit literarischem Gepäcke schleppte, die Hauptlyrika seines Vaters, an denen sich die ganze Welt erbaute, auf seinem Todesgang mit sich.

August hatte ein Testament gemacht, er hatte nach Ernst von Schillers Bericht, den Herrn von Waldungen, der am 11. März 1827 zum Geheimen Referendar ernannt worden war und sich als solcher bei Goethe präsentiert hatte, am 4. Mai desselben Jahres bei Goethe zu Gast gewesen und z. B. auch am 9. Januar 1828 bei ihm erschienen war, zum Vormund der Kinder bestellt, mit der Bestimmung, daß alle seine Sachen für die Kinder aufbewahrt werden sollten. Eine fernere Bestimmung war die, daß in seine Stuben, an denen er sehr hing, binnen einem Jahre niemand hineinkommen sollte. Wie wenig Freude dieser Vormund an seinem Amte besaß, das er in freundschaftlicher Anhänglichkeit für den Verstorbenen übernommen hatte, geht aus der Notiz der Karoline von Wolzogen 3. März 1836 hervor: „Ottilie macht so dummes Zeug, daß Waldungen von der Vormundschaft abgegangen ist und die Regierung sich nun in die Erziehung der Kinder mischt."

Zwei sehr verschiedene Beurteilungen Augusts stehen einander gegenüber: genial und charakterlos soll er nach Holtei, gutmütig, aber durch seinen großen Vater erdrückt, nach Jenny von Pappenheim gewesen sein. Was war er wirklich?

Als Knabe wurde er von dem Vater bald verhätschelt, bald mit Strenge überwacht, von der Mutter aufs furchtbarste verwöhnt. Als Jüngling war er sich ziemlich selbst überlassen und zeigte eine

gewisse Großmannssucht, teils um seinen Rang zu behaupten, der ihm als Sohn seines Vaters gebührte, teils um die schmähenden Stimmen derer zum Schweigen zu bringen, die in ihm trotz seiner nachträglichen Legitimation ein uneheliches Kind, jedenfalls den Sohn einer Plebejerin sahen. Als Mann fühlte er sich von dem Genie des Vaters überragt, von dem erniedrigenden Bewußtsein gepeinigt, ihm nicht gleichzukommen und von dem noch stärker erniedrigenden, durch mittelmäßige Leistungen den Abstand zwischen sich und dem Vater noch sicht- und fühlbarer zu machen.

Trug der Vater an dieser Gemütsbeschaffenheit des Sohnes keine Schuld, so ist er durch andere Maßnahmen einer Schuld zu zeihen. Diese bestehen in dem unregelmäßigen, lückenhaften Unterricht, ferner darin, daß er kraft seiner Stellung und seiner Beziehungen zum Landesfürsten August ohne Abschluß der akademischen Studien, ohne Staatsexamen in eine Staatsstellung aufrücken ließ und ihm dadurch die Sicherheit und das Selbstvertrauen entzog, das eine Reihe ordnungsmäßiger Prüfungen — man mag sie auch noch so gering schätzen — dem jungen Manne gewährt hätte, daß er ihn ferner dem Militärdienste entriß und ihm dadurch die Schule straffer Mannszucht, segensreicher Unterordnung versagte, ihn in seinen eigenen Augen herabsetzte, — denn gern hätte er unter den Fahnen gestanden — und unter seinen Altersgenossen fast degradierte. Und daß er ihn schließlich, statt ihn in die vielleicht ermüdende, aber durch ihre Einseitigkeit und Stetigkeit nützliche und förderliche Staatsdienerlaufbahn völlig aufgehen zu lassen, zu seinem Gehilfen nahm und ihm dadurch, so interessant und vielseitig diese Beschäftigung auch sein mochte, doch den ganz mechanischen, zur geordneten Tätigkeit anstachelnden Wirkungskreis der Staatsbeamten widrig machte.

Zu diesem Unsegen, den der Vater brachte, kam die unheilvolle Erbschaft des Großvaters mütterlicherseits und vielleicht auch der Mutter: die Trunksucht und die Sinnlichkeit. Jener soll er schon als Knabe gefrönt haben und er huldigte ihr in ausgiebiger und verderblicher Weise als Mann; diese, dem frühreifen Burschen nicht

fremd, wurde leider durch die Ehe weder eingedämmt, noch befriedigt.

So lebte er in Weimar zwischen Vater und Frau, eine fremde seltsame Erscheinung. Durch seine Schönheit und Stattlichkeit, wenn er auch in der letzten Zeit seines Lebens unförmlich dick gewesen sein soll, so daß er schließlich weniger dem Vater als der Mutter ähnlich sah, ohne ihre Lieblichkeit zu besitzen, blieb er eine auffällige Erscheinung. Thorwaldsen, der ihn mit Künstlerblicken ansah, war, wie oben erwähnt, von seiner Schönheit freudig überrascht; dagegen charakterisierte eine berühmte Künstlerin, Karoline Pentheler, die schon in Weimar im Goethehause gewesen und mit August dann wieder in Mailand zusammengetroffen war, ihn so: „Er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, nicht schön, nicht gescheit, nicht angenehm und — stolz."

Er tat absichtlich alles, um den guten Eindruck zu verwischen, den er, wenigstens einzelnen beim ersten Anblick hervorrief. Karl von Holtei, der sich rühmte, ihn besser zu kennen als irgend ein anderer, hat überliefert, wie August es förmlich darauf anlegte, durch Roheit, statt durch Adel und Geist zu imponieren, wie er „in krankhaftem Trotz die üble Meinung herausforderte", wie er eifrig bestrebt war, als lümmelhafter Junker, nur nicht als Goethes Sohn zu erscheinen. Und doch hat derselbe Berichterstatter, der tiefe Blicke in Augusts Wesen tat, uns mitgeteilt, wie das wahrhafte Naturell in diesem krankhaften Menschen hervortrat und wie er einst durch eine Holteische Vorlesung des Faust enthusiasmiert, sein Entzücken offen aussprach.

Der Fluch seines Lebens war, wie man diesem Zeugen wohl zugeben kann, das niederdrückende Gefühl: Goethes Sohn zu sein. Anderes aber, was dieser als die Gründe seines dumpfen, auch durch den Trunk nicht wegzuspülenden Dahinlebens angibt, daß er den Schmerz nicht verwinden konnte, ein bürgerliches Mädchen, das er sehr geliebt habe, aufgeben zu müssen, daß er den Unwillen ständig nährte, 1813 nicht zu den Waffen haben greifen zu dürfen, wird man wohl in das Reich der Fabel zu verweisen haben.

Nur soviel kann man zugeben: in der Ehe, die der Vater so glückverheißend angesehen und mit so innigem Behagen gepriesen hatte, fand er keine volle Befriedigung.

Vielmehr folgte dem Glück der ersten Zeit eine jahrelange Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu Entfremdung.

Auch hierbei trägt August freilich nicht die volle Verantwortlichkeit. Ottilie besaß weder die Geduld, ihn zu tragen, noch die Kraft ihn zu fesseln. Sie, die Geistvolle, Flatterhafte, war bald ernüchtert, nachdem sie herausgefunden hatte, daß der Gatte ihrem Ideal nicht entsprach, sie, die stets nach Neuem verlangte, nach gesellschaftlichen und anderen Reizungen, war für häusliche Intimität nicht geschaffen, die vielleicht den Wilden besänftigt hätte.

Ihr Element war der Salon, wo sie, dem Paradiesvogel gleich, wie man sie genannt hat, schillern konnte, in glänzenden Räumen und erlesener Gesellschaft, die den verlegenen Sohn eines großen Vaters noch schüchterner und steifer machte. Seine pedantische Ordnungsliebe konnte dieser fleischgewordenen Unordnung nicht imponieren, seine wissenschaftlichen Neigungen standen im Widerspruch mit dieser künstlerisch angehauchten Natur, die nur Musik und Poesie gelten ließ.

Auch die Kinder festigten nicht das Band dieser Ehe. Statt stolz darauf zu sein, daß sie Lieblinge und Spielzeuge des Alten waren, wurde August kleinlich; zu schwach der Erziehungslosigkeit des Alten ein strenges und pädagogisches System entgegenzusetzen und zu gemütlos, um den großväterlichen Liebesüberschwang durch edle und geregelte Vaterliebe zu ergänzen, wurde er eifersüchtig und ließ die kaum ergriffenen Zügel wieder fallen.

Er war ein kenntnisreicher Mann, besonders in der Geschichte war er wohlbewandert. Den Werken seines Vaters stand er nicht mit der stupiden Bewunderung des Sohnes, sondern mit selbständiger Verehrung gegenüber; daß er über „Helena" mit vieler Einsicht eines natürlichen Verstandes gesprochen habe, berichtet Eckermann. Er war auch, wie Holtei bezeugte, „voll Humor und ging auf alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick das

Ergötzliche und Possierliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war.

Typisch für ihn sind die Verse, die Grillparzer unter dem Titel „Am Grabe Mozarts, des Sohnes" veröffentlichte, die man mehrfach auf August angewendet hat.

Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Namen war es eben,
Was Deiner Thatkraft Keim zerstört.
Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke Deinen Flug:
Was würde wohl mein Vater sagen? —
War, Dich zu hemmen, schon genug.

In der Gesellschaft spielte er nicht die Rolle, die er hätte darstellen können, in der Regierung und Verwaltung seines Heimatlandes bedeutete er nichts, literarisch konnte er nicht einmal den geringen Ehrgeiz befriedigen, den er besaß, vom Vater fühlte er sich erdrückt, im Hause fand er kein Behagen, — was Wunder, daß der Gedanke „fort von Weimar" von ihm Besitz nahm und ihn nur der eine Wunsch beseelte, nach Rom zu gehen, um dort zu sterben. So bewährte er sein eigenes Wort:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein.
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

III.

Ottilie. 1830—1872.

Ottilie, die wie selbstverständlich — man bedürfte dafür gar nicht das oben angeführte Zeugnis einer Freundin — über dies schreckliche Ereignis, den Tod eines noch ziemlich jungen, kaum 40 Jahre alten Mannes, der allein und in der Fremde starb, betäubt war, führte nicht das Leben einer traurigen Witwe.

Ein solches Leben war durch verschiedene Umstände gehindert. Zunächst dadurch, daß sie die Pflichten gegen die Lebenden über die gegen den Toten setzte und es nicht vermeiden konnte, die Rücksichten gegen den Schwiegervater voranzustellen und daß sie die einmal übernommene Gewohnheit zu gewahren für geboten hielt, in seinen Salons zu repräsentieren. Sodann mag ihre Trauer, nachdem die erste Betäubung gewichen war, durch die ihr und dem ganzen Kreise immer klarer gewordene Überzeugung gemildert worden sein, daß dieser Tod für August eine Erlösung bedeutete und für die ganze Familie kein übermäßiger Verlust war. Ein ferneres Moment zu ihrer Kühle, wenn auch nicht gerade zu ihrer Tröstung, lag in den schon erwähnten testamentarischen Bestimmungen Augusts, die, wenn man sie auch nicht eben eine Enterbung nennen kann — zu erben war ja ohnedies nicht viel — doch einer Verdrängung Ottiliens, ihrer Übergehung zugunsten ihrer Kinder gleichkam. Endlich aber lag ein längeres Entbehren gesellschaftlicher Freuden, ein Verharren in klösterlicher Einsamkeit nicht in Ottiliens weltfreudiger Art.

Und doch macht es einen höchst peinlichen Eindruck, wenn die Kinder wenige Tage nach dem Eintreffen der Todesnachricht des Vaters, gewiß mit Genehmigung der Mutter, das Theater besuchen. Will man dies damit entschuldigen, daß das Theater mehr als Bildungselement, denn als Vergnügen betrachtet wurde, will man für fröhliche Zusammenkünfte mit dem Prinzen Karl Alexander, die auch sehr bald wieder aufgenommen, ja überhaupt kaum unterbrochen wurden, die höfische Rücksicht, die Unterwerfung unter ein

höheres Gebot als entlastend anführen, so kann man doch kaum die banale Ausrede gelten lassen, daß man den Kindern den Ernst des Lebens nicht zeigen, daß man sie in dem Genuß ihrer Freuden nicht stören wolle. Und fast unbegreiflich erscheint es, daß sie selbst wenige Wochen später lustige Schlittenfahrten mitmachten, und kaum drei Monate später Bälle besuchten, ja man wird es auch ohne irgendwie in Sentimentalität zu verfallen, kaum verstehen, daß Ottilie es in demselben Zeitraum über sich gewann, an den Hof zu gehen, an auswärtigen Frühstücken teilzunehmen und auch ihrerseits auf Bällen zu erscheinen.

Das gemeinschaftliche Leben mit dem Vater wurde in gewohnter Weise fortgesetzt. Schon zu Augusts Lebzeiten ist sie diejenige, die neben dem Sohne als Gefährtin des Alten häufig genug im Tagebuch angeführt wird. Ihr Name erscheint sehr oft als Gesellschafterin. Zu der Erwähnung des Namens treten gelegentlich charakteristische Bemerkungen. „Mit meiner Schwiegertochter abends konversiert", heißt es am 4. Dezember 1820. Am 10. August 1825 wird notiert „verschiedene Leidenschaften der Freunde, ihre Verhältnisse und wie sie sich wahrscheinlich entwickeln werden, mit Ottilien besprechend". Ein gemeinschaftliches Interesse beider war der in Weimar unter dem Patronat der Großfürstin stehende Frauen-Verein. Wie Goethe mit der Großfürstin am 16. Januar 1828 ein längeres Gespräch über diese wohltätige Institution hatte, so beredete er mit Ottilie manche Veranstaltungen dieses Vereins und dichtete vielleicht auf ihren Antrieb mancherlei Verse. Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte sie dem englischen Volke und dessen Literatur. Auch dafür wußte sie den Vater, dem nichts fremd war, zu gewinnen. Beweis dafür sind die Notizen 23. März 1826: „Nach Tisch mit Ottilien über die verschiedenen Charaktere der Bewohner der drei britannischen Inseln". 1. April: „Mit Ottilie den Anfang des Macbeth im Original". Es mag bei dieser Gelegenheit gleich erwähnt werden, daß sie den zahlreichen jungen Leuten, die aus England nach Deutschland kamen und mit Vorliebe Weimar aufsuchten, mit einem besonders günstigen Vorurteil entgegenkam, daß

ihr Haus von Engländern nicht leer wurde, so daß man sie scherzhaft „den englischen Konsul in Weimar" nannte.

Man gewinnt aus manchem Zeugnis den Eindruck, als sei Ottilie zu Lebzeiten ihres Mannes die Bevorzugte des Schwiegervaters gewesen, als habe sie es verstanden, die beiden etwas eigenwilligen Männer einander zu nähern, nach etwaigen Zerwürfnissen, trotz mancher Entfremdungen, wieder zusammenzuführen. Ihr gelten weit mehr als dem Sohne liebkosende Bezeichnungen.

Goethe hatte für die junge Frau liebliche Ausdrücke. Als sie und ihre Schwester in seiner Krankheit möglichst geräuschlos zu oder von ihm gingen, rief er aus: „Nun, ihr Seidenhäschen, was schleicht ihr so leis' herbei?"

Ein anderes Zeugnis des Vertrauens und der Neigung liegt darin, daß Ottilie auch früher als andere in das zarte Geheimnis der Liebe des Vaters eingeweiht gewesen ist, wenigstens sind an sie Äußerungen gerichtet wie die folgende (25. Juli 1823 Brief an August): „Wenn Dame Ottilie mir von Eisenacher Abenteuern etwas vertrauen will, so soll es mir sehr erfreulich sein; weiß sie dagegen im Tagebuch den Worten Terrasse, Gesellschaft, Familie den rechten Sinn zu geben, so ist sie ganz in meinem Geheimnis." Und wenige Tage später: „Grüße Ulriken, deren Name als vorzügliches Ingredienz dieser Zustände sich täglich beweist". (4. August 1823).

Nun aber ist es merkwürdig, daß diese geistreiche Frau in der ersten Zeit ihrer Witwenschaft entweder geistig von Goethe nicht recht gewürdigt wurde, oder es aus irgendwelchen Gründen nicht für nötig oder nicht für rätlich fand, ihren Geist zu zeigen. Während gerade in der letzten Epoche, in der das Tagebuch überhaupt weit ausführlicher ist, als in den voraufgegangenen Perioden, bei vielen Besuchen u. a. denen Eckermanns, Riemers, Müllers, hauptsächlich Vogels, das Bedeutende, Eindringende, Anregende ihrer Unterhaltungen betont wird, kommt bei den zahllosen Erwähnungen Ottiliens fast nie ein derartiges Beiwort vor. Eine einzige wirk-

liche Ausnahme ist die längere Stelle 8. Januar 1832: Später Ottilie. Sie hatte das, was vom II. Teil des Faust gedruckt ist, gelesen und gut überdacht. Es wurde nochmals durchgesprochen und ich las nunmehr im Manuscript weiter. Sie detaillierte mir die Vorstellungen der 12 Monate bei Schwendlers, etwas vernünftiger als charadenmäßig. Die Folge war etwas paradox, aber für eine gesellige Unterhaltung sehr gut ausgedacht", aber auch diese Stelle enthält neben der Anerkennung doch auch manchen Tadel.

Ja noch mehr: Obgleich ihr manches Neuangekommene vorgelegt, obgleich ihre Lektüre Goethescher Schriften, Zelterscher Briefe usw. häufig erwähnt ist, obgleich ihr Vorlesen wichtiger Neuerscheinungen an gar manchen Stellen gebucht wird, — niemals ist von ihrem Urteil, nie von einer charakteristischen Bemerkung, die sie gemacht hat, die Rede. Und was das auffallendste ist: wird einmal der Gegenstand der Gespräche erwähnt, so betrifft er fast immer häusliche, gesellschaftliche Zustände, Stadtgespräche.

Fast möchte man daher an einen Umschwung in der Gesinnung des Schwiegervaters glauben.

Woher nun dieser Umschwung, wenn es wirklich einer war?

Man könnte vielleicht anführen, daß Goethe eben doch in erster Linie Vater, nicht Schwiegervater war und daß er, ohne über seinen Sohn verblendet zu sein, in Ottilie diejenige sah, die dem Frühverblichenen die letzten Lebensjahre verbittert, zum mindesten nicht versüßt hatte. Sodann liegt der Grund vielleicht darin, daß auch ihm bewußt war, wovon die anderen redeten, daß Ottilie es als Zwang empfand, in Weimar zu leben und daß, wenn nicht eben die ökonomische Abhängigkeit vom Schwiegervater bestimmend gewesen wäre, sie am liebsten mit ihren Kindern nach England gegangen wäre.

Als Hauptgrund für den Umschwung in Goethes Empfinden möchte man aber die große Enttäuschung annehmen, die Ottilie nach Augusts Ableben dem Alten bereitete: durch ihre gänzliche Verkennung, ja durch ihre grobe Vernachlässigung der Pflichten

einer Hausfrau. Freilich war sich Goethe von vornherein über diese Eigentümlichkeit Ottiliens klar gewesen, wenn er einige Jahre nach dem Eingang der Ehe einmal sagte: „Ich hatte mir so eine kochverständige Tochter gewünscht und nun schickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus", so kann er nur den ersten Teil seines Ausspruches ernst gemeint haben, denn sentimental war Ottilie ebensowenig wie ein Mannweib, und das Jungfräuliche stand ihr ebenso schlecht, wie das Einhergehen in Stahl und Panzer.

Aber dieser Zustand war nicht schlimm, so lange August lebte. Da hatte dieser die Kasse geführt, mit seinem Ordnungssinne alles in den richtigen Grenzen gehalten und dem Vater alle Hausgeschäfte abgenommen. Nun nach seinem Tode brach die Unordnung los und Goethe erkannte, daß es so nicht weitergehen könne.

Bei der absoluten Unfähigkeit Ottiliens mußte er selbst wieder die Ökonomie übernehmen. Man wäre ja gern geneigt, die folgende Äußerung der Karoline von Wolzogen (16. Februar 1831) in den Bereich des Weimarer Stadtklatsches zu verweisen: „Goethe hat nach dem Tode des Sohnes an einem schönen Tage den Haushalt umgestürzt und dem Schuldenmachen der Schwiegertochter gesteuert. Ich mußte lachen über die Pedanterie, womit er jetzt die Wirtschaft treibt. Aber nötig mag es sein. Er hat den Schlüssel des Holzstalls unter seinem Kopfkissen und läßt das Brot abwiegen. Als Gesellschafterin behandelt er Ottilie sehr artig; aber im Hause muß sie sich fügen." Daß aber diese Mitteilungen in den damaligen Vorgängen eine tatsächliche Unterlage haben, geht aus folgendem Billett an H. Meyer 8. Februar 1831 hervor: „In Erwartung Ihrer freundlichen Zusprache send ich die Anfrage voraus, ob Sie mir etwa mit 300 Thlr. auf kurze Zeit aushelfen mögen oder können. Mein ökonomisches Wesen erlebt eine wunderliche Krise." Auch das Tagebuch bestätigt die Umwälzung. Über das Holz heißt es 27. Dezember 1830: „Übergab ich dem Kutscher die Schlüssel zum Holzstall und ließ für alle Heizungen Scheite tragen. Erhielt

die Schlüssel zurück." Ferner 1. Dezember 1831: „Den Holzvorrat bedenkend, der für den Winter noch hinreicht. Von einem Buchfahrter Bauer Wellenholz vorteilhaft gekauft." Und noch in den letzten Monaten die Notiz: „In der Haushaltung manches Förderliche, worauf mit Ernst zu beharren ist." Am charakteristischsten ist wohl die längere, mit einem Stoßseufzer begleitete Eintragung vom 13. Februar 1831, also wenige Tage vor dem oben angeführten Bericht der Karoline von Wolzogen: „Büchner stellte mir den jungen Straube vor, welcher als Koch in meine Dienste trat. Das Allgemeine durchgesprochen. Das Weitere vorbehalten. Vulpius entließ die Köchin mit billiger Entschädigung. Von dieser Last befreit, konnte ich an bedeutende Arbeiten gehen; ich kann hoffen, die Epoche werde fruchtbringend sein."

Wenn man unmittelbar vorher die Notiz liest, daß Ottilie aus einer physikalischen Vorlesung kam, das Vorgetragene erzählte und in den Zelterschen Briefen weiterlas, so kann man den schweren Unwillen darüber nicht unterdrücken, daß diese geistvolle, liebenswürdige Frau es so wenig verstand, dem Alten das Leben behaglich zu gestalten, daß sie ihre Hausfrauenpflichten in keiner Weise erfüllte und den Achtzigjährigen, der mit dem Abschluß seiner Lebensarbeit beschäftigt war, der die Anspannung aller seiner Kräfte nötig machte, zur Besorgung von Obliegenheiten zwang, die nun einmal in das Reich der Frau, selbst der bedeutendsten, gehören.

Ottilie lebte zwar meist allein mit ihren Kindern in Goethes Hause, aber häufig weilten neben ihr ihre weiblichen Verwandten, besonders ihre Schwester Ulrike.

Wie zu Christianens Zeiten Schwester und Tante Hausgenossinnen gewesen waren, so kamen auch durch Ottilie ihre Verwandten, Schwester und Mutter, mit Goethe in nahe Berührung. Freilich, die Verwandten Christianens waren untergeordnete Wesen, die nur in Küche und Hof regierten, wohl nur selten in Goethes Nähe kamen und höchstens ab und zu mit einem Gruß oder Geschenk von ihm bedacht wurden. Ottiliens Großmutter dagegen war eine der höchstgestellten Damen Weimars, Oberhofmeisterin der Groß-

fürstin, eine Respektsperson, die eher Gnaden zu erteilen als solche zu empfangen hatte und die daher in den wenigen Briefen, die erhalten sind, von Goethe immer in fast demütiger Weise angeredet wird.

Ganz anders stand er mit Ottiliens Schwester Ulrike. Sie war das belebende Element in Goethes Hause. Witzig, boshaft, klatschsüchtig, trotz ihrer geringen geistigen Interessen wohl befähigt durch ihr munteres Geschwätz den alten Herrn zu unterhalten, anzuregen, so daß er, der Schweigsame, während ihrer zahlreichen Reisen gern mit ihr plauderte, sie von den Vorgängen des Hauses und der Gesellschaft unterrichtete und mit Sehnsucht zurückerwartete. Sie war sein erklärter Liebling. Aber sie leistete auch wichtige Dienste, dadurch daß sie zwischen August und Ottilie häufig intervenierte und die Vermittlerin zwischen den Bewohnern der Mansardenzimmer und dem Hausherrn spielte. Als sie einmal in Berlin gewesen war, wurde sie dem Gastfreunde Zelter gegenüber so charakterisiert: „In ihrer guten und natürlichen Art sieht sie die Dinge recht klar und deutlich, und so bleiben sie auch vor ihr stehen, immer als gegenwärtig; man kann nicht sagen, daß sie urteilt, aber sie vergleicht gar einsichtig. Es wundert mich, daß sie nicht gleich geschrieben hat, denn sie ist in Gedanken noch immerfort bei euch."

Während Ottiliens Abwesenheit in Berlin empfängt die Schwester die nachstehende anmutige Charakteristik: „Ulrike ist sehr liebenswürdig, sie macht an unserm einsamen Tische, wenn kein Gast eingeladen, August den Dienst hat und die Kinder zu Melosens gebeten sind, die Unterhaltung der Tafel, indem sie mich mit den Geheimnissen des Hofs, der Stadt, der Zimmer und Kammern, der Säle und Gallerien bekannt macht. Nun kommt zu allem jenen noch ein französisches Liebhabertheater, wo die Anarchie auch nur durch den Glockenschlag gebändigt werden wird, das weiß nun Ulrike alles gut und erzählt es um desto besser, weil sie Neigung und Abneigung gegen mich nicht zu verbergen hat."

Schon zu Augusts Lebzeiten war sie monatelang Goethes beständiger Tischgast, muß auch sehr lange Zeit geradezu bei ihm gewohnt haben. Wenn es heißt: „Mittag zu dreien", so ist sie fast immer als Tischgenossin zu verstehen.

Ottiliens Wesen läßt sich schwer mit kurzen Worten darstellen. Schon ihre geistige Eigentümlichkeit ist nicht leicht zu erfassen. Eine Schriftstellerin war sie nicht, obgleich ihr gelegentlich ein leichter Vers und manche ausgeführte Schilderung in Prosa gelang und Briefe von anziehendem Plauderton mit vielen originellen Wendungen ihr rasch und anmutig aus der Feder flossen. Zur Dichterin fehlte ihr ebenso die Ausbildung des Formtalents, wie die sich in Schranken haltende Phantasie; zur Darstellung wichtiger Vorgänge, zur Schilderung des Innenlebens mangelten ihr Ernst, Stetigkeit, wohl auch die Kenntnisse. Und doch war sie ebensowenig ungebildet wie kenntnislos. Sie las gern, wurde auch durch ihren Schwiegervater zu bedeutsamer Lektüre angehalten und doch war ihr das viele Lesen und Hören eher ein Zwang als ein Vergnügen, so daß sie aufatmete, wenn sie in ihre Zimmer zurückkam und sich geschäftigem Müßiggange hingeben konnte.

Aber vermutlich war diese halbe Ablehnung geistigen Verkehrs doch nur eine Folge körperlicher Ermattung, denn gerade darin sind alle, die mit Ottilie verkehrt haben, einig, daß sie bis in das höchste Alter große geistige Frische, eine wunderbare Empfänglichkeit besaß. Für sie war die Literatur mit der Zeit, die sie in nächster Nähe miterlebt hatte, nicht abgeschlossen: sie bezeugte vielmehr das lebhafteste Interesse für die Bewegungen des jungen Deutschlands und für die literarischen Strömungen der folgenden Zeit. Und sie begnügte sich nicht zu lesen und anzuerkennen, wurde vielmehr nicht müde, durch Fürsprache, Empfehlungen, Ermunterungen zu helfen; „Fördern", das Wort, das ihr Petschaft zierte, war ihr Streben.

Nicht der schönen Literatur allein war ihr Interesse zugewendet. Freilich bezeugt, wie oben S. 175 angegeben ist, eine unterrichtete Zeitgenossin, daß sie sich in Goethes letzten Lebensjahren der Kunst nicht zuwandte; später trat gerade dies Gebiet in den Vordergrund.

„Die Kunst ist mir immer wie eine barmherzige Schwester", so äußerte sie einmal. Diesem Worte getreu umgab sie sich, wo sie auch weilte, mit Kunstwerken aller Art, gestaltete ihre Stuben



Alma
Pastell von Luise Seidler
(Goethenationalmuseum in Weimar)

zu einem förmlichen Museum und hatte die herzlichste Freude an jedem Ankauf, der ihr gelang, an jedem Geschenke, das ihr zuteil ward.

Aber auch solchen Gebieten, von denen sich Frauen sonst meist zurückziehen, schenkte sie lebhafte Aufmerksamkeit: der Politik und der Religion. Ihr politischer und religiöser Standpunkt läßt sich mit dem Worte liberal nicht vollkommen bezeichnen, obgleich gerade das Freiheitliche ihr Element war. Auf religiösem Felde wohnte ihr ein starker Protestantismus bei; auf politischem eine allgemein deutsche Überzeugung. Die junge Frau hatte bei ihrem mehrmaligen Besuche der preußischen Hauptstadt für Berlin geschwärmt, war darum aber in ihrer Gesinnung keine Preußin geworden; ihr späterer längerer Aufenthalt in Wien, „in dessen deutschen Kreisen sie sich besonders heimisch fühlte", gab ihr höchstens die Überzeugung ein, daß die deutsch redenden Teile des mächtigen Österreich notwendig zu Deutschland gehören. Aber sie war weder preußisch noch österreichisch, sondern sie war deutsch. Schon 1849 schrieb sie: „Ich will weder schwarz-weiß noch schwarz-gelb sein, sondern mich immer als Deutsche fühlen und komme es, wie es will, so wird, und wäre es nach einem Jahrhundert, doch noch ein einiges Deutschland sich finden."

Zur Erkenntnis ihres geistigen Wesens gehört aber ein ganz eigentümliches Moment: ihr Ingrimm gegen die Staaten des deutschen Bundes bei der Freigabe der Werke Goethes 35 Jahre nach des Dichters Tode im Jahre 1867. War die Schutzfrist auch in Rücksicht auf Goethes Namen zugunsten seiner Erben um fünf Jahre verlängert worden, so war sie damit nicht zufrieden, sondern hätte eine weitere unbegrenzte Dauer einer solchen gewünscht. Nicht etwa, daß sie dem Gedanken widerstrebte, die Schriften des Allverehrten zum Nationalgut zu machen, aber sie erachtete es als eine schwere Undankbarkeit der Nation gegen den Mann, der sein ganzes Leben für die Nation geschafft hatte, daß sie nicht wenigstens einen Teil des Ertrags dieser seiner Schriften dauernd den Hinterlassenen des Dichters gewährte.

Noch schwieriger als ihr geistiges ist ihr sittliches Wesen zu fassen. Ihre Ehe mit August war, wie schon gezeigt wurde, nach den rasch vorübergerauschten Flitterwochen, unglücklich; war dies ihre Schuld? Gewiß nicht ganz. Teils wurde sie verhetzt durch den Weimarer Klatsch, der ihr manche Streiche des Gatten vergrößert und vergröbert zutrug, durch sogenannte gute Freunde, die Gefallen daran fanden, das aufgekeimte Mißverständnis zu erweitern; teils ermangelte sie völlig der Kraft, die Enttäuschungen zu verbergen, die ihr nun einmal durch die Ehe geboten wurden, der Duldsamkeit, die den meisten Frauen so nötig ist. Dazu kam eine Eigenheit, die sie wahrscheinlich für jede Ehe ungeeignet machte, jedem Mann an ihrer Seite Unglück bereitet hätte.

Mit den Schlagworten: Leichtsinn, Frivolität oder gar Mannstollheit läßt sich diese Eigenart nicht vollkommen bezeichnen. Man ist freilich versucht, das böse Wort, das viel mehr als ein Scherzwort ist und das umgekehrt auf so viele Männer paßt: „Sie liebte jeden Mann, nur nicht ihren eigenen" auf sie anzuwenden. Sie liebte den Mann und zwar gar nicht den, wie er wirklich war, sondern wie er von ihrer Phantasie gestaltet wurde. Und wenn sie auch einmal als gutes Rezept einer Männerseele angab: „Eine starke Dosis Egoismus, dreimal so viel Eitelkeit, ein gut Teil Berechnung, das sie Vernunft nennen, das alles gewürzt durch eine Portion Geist und das Ragout ist fertig" — gewiß keine sehr schmeichelhafte Charakteristik, — so konnte sie des Mannes nicht entbehren. Dieser Mischung von Phantasie und Begehrlichkeit verschlug es nichts, wenn sie nicht ans Ziel kam: das Suchen, das Sichsehnen war ihr eigentliches Element, nicht das Erringen. Daher wurde sie gar nicht böse, wenn sie auf ihre Bemerkung: „Ich kann D. nicht vergessen, ich schrieb davon an H." von einer Freundin die Gegenrede empfing „und erzähle es N. morgen" (die Namen aller dieser Männer sind uns bekannt, doch ist es kaum nötig, sie hier zu nennen).

Dieses ihr Verlangen nach dem Manne blieb nun freilich nicht in erlaubten Grenzen. Wollte man alles zusammenstellen, was

Frau Fama erzählt, so würde man ein recht übles Gemisch erhalten. Nur soviel kann man sagen: Es ist nicht das Leben einer Mutter, die sich der Pflichten gegen ihre Kinder bewußt ist, und noch weniger das einer Frau, die den gefeiertsten Namen Deutschlands trägt; man ist manchmal versucht, an eine Abenteurerin zu denken, die in der Welt herumzieht und jede ihrer Launen befriedigt. Nur drei Stellen sollen hier angeführt werden. Die eine ist eine Andeutung, die Johanna Schopenhauer 1832, wenige Monate nach Goethes Tode, und wieder 1835 ihrem Freunde Holtei machte, eine Andeutung, die gar nicht anders zu verstehen ist, als daß Ottilie sich mit Männern eingelassen hatte und die traurigen Folgen dieser Verbindung zu verbergen suchte. „Armer Goethe, wohl Dir im Grabe", fügt die würdige Dame hinzu die sich selbst „gegen die Gewohnheit alter Frauen tolerant" nennt.

Die zweite Stelle ist ein Bericht Karls von Stein an seinen Bruder Fritz (6. Februar 1837): „Frau von Goethe ist von hier weg und nach Leipzig zu ihrem Sohn gezogen, soll aber, wenn sie wieder kommt, bei Hof zugelassen werden. Ihr Kind ist wieder gestorben, was sie in Wien hatte, und die Großmutter Gr. Henckel hat wieder 600 Rth. Schulden für sie bezahlt."

Die dritte, eine Erzählung der Amélie von Stein an ihren Schwager (29. April 1838): „Die Goethe ist wieder in Weimar und schwärmt für einen jungen Gelehrten, den Herrn Kühne aus Leipzig, Redacteur der Eleganten Zeitung. Ihre Gesundheit ist sehr schlecht, ihr Aussehen nicht reizend, aber ihr Herz ist jugendlich und ihr Gemüt noch liebender als das der Frau von Bechtolsheim.... Die Hofrätin Schopenhauer ... sagte neulich zu einer Bekannten ‚die Goethe hat wieder ein Interesse, das freut mich.' ..."

Nun wird man freilich ihr Schwärmen nicht immer für das Anknüpfen unsittlicher Beziehungen halten dürfen. Gewiß war ihre Verbindung mit Männern, wie mit Grillparzer und Bauernfeld in Wien und wahrscheinlich auch mit Gustav Kühne in Leipzig von jener feinen geistigen Art, die das Erotische höchstens streift, die Grenzen des Erlaubten indessen nicht überschreitet.

Von diesen Beziehungen ist uns allein die mit Kühne genauer bekannt. Gustav Kühne, ein fähiger, vielseitiger Poet, einer der Zugehörigen zu der sogenannten Schule des jungen Deutschland, der nur durch einen günstigen Zufall den Verdammungsbestimmungen entging, welche die übrigen Mitglieder des angeblichen Bundes trafen, lebte 1838 in Weimar und verkehrte viel im Goetheschen Hause. Er gab von sich und Ottilie einer Freundin die nachstehende Schilderung: „Das Goethesche Haus und Familie Pogwisch samt anderen Kreisen haben sich für uns Söhne einer jüngeren Zeit in der Tat an Liebenswürdigkeit erschöpft. Freilich bleibt die Ottilie unter allen die unerschöpflichste Gestalt, die an der Seite des großen, klassischen Mannes ihre romantisch abenteuerliche Natur zu einer seltenen Höhe des Herzens und Geistes erziehen konnte."

Es entwickelte sich eine jener zarten Freundschaften, bei denen der Übergang zur Liebe naturnotwendig erscheint. Bei Ottiliens sehnsüchtigem und liebebegierigem Wesen war es nur ein Stachel mehr, daß Kühne über ein Jahrzehnt jünger war als sie. Darum meinte er jenes Bündnis festhalten zu können, als er sich verlobte, teilte der Seelenfreundin als der Ersten sein Verlöbnis mit, erhielt darauf einen etwas nichtssagenden, aber ihn befriedigenden Glückwunsch und jubelte nun in dem Bewußtsein, das Verhältnis mit der entfernten Freundin zu einem dauernden zu gestalten. Wie sehr er sich aber im Irrtum wiegte, wurde ihm durch ein Abschiedsschreiben Ottiliens deutlich, das für die Erkenntnis ihres Wesens höchst wichtig ist: „Nein, mein lieber Freund, um keinen Preis hätte ich durch Schweigen oder durch ein störendes Wort die Heiligkeit Ihres Glückes trüben mögen und wäre es auch nur der Tautropfen an der Rose gewesen, den die nächste Sonnenminute des Entzückens gleich aufgezehrt hätte, — und so kam es denn auch, daß Sie für den Grundstein einer neuen Korrespondenz den Brief ansahen, den ich als den Schlußstein, als den letzten in einer langen Reihe betrachtete. Ich konnte nicht ein so herbes Wort wie Scheiden niederschreiben, in Ihre Seligkeit, jetzt muß ich es ja doch aber, denn Sie verstanden nicht das stille Lebewohl, das ich

Ihnen sagte und keine fremde Feder soll es wagen, für mich es Ihnen auszusprechen. Wähnen Sie nicht, mein lieber Freund, daß ich damit so schroff eine Linie ziehen will, daß ich nie Ihnen eine Zeile schriebe, Sie mir nie ein Wort sendeten. Noch mancher Anlaß wird sich im Leben bieten, wo dies zu vermeiden eine Torheit, vielleicht sogar ein Unrecht werden könnte und beides wollen wir nicht begehen.... Gedenken Sie meiner nie auf störende Weise; nur wenn Sie im Begriff wären, eine Zeile zu schreiben, die Ihrer eigentlichen Natur nach Ihrer unwürdig, möchte ich, es wäre Ihnen, als legte ich sanft meine Hand auf die Ihrige und hielte Ihnen die Feder zurück."

Und so hörte wirklich die Korrespondenz keineswegs auf, im Gegenteil, von 1845 an wurde sie wieder ziemlich lebhaft. Freilich sind uns nur die Briefe Kühnes bekannt. Sie sind voll von allgemeinen literarischen, politischen Bemerkungen, von Ausführungen über seine Arbeitspläne, seine fertigen Werke, enthalten Einblicke in sein häusliches Leben, nur keine Anspielungen auf die Vergangenheit. Aus diesen Briefen geht hervor, mit welcher Klugheit und geistigen Freiheit Ottilie an den Bemühungen des Freundes teilnahm. Welche Anhänglichkeit dieser Mann als Sechziger, nachdem die Jugendgefühle verflogen waren, der älteren Freundin widmete, geht aus folgendem an sie gerichteten Schreiben hervor, das den Schluß dieser wahrhaft erquicklichen Episode aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau bilden mag: „Sie denken so groß und schön. Man kann dafür nicht danken, aber man hat doch dafür kein anderes Gegengefühl als Dankbarkeit. Das war immer mein armes Gegengefühl für Ihren Wert und ich werds in Ewigkeit mir bewahren. Gehen nun vielleicht Zeiten und Jahre hin und wir treten uns verklärt entgegen, dann wird ein sternenhaftes Licht um unsere Schläfe spielen und ein unendliches Wohlgefühl durch unsere Seelen strömen. Steht noch das kleine schwarze Bild meiner Mutter auf dem birkenen Schreibtisch, so treten Sie jetzt hin und blicken dem Bild ins erloschene Angesicht und lassen es sich vom Geist der unsterblichen Liebe, die in ihr waltet, sagen: ‚Sie

haben ihm wohlgetan'. Die Flügel meiner Seele reichen über die Welt hin, jedes Gemüt hängt an der Menschheit, also darf ich wohl sagen, daß die Flügel meiner Seele Sie überall erreichen werden, so lange ich dichten und denken muß."

Solche Verhältnisse mit bestimmten Bezeichnungen zu versehen, ist schwer. Und ebenso schwierig ist es, Ottilie in eine der üblichen Kategorien einzureihen. Einen „verrückten Engel" hat sie eine der Egloffsteinschen Damen genannt, die von Literatur und Geistreichigkeit nicht viel wissen wollte. „Eine Frau aus einem anderen Stern" hat einer ihrer englischen Freunde sie charakterisiert. Sie hatte vortreffliche Eigenschaften, sie war neidlos, fern von Klatschsucht, hatte die Gabe, aus den Menschen das Gute und Kluge, das in ihnen lag, herauszuholen. Dieselbe Freundin, Jenny von Gustedt geb. von Pappenheim, die ihr die eben erwähnten Eigenschaften zuschreibt, hat einmal von ihr gesagt:

„Nichts hatte Bestand in diesem Kopfe, in dem die Phantasie Alleinherrscherin war. Da warf sie zwanzig verschiedene Männerbilder, tausend Lebenspläne, Gedanken, momentane Empfindungen durcheinander, bis die Bilder zerbrachen, die Gedanken ausarteten — dann saß sie vor den Trümmern und weinte! Doch wie bei kindlichen Schmerzen tröstete sie die Blume, die ein Fremder ihr reichte, sie lächelte, sie berauschte sich an ihrem Duft und warf sie schließlich in die allgemeine Unordnung zu Bildern und Gedanken. Und doch waren edle unter ihnen, Gedanken von Pflicht, Barmherzigkeit und Hingebung, aber kein einziger entsprang einem Grundsatz. Der Ursprung war Liebe, das Ziel war Liebe, das Leben war Liebe, trotzdem diese Frau nicht mehr jung und nicht schön war. Die strahlende Schönheit, mit der ihr Geist sie oft zu verklären schien, warf sie nur noch tiefer in Gram und Reue, denn oft entzündete sich die Leidenschaft an diesem Glanz, um wenn er erlosch, ebenso schnell zu vergehen; sah sie die Flamme matter und matter brennen, fühlte sie, daß ihr Atem sie nicht mehr anzufachen vermochte, so weihte sie die Stunden der Nacht ihrem wilden Schmerz und dennoch entsagte sie nicht diesem Phantom der Liebe, sie be-

gehrte in der ganzen Welt nichts als sie, inmitten brennender Tränen rief sie aus: ‚Immer nur Leidenschaft, niemals Liebe‘. Aber schon im nächsten Augenblick klammerte sie sich an die Leidenschaft, die ihr in der Maske der Liebe nahte und dann immer dasselbe Trauerspiel: Glück, Seligkeit, Verlust und Reue. Trotzdem fehlte es ihr nicht an Freundinnen. Sie hatte alte und junge, fromme und kluge, Weltfrauen und junge Mädchen mit derselben Einbildungskraft wie ihre; Freundinnen mit gebrochenem Herzen und Priesterinnen der Vernunft — sie alle waren ihr ergeben, denn sie war von Herzen liebenswert, liebenswürdig selbst in ihrer Torheit. Ja sie hatte Freunde, doch diese hatten sie nicht."

Sie selbst hat sich einmal folgendermaßen charakterisiert: „In einem dunklen Tempel verbreitete eine einsame Ampel ihr trauriges Licht; lange schon hatte sie gebrannt und niemand gab sich die Mühe, sie mit Lebensspeise zu versorgen; trotzdem leuchtete sie noch, denn der Tempel lag auf dem Wege der frommen Kinder und sobald die Flamme nahe am Erlöschen war, warf eine barmherzige Hand ihr etwas hin, das Leben zu fristen. Es war nicht immer geweihtes Öl, das ihr gebührte; die Pilger gaben, was sie hatten: eine Blume, ein Lorbeerblatt, einen Dornenzweig; der eine gab ihr einen Tropfen Blut, der andere seine Tränen — und die Lampe brennt heute noch."

Eine solche Frau kann man nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen. Man darf sie nicht nach dem Anscheine beurteilen. Gewiß war sie keine Mustergattin, auch keine Mutter, die die Sorge für ihre Kinder als ausschließliche Aufgabe ihres Lebens betrachtete. Das diesen zukommende Vermögen zu wahren, verstand sie nicht. Vielmehr wirtschaftete sie in unverständigster Weise, verbrachte einen großen Teil des Erbes ihrer Kinder, schleifte den heiligen Namen, den sie trug, manchmal in den Schmutz und doch ging ein Zauber von ihr aus, der all dies Irdische wegzufegen geeignet war und das Bild dieser Unglücklichen, die kein anderes Streben hatte, als glücklich zu sein und glücklich zu machen, für die Ewigkeit verklärt.

Das spätere Leben Ottiliens kann nur kurz erzählt werden. Einige Jahre nach dem Tode des Schwiegervaters blieb sie in Weimar in innigem geselligen Verkehr mit alten und neuen Freunden und regem brieflichem Austausch mit fremden Männern und Frauen, z. B. der ihr innig befreundeten Anna Jannsee und der ausgezeichneten Schriftstellerin Sara Austin. Im Jahre 1839 verließ sie Weimar und siedelte nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt a. M. nach Wien über, kehrte aber noch von Zeit zu Zeit in ihr altes Heim zurück, daß sie niemals aufgab. (Der erste Stock des Goetheschen Hauses war wohl schon in der letzten Zeit ihres Lebens an Fremde vermietet.) Im Ganzen war ihr Leben in Wien, wo sie sich freier bewegen konnte, wie sie selbst einmal schrieb, ein frisches und frohes, nur getrübt durch die Sorgen um ihre Söhne und endlich schrill unterbrochen durch den Tod ihrer Tochter Alma.

1845 ging sie mit ihrem kranken Sohne Wolfgang nach Italien, konnte aber trotz liebevoller Anteilnahme ihrer Freundin Adele Schopenhauer und der durch diese neu gewonnenen Gefährtin Sibilla Mertens des schönen Landes nicht froh werden. Als sich das Befinden ihres Sohnes gebessert hatte, zog sie wieder nach dem ihr liebgewordenen Wien (1848).

Lange Jahre lebte sie dort als Mittelpunkt eines aus mannigfachen Elementen zusammengesetzten Kreises, in dem hohe Adlige und Militärs, wie Fürst Lichnowsky und der Feldzeugmeister Heß, Dichter und Gelehrte: Prof. Seligmann, Zedlitz und Grillparzer sich befanden. Diesem Kreise gehörte schon vor dem Tode ihrer Mutter (1851) die Schwester Ulrike an, die, bevor sie zur Priorin des Domstiftes in Schleswig ernannt wurde, mehrfach in Wien einige Wintermonate zubrachte.

So entschwanden für Ottilie, die ihren Wiener Aufenthalt durch mannigfache Reisen nach Rom, Venedig, Dresden unterbrach, an welch letzterem Orte sie sich lebhaft für die Schillerstiftung interessierte und ihren Sohn Wolf, der dort eine Zeitlang als preußischer Legationssekretär zu leben hatte, pflegte, viele Jahre. Im Lande des Katholizismus blieb sie eine gute Protestantin, in den Zeiten

der Reaktion behauptete sie ihre freiheitliche Gesinnung, die sie z. B. bei der durch den Großherzog Karl Alexander von Sachsen, dem sie aufs innigste anhänglich und vertraut blieb, erlangte Freilassung des Musikers Röckel besonders lebhaft äußerte. Und es war wohl auch ihre politische Gesinnung, die ihr nach 1866 den Aufenthalt in Wien verleidete.

Vielleicht sprachen auch pekuniäre Gründe mit, ihr den Aufenthalt in Wien unmöglich zu machen. Ihre letzten Lebensjahre, teils in Dresden, teils in Schleswig bei der Schwester, in Jena, seit 1870 in Weimar, waren kummervoll, größtenteils durch eigene Schuld. Sie war gezwungen ziemlich ärmlich zu leben, da durch ihre Unordnung und Verschwendungssucht ihr Vermögen verbraucht und das Kapital der Söhne arg zusammengeschmolzen war. Aber ihre Jugendlichkeit war nicht geschwunden. Sie jubelte über die Ereignisse des Jahres 1870 „Gott dankend, es noch erlebt zu haben".

Empfänglich für alle Errungenschaften des Geistes, das Herz voll Liebe, dürstend nach Freundschaft starb sie am 26. Oktober 1872. Als sie den Tag vorher bei klarem Bewußtsein die Umstehenden fragte, wer wohl von den Freunden im Hause sei und die Antwort erhielt „die Nächsten alle" rief sie freudestrahlend aus: „Was wäre es auch sonst gewesen?"

IV.

Die Enkel.

Während den meisten Gebildeten Christiane, August, Ottilie in gewisser Weise lebensvolle Gestalten sind, erscheinen ihnen die Enkel als mythische Persönlichkeiten. Manche Menschen, wenn man sie auch nur alt gekannt hat, kann man sich jung denken, diese kommen den meisten stets alt vor: zwei verknöcherte Junggesellen, die ewig krank, weltabgewandt und verdrossen wie Burgwächter dasitzen, ihre Schätze hütend, die sie selbst nicht kennen und nicht ansehen mögen und doch eifersüchtig jedem anderen den Zugang wehrend.

Und doch waren auch diese einmal Kinder voll Frische und Munterkeit, den Eltern eine Himmelserscheinung als sie ins Leben traten, dem Großvater ein warmer und echter Lebenstrost.

Um zu wissen, was diese viel verkannten Menschen als Kinder waren, ist es zunächst nötig, alle irgendwie belangreichen Äußerungen zusammenzustellen, die sich in Goethes Tagebüchern, Briefen und Gesprächen finden.

Wollte man diese Zusammenstellung bemängeln und anstatt ihrer eine Darstellung verlangen, so erhebt man damit einen Anspruch, der nicht befriedigt werden kann und stellt sich auf einen falschen Standpunkt. Der Anspruch ist falsch, weil diese Notizen zu einer fortlaufenden Erzählung nicht ausreichen, ihre Ergänzung aus anderen Quellen unmöglich ist. Der Standpunkt ist nicht richtig, weil gerade diese Mitteilungen, obgleich schon seit einigen Jahren gedruckt, doch nur einem kleinen Kreise von Forschern bekannt, weil sie ferner bisher noch niemals in diesem Zusammenhang vorgelegt worden sind und endlich, weil sie in sich selbst einen großen Reiz besitzen. Man sieht daraus, mit welcher unendlichen Liebe, um nicht zu sagen Verblendung der Alte an diesen Nachkommen, den Kindern seines einzigen Sohnes hing, was für eine Menge Zeit er, der so vielfach, für sein Alter fast übermäßig Beschäftigte den Kleinen widmete, welche Wichtigkeit er ihrem Treiben beimaß, daß er ihrer Anwesenheit, ihrem Tun, ihren Meinungen einen so ausführlichen

Platz einräumte, der sonst dazu bestimmt war, die mannigfachen wichtigen und bedeutsamen Vorfälle seiner Erdentage zu buchen.

Die Aufzeichnungen beginnen mit dem ersten Geburtstag des ältesten Enkels Walther, 9. April 1819: „Geburtstag des Kindes. Frau von Stein besuchte dasselbe." Geburtstagsfeier von 1820 und 21 wird erwähnt, 1824 waren seine Freunde zu Mittag da, 1825 wird erwähnt, daß das Kind einiges verehrt erhalten habe. 15. Dezember 1821: „Nach Tisch Portefeuilles untersucht. Abends mit Walther fortgefahren dieselben anzusehen." Vom 3. Oktober an werden sehr vielfach Spazierfahrten mit dem Kinde erwähnt. 1822. 19. Oktober: „Mit Walther die Bilder im Dapper durchgesehen, Palästina und Syrien." Nach der Genesung Walthers von den Windblattern war das Kind doch noch etwas erregt, so daß es 30. Januar 1823 heißt: „Einige leichte pädagogische Mißhelligkeit." 31. Januar: „Vor Tische Walther eine Stunde unartig mit allerlei Spielereien zubringend." 26. April: „Mit Wolf (damals 3 Jahr) die Albrecht Dürerschen Steindrücke besehen". 1824. 24. Januar: „Mit Wolf, der von der Gräfin Henckel zurückkam mit der bleiernen Jagd gespielt, wobei er sich sehr vernünftig und anmutig erwies." 4. März: „Die Kinder. Umherziehende Affen und Bären zu sehen." 20. März: „Walther zeichnete zum ersten Mal nach den lithographierten Umrissen. Abends mit Walther spielend, sodann die Trajanische Säule durchblätternd." 10. Juni: „Mit den Kindern mancherlei Spiele mit eingeflochtenem Unterricht." 11. Mai: „Mit Walther zweiten Vers des Fischers gelesen und gesungen." 18. Juli: „Walthern die Geschichte der Siebenschläfer erzählt." 1825. 20. Februar: „Erste Märzenglöckchen durch die Kinder entdeckt." 31. März: „Kamen die Kinder und suchten Eier." 11. Juni: „Wolf auf dem Flügel klimpernd." 5. November: „Walther begann das Zeichnen bei S." (Schuchardt, der seit kurzer Zeit in Goethes Diensten war.) 1826. 18. September: „Der Geburtstag von Wolf wurde gefeiert. Mittag aßen die Kinder mit. Viele Knaben im Garten machten großen Lärm." (Die Teilnahme der Kinder an der Mittagstafel war sehr selten, manchmal etwa an den Geburtstagen der Mutter 31. Oktober 1826 oder

in den Zeiten, wenn die Eltern verreist waren.) 1827. 27. März: „Mittag mit Fräulein Ulrike. War vom künftigen Examen die Rede (es handelt sich wahrscheinlich um die Prüfung durch den Hauslehrer Rothe, von dem später noch zu reden ist)." 24. Juni: „Walther war heute in Dornburg zum Geburtstag des Prinzen Karl (Alexander)." 21. Juli: „Ich las Manzoni, der Knabe 1001 Tag und schrieb sich die schweren Namen in eine Schreibtafel." 22. „Das Kind schrieb die gestrigen Namen ins Reine." 31. Dezember: „Nachts (nach Goethes Sprachgebrauch spät abends) beschäftigte sich Wölfchen, mancherlei Lieder im Takt halb singend vorzulesen, welches ihm nicht übel gelang." 1828. 19. Januar: „Mit Wölfchen den Kalender und die Himmelszeichen durchgegangen und den Orion und Sirius gewiesen." 29. Februar: „Mittags die Kinder. Scherzhaft zum Schalttage eingeladen, damit sie sich einer solchen Epoche ihr ganzes Leben erinnern mögen." 10. Mai: „Unterbrechung durch Wölfchen und seine artige Zudringlichkeit." 1829. 6. Februar: „Wölfchen hatte versprochenermaßen die ganze Zeit über gelesen und nahm nur zuletzt an der Unterhaltung teil, da von Bruno (Riemer) die Rede war und Verschiedenes auf die Beschäftigung der Knaben ungefähr seines Alters zur Sprache kam, wobei er glaubte, mitreden zu dürfen." 16. Februar: „Wölfchen sehr anmutig und schmeichelhaft, um seine Zwecke durchzusetzen." 21. „Die Kinder, welche sich mit Ausspielen allerlei Kleinigkeiten unterhielten, auch wohl wieder eine Zeitlang im mitgebrachten Büchelchen lasen." 6. August: „Walther kam vom Exerzieren und Kanonieren mit viel Verdruß, daß er nicht gut geschossen und nichts gewonnen hatte. Wolf nahm teil an diesen Gefühlen. Die Frauen blieben nicht unparteiisch und gab es eine sehr artig lebhafte Scene." 15. Oktober: „Alma spielte wohl eine Stunde allein und munter. Walther darauf singend und tanzend in seiner ganzen Possenhaftigkeit." 5. November: „Wölfchen, der mir von der griechischen Mythologie zu erzählen hatte." 27. November: „Walther unterhielt mich von Schauspielen, die er zu Weihnachten aufführen wollte." 1830. 6. Februar: „Zeichnungen der Enkel, welche gut ausgefallen waren.

Abends entsagte Wölfchen auf meinen Rat der Euryanthe, dagegen spielte ich Domino mit ihm." 14. Juni: „Wölfchen las in dem ersten Band meiner Biographie und machte neckische Bemerkungen." 5. September: „Wölfchen hatte freiwillig mehrere Stunden verschiedenes Korrigierte mundiert."

Nach dem Tode des Vaters kamen die Kinder noch eifriger zum Großvater. Merkwürdigerweise ruhten ihre Theaterfreuden nicht, so daß notiert wird, wie sie sehr bald wieder das öffentliche Schauspiel besuchten oder (9. Dezember) „mit Lebhaftigkeit von ihren unternommenen Theaterstücken berichteten". Auch das Weihnachtsfest wurde in gewohnter Art gefeiert. 1831. 8. Januar: „Wölfchen kam aus der Vorstellung von Lear noch ganz leidlich zusammengenommen." 16. „Wolf erzählte mir ein Märchen, das er sich ausgedacht hatte." 18. „Waltherchen, der mich von seinen Taschenspielerkünsten unterhielt." 23. „Kamen die Kinder von einer nächtlichen Eisfahrt mit Pechfackeln. Walther besonders höchst vergnügt, welches bei einem unerfreulichen Spaße man ihm gern gönnen mußte." 14. Februar: „Walther aus dem Schauspiel Heinrich III., Heiter-hartnäckiger Streit der beiden Knaben über den Wert des Stückes, ein symbolisches Publikum." 21. „Spazierengefahren mit den Knaben, welche beide mit dem lustigsten Wetteifer ihre theatralischen Tendenzen, Teilnahme, Unternehmungen und Pläne auf das lebhafteste vortrugen, als wahrhafte Poeten sich darstellend, indem, wenn der andere sich mit Enthusiasmus erging, der eine sich ins Gähnen verlor und wenn dieser an die Reihe kam, der andere pfiff." 12. März: „Walther, der aus musikalischem Purismus nicht in die Stumme gegangen war. Auf so närrische Weise kann man auch Kinder in eine Opposition ziehen." 17. März: „Auf Wölfchens Veranlassung wurde der Globus geholt und die letzte Reise der Russen um die Welt dadurch versinnlicht." 31. Mai: „Inzwischen war Alma einige Stunden bei mir, betrug sich sehr artig auf dem Wege einer sittlich-sozialen Kultur." 25. September: „Wölfchen referierte beim Frühstück die folgenden Akte des Alpenkönigs und schrieb nachher seine Rezension auf." 30. Oktober: „Mittag Herr Rothe. Unterhielt mich mit ihm über der Kinder

Fortschritte und war mit seiner Weise, den Unterricht zu behandeln, wohl zufrieden." 3. November: „Mittag Wölfchen. Lobenswürdige aber höchst unbequeme, unermüdete Tätigkeit des Knaben." 24. November: „Die drei Kinder brachten den Abend bei mir zu. War ein jedes in seiner Art unterhaltend. Alma beschäftigte sich sehr artig mit Bleistift und Papier." 7. Dezember: „Nach Tische Wölfchen, dessen Theaterleidenschaft scherzhaft beschwichtigt. Besieht man es genau, so findet sich, daß das Theater das einzige, eigentlich Lebendige im bürgerlichen Leben ist, welches dadurch, daß es jeden Abend in sich selbst abschließt und am nächsten sich wie ein Phönix erneut, lebhaft wirkt und seine Wirkung gleich selbst wieder aufhebt, durch eine unübersehbare Mannigfaltigkeit den Geist beschäftigt und bei Anlasse zum Denken in den Zuschauern das Urteil aufruft, reinigt und schärft. Wölfchens Rezensionen sind deshalb sehr merkwürdig, weil er dieselben nicht anders als beurteilend aufnimmt, anstatt daß Walther sich nach der Absicht des Dichters und Spielers zu leidenschaftlichem Anteil hinreißen läßt."

Überblickt man diese Notizen, so bemerkt man, daß der Großvater den jüngeren Enkel entschieden bevorzugte. Das zeigt sich nicht nur darin, daß er auf Spazierfahrten viel häufiger mitgenommen wurde und daß er weit öfter als der ältere Bruder die Erlaubnis erhielt, sich in den Zimmern des Großvaters aufzuhalten, sondern auch darin, daß, während für Walther nur ein einziges Mal ein Liebkosungsname vorkommt, Wolfgang fast immer als Wölfchen, einmal auch als Wölfy bezeichnet wird.

Dagegen sind dem älteren Enkel mehrere Gedichte gewidmet: das Wiegenlied, ein allerliebster kleiner mineralogischer Scherz; der Stammbuchvers, eine ernste Mahnung zu eifriger Tätigkeit.

Beiden Kindern wird auch in den Briefen ein ziemlich breiter Raum eingeräumt. Die folgende Blumenlese, bei der eine strenge chronologische Ordnung nicht gewahrt werden konnte und der auch ein paar hübsche Einzelheiten aus den Gesprächen eingefügt worden sind, beweist, wenn auch nicht in der Vollständigkeit wie die Notizen des Tagebuchs das innige Zusammenleben des Alten mit diesen

Zeugen des dritten Geschlechts, die unendliche Nachsicht und Geduld gegenüber den allerliebsten Störenfrieden. Um dieses freie Hineinspazieren in die Zimmer des Großvaters, das lange Verweilen der Enkel in diesen Räumen völlig zu würdigen, muß man immer bedenken, wie wohl verwahrt und streng behütet dieser weihevolle Aufenthaltsort für andere Erdenkinder war, wie energisch selbst Hochgestellte von diesen Pforten zurückgewiesen wurden, während diese kleinen Burschen dort nach Belieben schalteten. Die Briefstellen lauten:

„Indessen beschäftigt mich die Erziehung meines Enkels, welche wohlbedächtig darin besteht, daß ich ihm allen Willen lasse, wodurch ich ihn denn, eh' die Eltern zurückkommen, auf die Beine zu bringen gedenke, wornach er selbst, obgleich etwas unbehülflich, jeden Tag sich zu bestreben scheint."

„Seine Spiele werden schon mannigfaltiger und seine Aufmerksamkeit geteilter. Noch läßt er sich zerstreuen und auf irgend ein neues Interesse hinleiten; dabei schwatzt er immerfort."

„Meine Kinder machen eine Reise und haben mir einen mehr als jährigen Enkel zurückgelassen, den ich mit großväterlicher Affenliebe, die größer als der Eltern sein soll, für das allerliebste Geschöpf von der Welt halte und wirklich durch seine Gegenwart den leeren weitschichtigen Haus- und Gartenraum für völlig ausgefüllt halte. Die sämtlichen Beeren reifen für ihn und meine Rückahnung, daß sie mir auch einmal schmeckten, verwandelt sich, wenn ich ihn kosten sehe, in das entschiedene Gefühl, als schmeckten sie mir noch."

Nach dem Theaterbrande, als der Alte, der mit diesem Gebäude jahrzehntelange liebe Erinnerungen begrub, sich einer bei ihm ungewohnten Verzweiflung hingab, kam der Enkel Wolfgang früh am Morgen an das Bett des Großvaters, faßte seine Hand und sagte, indem er ihn mit großen Augen ansah: „So geht's den Menschen." Und der Alte fuhr nach der Erzählung dieses Begegnisses fort: „Was läßt sich weiter sagen, als dieses Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu trösten meinte."

Völlig unpädagogisch, wenn auch recht liebenswürdig ist die Art, wie er der mäßigen Erziehungsart entgegentrat, die Ottilie für ihre Söhne anzuwenden für gut fand. Er selbst berichtet darüber 1827. „Da ist neulich der Wolfgang zu mir gekommen, nachdem er eben gefrühstückt hatte; ich fragte ihn, ob er noch ein Stück Brod wolle, und das hat der Knabe denn auch mit einer wahren Andacht verzehrt."

Eine niedliche Szene berichtet Karl von Holtei (1827). „Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walther und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben, vom Großvater aufgefordert, allerlei Schwänke zum besten. Unter andern sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen Näschereien reichte: ‚Nun, seht Euch einmal diesen Mann an! Das ist der, welcher das dumme Zeug gemacht hat.'"

Ließ er sich auch häufige Störung gefallen, so konnte er gelegentlich böse werden, wenn sie im Hofe gar zu laut lärmten. Da öffnete er wohl ein Fenster, schaute mit blitzenden Augen herunter und schrie sie mit Löwenstimme an: „Wollt ihr Lümmel endlich Ruhe halten." (Der pedantische Biedermann vergißt nicht bei dem Worte Lümmel ein devotes Fragezeichen zu machen.)

„Die Kinder haben durch ihre Gunst die Tiere gesehen; Walther erzählt gern vom Elephanten und Krokodil, Wolf aber will sie nicht gelten lassen; das Pferd bleibt unter allen solchen Geschöpfen das Einzige, dem er einige Neigung schenkt."

„Die Kinder haben Dir für die Jagd nicht gedankt, das macht ich habe sie secretiert. Sie spielen nun abends bei mir damit, wovon Walther im nächsten Briefe Nachricht geben wird. Auch hab ich Rechenpfennige angeschafft, woran sie Gelegenheit finden werden, ihre kleinen anmutigen Händel, so wie ihre Versöhnbarkeit zu üben."

„Walther war einige Tage in Dornburg und mag sich gut betragen haben; Wolf kommt jeden Morgen bei Zeiten und holt sich was zu schnabelieren, da ich denn große schmackhafte Erdbeeren immer bereit halte."

Nach einem Besuche des Ehepaars Wolff:

„Der kleine Knabe wollte nicht leiden, als sie behaupteten, wie er zu heißen, sie hätten einen Buchstaben mehr, behauptete er, er heiße Wolf und sie Wolfs."

Während Ottilie mit Walther nach Jena gegangen war, heißt es über den kleinen Wolfgang:

„Der älteste Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen Paten, der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt."

Am 27. Juli 1827 heißt es: „Wölfchen ist mein gewöhnlicher Gesellschafter und pflegt einige Stunden abends mit mir im Garten zuzubringen, wo er denn aus Blättern und Blumen Putzwerke zusammensetzt, wie er sie von Melossens Kindern und Josephen gelernt hat; dann schreibt er wohl auch die Namen auf aus den orientalischen Mährchen und andere Worte, die er nicht versteht. Diese werden verschiedentlich abgeschrieben und erklärt, nicht ohne Unbequemlichkeit, wie die Kinder sind, die nicht enden können. Sogar weiß er mit der größten Artigkeit mich zu nötigen, daß ich vor Schlafengehen entweder Charte oder Dorl mit ihm spielen muß."

Sie amüsierten sich und den Großvater mit Taschenspielerkunststückchen, in denen besonders Walter exzellierte. „Ich habe nichts dawider", sagte Goethe, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit solchen Torheiten ausfüllen. Es ist, besonders in Gegenwart eines kleinen Publikums, ein herrliches Mittel zur Übung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geistigen Gewandtheit, woran wir Deutschen ohnehin keinen Überfluß haben. Der Nachteil allenfalls entstehender kleiner Eitelkeit wird durch solchen Gewinn vollkommen aufgewogen.".

Bedürfte es nach dem Gesagten noch eines Beweises, wie gering die Autorität war, die der Großvater über die Enkel besaß, so kann man sie in nachfolgender Erzählung des Biographen Wolfgangs finden. „Lange Zeit waren beide Brüder im Hause unterrichtet worden. Ein Herr Rothe, der ihr Hofmeister gewesen war, hat

mir erzählt, wie zerstreuend dabei das gesellige Leben und gelegentlich der Umstand gewirkt habe, daß sie zu den Gespielen des Erbgroßherzogs gehörten. Auch sei die Strenge der Arbeitsordnung gering gewesen. So hatte der Lehrer dem Großvater zu klagen, daß sie nicht zu rechter Zeit aufstehen; er erhielt die Weisung, sie zu überzeugen, wie unrichtig dies gehandelt sei. Als er erwiderte, das habe er schon in aller Weise versucht, aber vergebens: „„So sagen Sie: der Großvater will es."" — Nach einigen Tagen berichtet Rothe: auch das habe nichts geholfen. „„Hm!"" — und das Gespräch war zu Ende."

Solche glückliche Jugend war den Enkeln beschieden. In dieser überquellenden Liebe des gefeiertsten Mannes Europas mußte, so möchte man meinen, ein Talisman von wundertätiger Kraft liegen; das reinste Glück hätte den Knaben aus diesen Jugendtagen zuströmen müssen. Aber das Gegenteil davon trat ein. Alma, von der in den angeführten Belegstellen am wenigsten die Rede ist, starb sehr jung; Walther und Wolfgang lebten zwar lange, aber ohne daß die Sonne des Glücks sie bestrahlte. Sie brachten es weder zu Ansehen noch zu Bedeutung.

Von Almas Leben weiß man ziemlich wenig, man könnte sagen, nur ihr Tod hat sie berühmt gemacht. Und zwar durch das, trotz mancher Banalitäten herrliche Gedicht Grillparzers: „Alma von Goethe 1845".

Der Poet redet den gewaltigen Dichtergeist an und erinnert ihn an seinen, des damals schüchternen jungen Mannes Besuch in Weimar. Er schildert, wie das junge Mädchen nach Wien kommt und am Teetisch der Mutter zierlich die männlichen Gäste bedient. Dann fährt er fort:

> Doch war's, als ob dem Erlenkönig gleich
> Des Ahnherrn Geist ob ihrem Scheitel schwebte,
> Und daß dies Kind dem Kind im Liede gleich
> Vom Anhauch einer geistigen Ladung bebte.
> Wie an den Eichstamm, den der Blitz geneigt,
> Die Blume hell empor die Blätter richtet,

Als ob nicht dein Erzeugter sie gezeugt,
Als ob ihr Ahn sie Klärchen gleich gedichtet.
Sie fühlte wohl den Wink der fernen Hand,
Die Sehnsucht nach dem Land der reinen Lilien
Und ging dahin so stamm- als wahlverwandt,
Verwaisend und verdoppelnd die Ottilien.

Die männlichen Enkel litten unter der verkehrten Erziehung. Statt in eine öffentliche Schule geschickt zu werden, erhielten sie von dem bereits genannten Lehrer Rothe Privatunterricht, einem Manne, der eine vielseitige Bildung gehabt zu haben scheint, aber nicht Autorität genug besaß, um die entgegenwirkenden Einflüsse des Elternhauses und des Großvaters, der die Kinder bald als Spielzeug, bald als Erwachsene betrachtete, zu besiegen. Auch war das frühzeitige Gefüttertwerden mit Vergnügungen und Lustbarkeiten aller Art, der intime Verkehr am Hofe, den Knaben eher schädlich als nützlich. Jenes erhitzte die Phantasie und lenkte den jugendlichen Sinn von ernster Arbeit ab, dieser, wenn er auch die lebenslängliche, schönmenschliche und tatkräftige Freundschaft eines edlen Fürsten, Karl Alexander von Weimar, vorbereitete, gewöhnte die Knaben und Jünglinge an eine Lebensführung und an Ansprüche, die später bei mißlichen, ja in völlige Unordnung geratenen materiellen Verhältnissen nicht mehr zu befriedigen waren.

Die Erziehungsmethode von Frau Ottilie spottete aller Pädagogik. Gewiß fühlte sie innigste Liebe zu ihren Kindern. „Wir sind durch unsere Mutter auf das Große, auf edle Gesinnungen dressiert worden, mit Liebe und wenn es sein mußte, auch mit Sporn und Peitsche", bekannte der Jüngere; unsere g r o ß e Mutter, so nannte sie der Ältere nach ihrem Tode. Auf das Große und Edle dressiert, das bedeutete hier: der wirklichen Welt entfremdet, für das Leben verdorben. „Du hast immer Recht, aber auf einem anderen Stern", sagte im Hinblick auf ihre Erziehungsart eine denkende Freundin der Mutter.

Walther, von Jugend auf schwächlich, besuchte niemals eine öffentliche Schule. Er bildete seine musikalische Begabung aus,

wurde ein halber Virtuose und ein in Privatkreisen geschätzter Komponist. Ob es ihm nur an praktischer Verwertung seines Talentes und an jener Energie, sich durchzusetzen, gefehlt hat, die dem Komponisten und ausübenden Künstler gleich nötig ist, steht dahin. Auch Ottiliens Versuch bei Franz Liszt, der 1842 die Direktion der deutschen Oper in London übernehmen sollte, ein Singspiel des Sohnes, wahrscheinlich Anselmo Lanza anzubringen, schlug fehl. Einzelne seiner Opern wurden in Weimar gegeben; andere Bühnen eröffneten sich ihnen nicht. Wenn Frau Ottilie diese Zurückhaltung deutschen Theaterdirektoren als Versündigung gegen das Andenken des Großvaters vorhält, und es geradezu als Verbrechen erklärt, daß jene sich diese Kompositionen entgehen ließen, so muß man diese Beschuldigung als eine starke Übertreibung der Mutterliebe belächeln.

Walther verbrachte ewig kränklich sein Leben teils in Gesellschaft seiner Mutter, teils allein in stiller unfruchtbarer Arbeit. Er hat sich selbst einmal in einem Briefe an Fritz Frommann, 8. Juni 1847, so charakterisiert:

„Recht sehr bitte ich Dich aber über den „großen Unbekannten" den kleinen bekannten Musikus, zuverlässig ein ausgezeichnetes Talent nicht ganz zu vergessen. Daß es Dir finanziell nicht besonders auf der Messe ergangen ist, tut mir recht leid, aber über Deine anderweitige Tätigkeit freue ich mich, wenn Dir's gleich hie und da ein wenig zu viel wird. Mich erhält wenigstens die Seccatur einzig und allein im Leben, denn hätte ich nicht meine Arbeiten, meine Opern, die keine Bühne finden, meine Lieder, die ohne Verleger bleiben, so wäre ich ein ganz elender Mensch, so aber geht es immer fein still und sacht vorwärts; wohin, ja das weiß der dort oben besser wie der alte Musicalis Musicantus, Edler von Musicus."

Das Beste, was über ihn zu sagen ist, wurde von seinem gleichaltrigen fürstlichen Freunde, Karl Alexander, ausgesprochen und mag mit dessen Worten wiederholt werden: „Walther Goethe war eine Persönlichkeit, welche aus dem Alltäglichen und Gewöhnlichen

vollkommen heraustrat. Wenn bei Beurteilung einer Individualität die Zeit, der sie angehört, und die Erziehung, die gleichsam der Ausdruck derselben ist, berücksichtigt werden muß, so ist dies hier der Fall. Geboren zu der Zeit, wo der Ruhm seines unsterblichen Großvaters seinen Höhepunkt erreicht hatte, genoß Walther von der Wiege an die schmeichelnden Töne der Bewunderung für seinen Großvater. In dem Familienkreise, in dem großen und belebten Kreise der Bekannten und Freunde, von dem seine Mutter umgeben war, wurde er frühzeitig gewöhnt, die Welt von diesem Zentrum aus kennen zu lernen, ohne sich bewußt zu werden, daß dieses Zentrum eine Ausnahme war. Diese Ausnahme wurde zwar von seiner Mutter und ihrem Kreise erkannt, aber es wurden Ansprüche an die Welt hieraus entwickelt, welche von dieser nicht erfüllt werden konnten, denn die Welt bewundert wohl, aber sie räumt nie den Erben der bewunderten Persönlichkeit das Recht ein, hieraus Vorrechte für sich selbst, d. h. für die Erben abzuleiten. Diese Umstände erschwerten Walther den Lebensweg und erzeugten oft eine Erbitterung gegen diese Welt. Dabei kannte der edle Charakter Walthers absolut keine Selbstliebe. Das Wort Rücksicht war gleichsam die Devise seines Lebens. Er dachte, er sorgte nur für andere, aber er wachte über die Achtung, die der Erinnerung seines Großvaters gebührte. Das hat ihn auch verhindert, auf die vielfältigen und verlockenden Anerbietungen einzugehen, welche mehr als einmal den Enkeln Goethes gemacht wurden, sich bei ihren keineswegs glänzenden Vermögensverhältnissen des großväterlichen Erbes teilweise oder im Ganzen zu entäußern. Bei seiner zartbesaiteten Seele ereignete es sich dabei oft, daß er die harte Berührung der Welt in ihren Ansprüchen an seine und seiner Familie Person auf das Tiefste empfand, so daß sich dieses Gefühl fast bis zum Haß steigern konnte. Dieses eigentümliche Verhältnis zwischen Verehrung zu dem Großvater und Rücksichtslosigkeiten der Welt gaben und erhielten bei Walthern eine Schüchternheit, zu welcher ihn seine geistigen Eigenschaften keineswegs berechtigten. Auch selbst der treuesten Freundschaft gelang es nicht, ihn zu einem

Hervortreten seiner Begabung zu bestimmen, aber er bot dem, der ihn nahe kannte, den Genuß treuester Freundschaft und das in jeder Beziehung und zu allen Zeiten."

Etwas mehr als von Walther ist über Wolfgang zu sagen. Auf dringende Vorstellung der Vormünder wurde er 1835 nach Pforta auf das Gymnasium gebracht, er wurde bald aber wieder von dort fortgenommen, da sich die Mutter nicht von ihm trennen wollte. Er setzte seine Studien auf dem Weimarer Gymnasium fort und bestand dort, wenn auch vielfach durch Krankheit gehindert, am 18. September 1839 sein Abiturientenexamen mit vorzüglich. Jurisprudenz und Philologie gab er als sein Studium an, er versuchte sich auf beiden Gebieten und fügte als drittes die Dichtung hinzu. Im Jahre 1845 bestand er das juristische Doktorexamen mit einer gelehrten Arbeit. Zu praktischer Ausübung seiner Kenntnisse und Studien gelangte er nicht. Die an ihn schon vor dem Druck seiner Dissertation gelangte Anfrage wegen seines Eintritts in den weimarischen Staatsdienst lehnte er seiner Krankheit wegen ab, die ihn schon in seinen Jugendjahren arg quälte, sogar einmal dem Tode nahe brachte. Als 1850 der Gedanke wieder erwogen wurde, konnte er nicht ausgeführt werden, weil Wolfgang kein Staatsexamen gemacht hatte und Bedenken trug, sich den Chancen eines solchen zu unterwerfen.

Durch manche gewichtige Fürsprecher nach Preußen empfohlen, wurde er 1852 der preußischen Gesandtschaft in Rom attachiert, 1854 Legationssekretär und bei der zeitweiligen Abwesenheit des Gesandten Geschäftsträger; seine Berichte z. B., die direkt für den König bestimmten, wurden sehr gerühmt. 1856 wurde er Legationssekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Dresden, er erhielt 1860 den Titel Legationsrat, ließ sich aber in dem folgenden Jahre zur Disposition stellen, da seine Krankheit zu häufigen und langandauernden Urlaub nötig machte. Seitdem führte er ein irrendes Leben, war mehrfach in Italien und in Wien, mußte sich monatelang in Bädern herumtreiben, in denen er vergebens Heilung

suchte und hatte besonders nach dem Tode der Mutter seinen eigentlichen Wohnort in Weimar.

Als Philologe und Historiker erwog er zuerst große Pläne, legte händereiche Exzerpte an und verfaßte ausführliche Niederschriften über die Berührungen des Christentums und Heidentums, über einen Kommentar zu den Büchern des Dio Cassius, ferner Untersuchungen über die Glossen des Lactantius Placidus. Während keine dieser Arbeiten zum Abschluß gelangte, gedieh der seit 1862 aufgenommene Plan einer vollständigen Geschichte der Bibliothek des Kardinals Bessarion, die der Anfang eines großen Werkes über die italienischen Bibliotheken sein sollte, über die ersten Anfänge hinaus. 1869 erschien das erste Heft „Studien und Forschungen über das Leben und die Zeit des Kardinal Bessarion", dem ein zweites nie gefolgt ist. Es ist eine große, fleißige, scharfsinnige Zusammenstellungen enthaltende Arbeit, keine lesbare Darstellung, vielmehr eine etwas ungehobelte, die Mühen gar zu sehr erkennen lassende Aneinanderreihung eifriger bibliothekarischer und archivalischer Studien.

Als Dichter versuchte er sich mehrfach. Drei seiner Sammlungen sind im Druck erschienen: „Studentenbriefe, Briefe und Lieder eines alten Burschen und eines krassen Fuchses" 1842, „Erlinde" 1845, „Gedichte" 1852. Sie hatten keinen Erfolg und entmutigten ihren Verfasser. Die größere Dichtung „Erlinde" verdient nicht ganz die Nichtachtung, in die sie gefallen. Diese Geschichte einer Ilm-Nixe, die von ihrem Geliebten, dem Grafen von Berka verlassen, aus der Oberwelt verschwindet und den Grafen ins Verderben stürzt, ist interessant dadurch, daß sie dem später so eifrig betretenen Studiengebiet über den Übergang des Heidentums zum Christentum sich nähert, daß sie des Dichters Zugehörigkeit zur Romantik, besonders seine Abhängigkeit von Schelling dartut, daß sie seine innige Liebe zur thüringischen Heimat verklärt und in manchen Figuren sein Anlehnungsbedürfnis, seine Sehnsucht nach Freundschaft hervorleuchten läßt.

Für Politik hatte Wolfgang, obgleich er fast ein Jahrzehnt im

Staatsdienste gestanden hatte, kein großes Interesse. Wohl besaß er einen gewissen Sinn für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und stärkte diese Gesinnung namentlich durch die Teilnahme an dem Jubiläumsfest der Universität Jena 1858. Aber er besaß nicht Begeisterung genug, um über die Siege von 1866 zu jubeln und selbst die Einigung Deutschlands nach dem gewaltigen Kriege von 1870 ließ ihn kühl.

Er war ein kranker Mensch, scheu von Natur, scheuer geworden durch die Mißerfolge, am Leben irre, wenn auch nicht lebensmüde, durch seine beständige schmerzhafte Krankheit. Er traute sich wenig zu, machte an das, was er wirklich vollbrachte, die größten Ansprüche. Daher seine mutlos schmerzlichen Aussprüche über sein Können, sein fatales Wortspiel, das bei ihm nicht scherzhaft sein sollte: „Mein Großvater war ein Hüne und ich bin ein Hühnchen." Er lebte in einer Welt, die seine Phantasie erschuf, weil die Welt, wie sie war, ihm wenig von dem bot, was er verlangte und wie er glaubte, auch verdiente. Einer seiner Freunde hat ihn sehr gerühmt: „Er war ein großangelegter Mensch, von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreise, von eigenen Gedanken, von vornehmstem Charakter, der allezeit gesinnt und gestimmt war, zuerst seiner Pflichten eingedenk zu sein und erst nachher seiner Rechte, von aufrichtiger Menschenliebe, treu, wahr, arbeitsam.' Man mag diesem Freundesurteil wohl glauben, aber man muß hinzufügen, daß diese Eigenschaften nur den wenigen Vertrauten sich zeigten, daß für die Gesamtheit sein Leben nutzlos dahinging.

Diese Erkenntnis von seiner Überflüssigkeit, dieses Bewußtsein des großen Wollens und des geringen Könnens, diese Unfähigkeit, ein sich und den anderen befriedigendes Dasein zu führen, drückt er einmal in den resignierten Versen aus:

Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben!
Ich möchte einmal sein.

Er war längst der Welt abgestorben, ehe er zu Leipzig, wohin er

1879 zu fast ständigem Aufenthalte übergesiedelt war, in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1883 starb.

Der ältere Bruder Walther war 1839, der jüngere Wolf 1841 volljährig geworden. Sobald sie das zum vormundschaftsfreien Leben nötige Alter erreicht hatten, setzten sie bei der Regierung durch, daß Goethes Zimmer nicht weiter gezeigt wurden, wußten es zu verhindern, daß noch irgend etwas aus den Sammlungen ausgeliehen wurde, wobei es an manchen Mißhelligkeiten nicht fehlte; mit dem Sekretär Kräuter, der bisher die Verwaltung geführt, und dem Kanzler von Müller, der das ganze geleitet hatte. Sie lehnten ein Angebot des deutschen Bundes ab, Haus und Sammlungen anzukaufen, erwarben sogar von ihrer unmündigen Schwester den auf sie gefallenen Anteil. Seitdem wiesen die Brüder jedes Gesuch zurück, das Archiv zu benutzen, mochte Anfrage und Bitte kommen, von welcher Seite sie wollte, und gaben nur selten die Erlaubnis zur Besichtigung von Goethes Wohnräumen. Als Grund für diese Zurückhaltung gaben sie an: „Es ist unmöglich, daß wir die Zimmer den Fremden öffnen: wir haben keinen steinernen italienischen Palast, sondern ein hölzernes Thüringer Haus, das es einfach nicht aushalten würde."

Der Grund ihrer Weigerung, die handschriftlichen Schätze anderen zur Verfügung zu stellen, lag einerseits in der Furcht, daß unzarte Veröffentlichungen erfolgen könnten, — wogegen sie sich ja recht wohl durch eine Art Zensur hätten schützen können — andererseits in der von ihnen festgehaltenen Fiktion, daß sie nicht die Eigentümer, sondern nur Verwalter des Goetheschen Hausschatzes seien. Sie nahmen es den Besitzern von Goethes Briefen und denen, die aus öffentlichen Bibliotheken Goethesche Handschriften zu benutzen in der Lage waren, gewaltig übel, daß diese, was damals rechtlich gestattet war, solch ungedruckte Stücke dem Publikum mitteilten. Damit, so meinten sie, geschähe nicht nur ihrem Rechte Abbruch, sondern würde auch das Andenken des Verstorbenen verletzt, und sie wollten niemals die Anschauung gelten lassen, daß die Aufdeckung

solcher Lebensbeziehungen eine notwendige Voraussetzung zur Erkenntnis des Wesens des unvergleichlichen Mannes sei.

Während sie diesen Standpunkt festhielten, sahen sie sich andererseits nicht als die Berufenen an, selbst den Schatz zu heben, der ihrer Obhut anvertraut war. Die großen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß geschahen in den Jahren 1832—1840, also zur Zeit ihrer Minderjährigkeit, erfolgten auf Grund testamentarischer Bestimmungen Goethes; den mannigfachen Publikationen Riemers und Eckermanns standen sie gewiß fern; dagegen gaben sie zu Schuchardts Katalog der Goetheschen Kunstsammlungen „ihre ausdrückliche Zustimmung". Nur selten begünstigten sie andere Arbeiten oder ließen gleichsam unter ihrer Aufsicht einzelnes herausgeben. So gestatteten sie dem eben genannten Schuchardt, dem ihnen eng verbundenen Konservator der Kunstschätze 1858 eine neue Ausgabe der italienischen Reise, waren aber unendlich konservativ in ihrer Aufforderung, den Text in seiner Originalität zu wahren. Preller, der eine Biographie H. Meyers zu schreiben beabsichtigte, gewährten sie zwar Einblick in die Briefe des wackeren Künstlers und Kunstgelehrten, schärften ihm aber ein, die Exzerpte aufs notwendigste zu beschränken. Dann ließen sie 1861, mit Autorisation und in Verbindung mit dem Großherzog von Weimar, den Briefwechsel Goethes mit Karl August erscheinen. Zwar in sehr vornehmer Ausstattung, in der Bearbeitung jedoch völlig ungenügend, ohne jeden wissenschaftlichen Apparat, mit willkürlicher Auslassung wichtiger Briefe und auch nicht mit der erforderlichen Korrektheit der Texte. Damals bemerkte Wolf: „Umfassendere Mitteilungen aus unserem Familienarchiv werden vorbereitet. In gewissem Sinne freue ich mich, daß wir mit denselben so lange gewartet haben, bis der Großvater doch immer mehr als eine ernste historische und moralische Erscheinung, nicht mehr bloß als literargeschichtliches Phänomen aufgefaßt wird," mußte aber hinzufügen: „Freilich ist durch unser Abwarten erfolgt, daß Vieles von Fremden fragmentarisch mitgeteilt worden ist, was wir aus dem Ganzen geben könnten."

Früher (1851) war der Briefwechsel mit Knebel erschienen, zu dem sie das Manuskript gleichfalls mit vielen Auslassungen geliefert hatten; 1850 hatten sich die Familien Reinhard und Goethe zur Herausgabe des Briefwechsels ihrer Vorfahren vereinigt. Die beiden letzteren Sammlungen gewiß ungemein wichtige Gaben; überblickt man alle, so kann man freilich nicht umhin, zu gestehen: aus einer so reichen Hinterlassenschaft für ein Vierteljahrhundert recht wenig.

Die Unlust der Brüder zu Publikationen mag außer der Erkenntnis von ihrer Unfähigkeit zu solchen Arbeiten und außer den schon oben erwähnten Motiven, auch durch die üblen Erfahrungen veranlaßt worden sein, die sie bei einer Musterung der handschriftlichen Schätze machen mußten. Frau Ottilie, überhaupt eine schlechte Haushälterin, ließ sich auch dem Nachlasse ihres Schwiegervaters gegenüber grobe Nachlässigkeit zuschulden kommen. Sie war gar manchen Bitten um Überlassung von Reliquien allzusehr zugänglich, so daß durch ihre Schwäche und Gutmütigkeit manch wichtiges Blatt aus dem Goetheschen Hause kam und recht Vieles, darunter Bedeutsames, ist durch das nicht übermäßig gewissenhafte, in einigen Fällen vielleicht sogar unredliche Verfahren untergeordneter Organe aus dem Heiligtum entfernt worden. Solche Erfahrungen mahnten die Erben zur Vorsicht. Daraus ist es zu erklären, daß sie, ganz abgesehen davon, daß sie überhaupt nicht sehr bereitwillig waren, weiteres zu edieren, mit einer übergroßen Peinlichkeit Musterung hielten unter den etwa zu dem Amte Befähigten und von vornherein mit einer kleinlichen Rigorosität alle Weimaraner, die gewiß in erster Linie dazu berufen gewesen wären, und alle diejenigen ausschlossen, die sich auf dem Felde solcher Editionstätigkeit bereits versucht hatten. Ihre Wahl fiel auf einen österreichischen Geistlichen, den Professor Bratranek, einen gewiß recht wackeren, aber zu solchem Amte völlig untauglichen Mann. Weder die Auswahl der von ihm publizierten Stücke, noch die Art der Herausgabe kann man eine glückliche nennen. Die von ihm edierten „Neuen Mitteilungen aus J. W. Goethes handschriftlichem Nachlaß", von denen

drei Bände im Druck ausgingen, nämlich die naturwissenschaftliche Korrespondenz und der Briefwechsel mit den Brüdern Humboldt, sind gewiß nützliche Sammlungen, aber nichts weniger als die interessantesten Gaben, die der reiche Briefschatz aufwies. Es sind kärgliche Brosamen aus einem reichen Besitztum. Besonders aber wurden diese Bände durchaus nicht in der gewissenhaften und kritischen Weise dargeboten, in der Publikationen aus dem Goethe-Archiv hätten erscheinen sollen. Es war kein Unglück, daß diese Sammlung, die übrigens buchhändlerisch einen totalen Mißerfolg bedeutete, nicht fortgesetzt wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Erben der Nation gegenüber einen ganz falschen Standpunkt einnahmen. Man wird ihnen zwar ewig danken dafür, daß sie die geistige Hinterlassenschaft des Großvaters nicht zerstückelten, aber es war ein schweres Unrecht, daß sie von ihrer Volljährigkeit an, länger als 40 Jahre, das Archiv der Forschung verschlossen. Ottilie, die die Söhne in dieser Gesinnung erzog, war als die Urheberin solcher Grundsätze allerdings die Hauptschuldige. Es war kurzsichtig und töricht von ihr, wenn sie 1849 schrieb: „Deshalb weiß ich auch, was ich im allgemeinen von der Goetheverehrung zu halten habe. Worte und wieder Worte." Sie in ihrer auch geistig etwas leichtsinnigen Art, in ihrer gründlicher Arbeit und emsigem Versenken in einen Stoff durchaus feindlichen Manier, hatte nicht das geringste Recht, die bei den Edelsten vorhandene echte Begeisterung und das von vielen sehnsüchtig geäußerte Verlangen, mehr von Goethe zu erfahren, zu belächeln oder gar zu verachten.

Aber fast mehr noch sind die Enkel zu verurteilen, als Ottilie. Denn diese war trotz ihres geistsprühenden Wesens eine gänzlich unliterarische Natur, die Söhne, wenigstens der jüngere, waren philologisch gebildete Männer. Es wäre ihre Pflicht, nicht nur ihr schönes Vorrecht gewesen, den einseitigen und kleinlichen Standpunkt der Enkel, die eben nur von ihrem Großvater etwas wußten, aufzugeben, sie hätten sich vielmehr überzeugen müssen, daß die Nation gegen ihn und sein Andenken nicht nur Pflichten,

sondern daß sie auch Rechte auf seine Werke und seinen Nachlaß hatte.

Als ich im Jahre 1880 den ersten Band des Goethe-Jahrbuchs veröffentlichte, wurde ich von den beiden Trägern des Goetheschen Namens zur Überreichung dieses Bandes zugelassen. Ich war Wolfgang kein Fremder. 1877 hatte ich ihn um seine, nur als Manuskript gedruckte Schrift über Kardinal Bessarion gebeten und diese auch mit einem höchst schmeichelhaften Briefe erhalten. Seitdem waren wir über Fragen, die unser gemeinsames Arbeitsgebiet, die Renaissance betrafen, in gelegentlicher Verbindung geblieben.

Nun trat ich in einer Eigenschaft an die Brüder heran, die diesen unwillkommen war, denn jeder, der sich mit Goethe beschäftigte, besonders wenn er auch Handschriftliches zu edieren gesonnen war, erschien ihnen als Eindringling oder geradezu als Feind. Die Unterredung mit den beiden Brüdern in einem der Mansardenzimmer des Goetheschen Hauses steht mir in lebhafter Erinnerung. Die beiden Sechziger machten mir einen greisenhaften Eindruck und erschienen als gehörten sie einer anderen Welt an. Meine Gabe wurde freundlich angenommen, aber ein Gespräch über das Goethe-Archiv, das sich doch naturgemäß bei einer solchen Neuerscheinung hätte ergeben müssen, knüpfte sich nicht daran. Vielmehr waren die Brüder offensichtlich bestrebt, die Unterhaltung auf andere Themata zu lenken, sie sprachen von Paul Heyse, von Berliner Schriftstellern, von literarischen Vorgängen des Tages, in denen sie sich wohl unterrichtet zeigten, bis ich endlich, durch derartige Unterhaltungen, die ich mit jedem anderen, als gerade mit Goethes Enkeln zu führen willens war, erbittert, resolut die Frage an sie richtete, wie sie sich zu dem Goethe-Jahrbuch stellen würden. Ohne zudringlich und weitschweifig zu werden, setzte ich ihnen auseinander, daß ich mir das Goethe-Jahrbuch als Zentralorgan, nicht nur der Forschung, sondern auch der Neuen Mitteilungen gedacht hatte und daß dieses durch ihren Beitritt sowohl eine höhere Weihe, als einen gewichtigeren Inhalt erlangen würde. Für mich verlangte ich durchaus nichts, forderte weder Einlaß in die geweihten

Hallen, noch machte ich Vorschläge, welcher Art und welchen Inhalts die Beiträge der Goetheschen Erben sein sollten, noch erhob ich etwa den Anspruch, irgendwie als Editor aufzutreten. Aber trotz meiner Zurückhaltung erhielt ich durchaus keine bestimmte Zusage, sondern nur die schwache Vertröstung, sie würden etwas schicken, „wenn sich in den Papieren des Großvaters etwas fände". Ich hatte selbstverständlich immer nur von Goethe geredet; die Enkel wußten nur von ihrem Großvater.

Und es fand sich etwas. Freilich keine Kostbarkeiten ersten Ranges, wie seit dem siebenten Bande des Goethe-Jahrbuches und in den etwa 130 Bänden der Weimarer Goethe-Ausgabe seitdem immer wieder an das Tageslicht gefördert worden sind, sondern „Nachträge zu den Goethe-Korrespondenzen im Auftrage der v. Goetheschen Familie herausgegeben von Bratranek". Solche Beiträge enthielten Band 3, 4, 5, und zwar Briefe Klingers, der Fürstin Gallitzin und ihres Kreises, Charlottes von Schiller, Körners, der Frau von Stael, Familie Voß und einige Kleinigkeiten. Gewiß waren das wertvolle Stücke, aber verhältnismäßig wenige Briefe von Goethe. War schon die Auswahl keine derartige, daß man darin das Streben erkennen konnte, das wirklich Bedeutendste dem Publikum zu bieten, so war die Art der Herausgabe durch den Vertrauensmann der Familie so durchaus ungenügend, daß die Wahl dieses Herausgebers als eine höchst bedauerliche erklärt werden muß. Denn er besaß durchaus keine Akribie, verachtete mit einer gewissen Souveränität die Anmerkungen, so nötig sie auch oft waren, beharrte dabei mit impotentem Eigensinn auf seiner Manier der Belegstellen, die zur Erklärung der Briefe ganz überflüssig waren, und lehnte mit unverständlicher Hartnäckigkeit jeden Zusatz und jeden Veränderungsvorschlag ab, der ihm gemacht wurde.

Der letzte dieser Beiträge erschien in dem 1884 veröffentlichten fünften Bande. Das Erscheinen des sechsten Bandes erlebte Walther von Goethe nicht mehr, — Wolfgang war ja schon vorher gestorben, — er starb am 13. April 1885.

War sein Leben in gewisser Weise ein verfehltes gewesen, die Art

seines Todes oder richtiger der Edelsinn, mit dem er gewiß im Einverständnis mit seinem Bruder, mit dem diese Dinge reiflich erwogen worden, seine Schätze Weimar überließ, sühnte sein Leben.

Denn sein Testament lautete also: „Ich ernenne zum Erben des Goetheschen Familienarchives, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihre Königliche Hoheit, die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen. Es umfaßt gedachtes Archiv die großväterlichen Schriftstücke, Akten usw., ferner das Privatarchiv meines Großvaters wissenschaftlichen, poetischen, literarischen, administrativen, familiären Inhalts, sowie alle von meinen Familiengliedern herrührenden persönlichen Papiere, soweit sie sich in dem gedachten Archiv vorfinden. Möge Ihre Königliche Hoheit, die Frau Großherzogin, dieses, mein Vermächtnis, ich sage besser: dieses Goethesche Vermächtnis in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird, als ein Beweis tief empfundenen weil tief begründeten Vertrauens."

Das Goethesche Haus und die darin befindlichen Kunstsammlungen wurden durch dasselbe Testament dem Staate Weimar hinterlassen.

In welcher Weise der weimarische Staat, in welcher Art die Großherzogin Sophie, nach ihrem Tode der Gatte und nach dessen Hinscheiden der Enkel die ihnen gewordene großartige Gabe verwalteten und verwerten ließen, ist allbekannt. Aus den bescheidenen Räumen, die zuerst im Weimarer Schlosse der handschriftlichen Hinterlassenschaft, dem Archiv eingeräumt waren, aus dem stolzen Bau, der jetzt für dieses Archiv eingerichtet ist, sind bereits, wie erwähnt, 130 stattliche Bände der neuen, erst durch die Benutzung des gesamten handschriftlichen Nachlasses möglich gewordenen großen Goethe-Ausgabe hervorgegangen; mehr als ein Dutzend Bände der Schriften der Goethe-Gesellschaft verdanken dieser fast unerschöpflichen Fundgrube ihren Inhalt; der Erstdruck vieler Dutzende von Goethes Briefen, gar mancher wertvollen Reden, Gedichte, Abhandlungen, dramatischer Fragmente und ähnliches; viele hunderte der an ihn gerichteten Episteln sind in den seit 1886 erschienenen 23 Bänden des Goethe-Jahrbuchs veröffentlicht worden.

So sind die von Goethe gesammelten, von den Enkeln treu behüteten Schätze zu einem wahrhaften Nationaleigentum geworden, so hat die Zurückhaltung und Entsagung der Enkel, wenn sie vielleicht auch aus falsch verstandener Pietät hervorgegangen war, reichen, unvergänglichen Segen gestiftet. Gar mancher hätte wohl gewünscht, daß es diesen beiden Männern, die nach einer glücklichen Jugend so wenig freudige Tage gehabt haben, vergönnt gewesen wäre, die tausendfältige Frucht anzuschauen, die aus ihrer Saat gesproßt. Dann hätten sie sich überzeugt, daß die Verehrung, die man dem Altmeister zollt, eine echte, daß die Beschäftigung mit ihm keine Mode- und Parteisache ist, nicht zur Befriedigung der Klatschsucht und des philologischen Kleinkrams dienen soll, sondern aus dem Streben herausquillt, den ganzen großen Menschen in seiner Universalität zu begreifen, an seinen Dichtungen sich aufzurichten, seinen großen wissenschaftlichen Leistungen den gebührenden Platz anzuweisen.

Aber wenn sie auch nicht die Wirkung ihrer unvergleichlichen Gabe schauen konnten, so bleibt der Dank aller geistig Strebenden ihnen geweiht, ein Strahl der Unsterblichkeit, der von dem Allgewaltigen ausgeht, fällt auch auf sie.



Goethe und Eckermann

Gemalt von Schmeller

(Großherzogliche Bibliothek in Weimar)

3. Haus und Hausverwandte.

I.

Geselligkeit und Feste.

Goethe war eine gesellige Natur. Der freie Junggeselle sah Charlotte von Stein sowie andere Freunde und Freundinnen zum einfachen Mahle und heiterer Zusammenkunft gern bei sich. Stiller wurde dieses häusliche Treiben, seitdem er durch die Gnade des Herzogs zuerst im Jägerhaus, seit 1792 in dem ehemaligen Helmershausenschen Hause am Frauenplan ein eigenes Heim erhalten hatte. Das Gartenhäuschen, das so viele stille und laute Freuden gesehen hatte, wurde nun Sommerwohnung oder Absteigequartier.

Von 1789 bis 1806, während der Zeit des großen Interregnums, trat naturgemäß eine Pause ein. Denn wenn es auch gesellige Häuser ohne Hausfrau gibt, mag nun ein vornehmer Junggeselle glanzvolle Feste veranstalten oder ein Witwer nach dem Ablauf der Trauerzeit die Traditionen seiner früheren besuchsfrohen Epoche fortsetzen, die wahre Vorsitzende der Gesellschaft ist doch die Frau. Die „Mamsell", wie die bösen Weimaraner Christiane titulierten, konnte, ja wollte auch in ihrer Bescheidenheit und ihrer von ihr selbst erkannten Gesellschaftsunfähigkeit nicht Präsidentin sein. Hätte Goethe den vornehmen Frauen Weimars oder den Fremden das Ansinnen gestellt, unter dem Vorsitz seiner Hausdame bei ihm zu soupieren, so hätte er sicherlich die stärkste Ablehnung erfahren. Daher war das Haus am Frauenplan zuerst ziemlich verödet; von frohen Festen erscholl lange keine Kunde.

Erst nachdem sich der Unmut gelegt, begann Goethe wieder größere Gesellschaften zu geben. Eine glänzende Aufnahme fand bei der Anwesenheit der Sophie Laroche, der alten Jugendfreundin Wielands, in deren Hause auch Goethe sehr angeregte Stunden zugebracht und sein Herz lauter schlagen gefühlt hatte, statt (Juli 1799). Charlotte von Stein berichtet darüber: „Gestern aß ich mit der Laroche bei Goethe, es war ein empfindsames Diner; wir mußten uns jedes nach unseren Namen auf dem Couvert setzen, und Nachbarn oder vis à vis, eines oder das andere, waren am

schicklichsten zur Unterhaltung ausgesucht. Auf dem Tisch standen anstatt der Gerichte Blumennäpfe mit raren Gewächsen und Bouteillen mit Wein dazwischen. Die Unterhaltung ging gleich auf die Blumen, und nach einer Weile wurden uns vorgelegte Speisen gebracht. Gegen das Dessert erhob sich eine unsichtbare, sanfte Musik, und endlich trug man schöne Früchte und wohlgestaltete Kuchen auf den Tisch zwischen die Blumenstöcke, die auch Carlchen und Ernstchen würden interessiert haben."

Bis zu dem Zeitpunkt, da sich die Stimmung der Weimarer Damen einigermaßen beruhigt hatte, gab es nur Männergelage. Das Wesen der Geselligkeit war für Goethe nicht, wie für so viele inferiore Menschen, ein Schwelgen und Schwatzen, vielmehr leitete ihn das Wort, das er einmal Schiller gegenüber brauchte: „Wenn sich die Gleichgesinnten nicht anpassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden?"

Die ersten derartigen Zusammenkünfte waren die der sogenannten Freitagsgesellschaft. Der Plan war von Goethe ausgegangen 1. Juli 1791. Man wollte eine zwanglose gelehrte Geselligkeit bilden, in der das Präsidium abwechselnd von den einzelnen Mitgliedern geführt würde, und jeder die Pflicht übernähme aus seinen wissenschaftlichen oder literarischen Arbeiten den Versammelten ein interessantes Kapitel mitzuteilen. Man versammelte sich jeden Monat einmal. Die erste Sitzung fand bei der Herzogin-Mutter statt, die übrigen Zusammenkünfte häufig oder meist in Goethes Hause. Die ersten Mitglieder waren außer dem Anreger: Voigt, Wieland, Bertuch, Knebel, Bode, Einsiedel, Herder, Bucholz. Schon im Jahre 1791 hatten sich Böttiger, Kästner und Hufeland dazu gemeldet. Über zwei Sitzungen aus dem September und Oktober 1791 gibt es genauere Nachrichten. Goethe selbst leitete die Sitzungen ein und gab einzelne gelehrte Mitteilungen. Bucholz und Voigt beteiligten sich durch mannigfache Beiträge, Knebel steuerte eine Anfrage bei. Goethe hielt ferner Vorträge über Optik und über den Stammbaum Cagliostros. Im Jahre 1794 las er einige Wochen hindurch jedesmal einen Gesang der Ilias in

Vossens Übersetzung vor. Dabei wurden von den Zuhörern Fragen aufgeworfen und von den einzelnen oder von dem Vorleser beantwortet.

Es scheint, daß in dem folgenden Jahre eine Unterbrechung eintrat; erst gegen Ende 1795 wurden die Zusammenkünfte, diesmal sicher in Goethes Hause, wieder aufgenommen. Ein Bericht Goethes darüber muß, wenn er auch etwas resigniert lautet, wegen seines wichtigen Inhaltes mitgeteilt werden. (3. Dezember 1795): „Die Freitagsgesellschaft hat wieder angefangen, sodaß also das Licht der Kenntnisse, das übrigens ziemlich unter dem Scheffel steht, wenigstens einmal die Woche in meinem Hause leuchtet. Ich habe den Gedanken gehabt, die vielerlei Zweige der Tätigkeit in unserm kleinen Kreise in ein Schema zu bringen und will die Gesellschaft bewegen, die einzelnen Notizen auszuarbeiten. Diese Kunst- und wissenschaftliche Republik sieht bunt genug aus und besteht wie die deutsche Reichsverfassung nicht durch Zusammenhang, sondern durch Nebeneinandersein, wie Sie selbst davon eine anschauliche Kenntnis haben." Die Gesellschaft blieb auch in Goethes Abwesenheit bestehen. Am 3. März 1796 heißt es in einem Briefe an Voigt von Jena aus: „Daß Sie die Freitagsgesellschaft aufrecht zu erhalten die Güte haben, ist Ihrer edlen Neigung gemäß, das was einmal lebt und webt für das was es ist zu schätzen und nach Möglichkeit zu befördern und zu erhalten; da leider so viele Menschen etwas, das sich regt, nur mit dem Auge des Jägers ansehen, der sogleich dahinter her ist um es zu zerstören."

Karl August nahm mehrfach an den Sitzungen teil. Zu den Mitgliedern gehörten außer Goethe als Vorsitzendem und Minister Voigt als dem stellvertretenden Leiter, sowie den schon obengenannten ersten Mitgliedern: K. W. Freiherr von Fritsch, Regierungsrat seit 1793, J. H. Meyer, Goethes Landsmann, der Maler G. M. Kraus, der Arzt Christian W. Hufeland, der Gymnasialprofessor Joh. F. Kästner. Unter den Gästen, die gelegentlich erschienen, sind zu nennen, die Jenaer Professoren Batsch, Griesbach, Lenz, Graf Beust, A. F. C. von Ziegesar, J. K. W. Voigt, der Bruder

des Ministers, Prinz August von Gotha und endlich Wilhelm von Humboldt. Gerade dieser, der 1794 anwesend war, gab Schiller begeisterte Berichte von Goethes Homervorlesungen. Durch die Worte Schillers angeregt, wollte Goethe seiner Ausgabe des Briefwechsels mit Schiller eine Anmerkung auch über diese Sozietät hinzufügen. Aus dieser Anmerkung sei die Stelle über die Homervorlesungen hier mitgeteilt: „Nun war damals die Vossische Übersetzung der Ilias an der Tagesordnung und über die Lesbarkeit und Verständlichkeit derselben mancher Streit, daher ich denn nach alter Überzeugung, daß Poesie durch das Auge nicht aufgefaßt werden könne, mir die Erlaubnis ausbat, das Gedicht vorzulesen, mit dem ich mich von Jugend auf mannigfaltig befreundet hatte. Daß mir nun das rhapsodische Metier nicht ganz mißlungen, davon gibt Herrn von Humboldts Erwähnung gegen Schillern das beste Zeugnis, welches diesen bewog, einen gleichen Vortrag von mir gelegentlich zu verlangen." Über den großen Eindruck gerade dieser Vorlesungen weiß Böttiger zu melden: „Die härtesten Stellen wurden durch Goethes treffliche Deklamation und richtig wechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde."

Dieses Verlangen, sich Männern mitzuteilen, hielt nur so lange an, wie ein Gleichgestimmter fehlte, einer, mit dem man über alles reden, dem man alles vertrauen konnte. So wenig vor der italienischen Zeit, in der Epoche der engen Gemeinsamkeit mit Charlotte und Herder dies Bedürfnis nach dem Zusammensein mit anderen sich eingestellt hatte, so wenig war ein Klub nötig, seit in Schiller der Vertraute gefunden war, der an allem teilnehmen durfte und das innigste Verständnis für alles bewies.

Einen Widerspruch gegen das Gesagte darf man nicht in der Tatsache sehn, daß Goethe mehreren Klubs angehörte. Denn diese Angehörigkeit bestand bei ihm, wie bei den meisten, darin, daß er einen Beitrag zahlte; wer einen Namen hat und nicht verdächtig ist, Unterstützung von der Armenkasse zu beziehen, weiß, welcher Beharrlichkeit, mitunter selbst Grobheit es bedarf, um nicht die

Mitgliedskarten zu geselligen Vereinen bergehoch sich auftürmen zu sehen.

Das kleine Weimar hatte einen adligen und bürgerlichen Klub. Beide ließen sich den vornehmen Mann nicht entgehen, der eine Weile zahlte, selten oder gar nicht erschien und die erste Gelegenheit ergriff, um zu verschwinden.

Ein Vorkommnis in dem adeligen Klub (1799) zeigt, mit welchen Kleinlichkeiten Goethe sich abzuplagen, welchen Ungebührlichkeiten vornehmer Junker er zu begegnen hatte. Herr von Wolfskehl als Vorsitzender dieses Klubs teilte den Genossen mit, daß der Theatersaal für die Redoutenabende statt am 31. Januar erst am 8. Februar zu haben sei, weil in den letzten Januar- und den ersten Februartagen der Saal für die Proben der „Piccolomini" gebraucht würde. Zwei Mitglieder des Klubs, ein Herr von Hendrich und der Regierungsassessor von Seckendorf, hatten, statt einfach zu unterzeichnen, sich nicht entblödet, die Bemerkung hinzuzufügen, daß der dreißigjährige Krieg mehr Störung in die Gesellschaft bringe als der gegenwärtige französische. Eine derartige Äußerung mußte Goethe als eine Respektlosigkeit gegen seinen Freund Schiller und als eine Verhöhnung seiner, des Theaterdirektors Autorität betrachten, und er schrieb deshalb nachstehende, recht energische Abfertigung an den Vorsitzenden der Vereinigung: „Die Hochachtung, die ich Ew. Hochwohlgeb. überhaupt und besonders auch als Vorsteher des Clubs schuldig bin, gebietet mir das Zirkular, statt es weiter zu befördern, wieder in Ihre Hände zu bringen, indem es sich weder für mich ziemt die Äußerungen der Herrn Präsentanten mit Stillschweigen zu übergehen, noch etwas dagegen zu versetzen, vielmehr kann ich die Beurteilung dieses Tons und dieser Manieren Ew. Hochwohlgeb. eignem Gefühl am sichersten überlassen. So wie ich überzeugt bin, daß der größere Teil der Clubgesellschaft, der doch auch aus Theaterfreunden besteht, sich gern eine kleine Aufopferung wird gefallen lassen um die Bemühungen zu sekundieren, die man sich giebt bei einem Feste, das uns allen so teuer ist, eine anständige Representation unter so mancherlei Schwierigkeiten hervorzubringen."

Auch einem bürgerlichen Klub gehörte Goethe an. Freilich scheint er sich auch hier an den Sitzungen oder Vergnügungen verhältnismäßig wenig beteiligt zu haben. Nur zwei Aktenstücke über seine Zugehörigkeit haben sich erhalten; das eine (1799), in dem er, ebenso wie der Bürgermeister Schulze, gegen die Verteilung von Holz durch den Klub stimmte, diese vielmehr der Armendeputation überlassen wollte — und das andere (Juni 1800), in welchem er seinen Austritt erklärte, „da er künftig so wenig wie bisher an den Zusammenkünften des Klubs werde Anteil nehmen können".

Höchst wichtig und ganz unbeachtet ist der im Jahre 1804 auftretende Plan einer Gesellschaft für deutsche Sprache.

Der Plan wird in folgender Weise dargelegt: „Hiezu wünsche ich, daß sich im Stillen eine kleine Societät zusammentäte, nicht zu einem Kleien- sondern womöglich Weizenverein. Unser Voß müßte präsidieren, die Herren Eichstädt, Fernow, Voß, der Sohn, würden sich anschließen und Schiller und ich nach unserer Weise nicht unwirksam bleiben.

Man vereinigte sich leicht über den schon ausgesprochenen Hauptzweck, ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch zusammen zu bringen, wozu ja unser Voß so vortrefflich vorgearbeitet hat, daß er auch ganz allein das Werk zu vollbringen im Stande wäre.

Man vereinigte sich sodann über einen zu erlassenden Aufruf wegen der Idiotiken; diesem wäre freilich schon die möglichste Bedeutsamkeit zu geben. Man teilte Deutschland in Provinzen ein, je nachdem sie sich verschiedener Dialekte bedienen, man zeigte an, von welchen Gegenden Idiotiken vorhanden sind, bezeichnete ihren Wert und zöge die nötigen Linien zur Anleitung für künftige Sammler. Man forderte diejenigen auf, die sich bisher im Stillen mit diesem Geschäft abgegeben, mit in Verbindung zu treten und so sähe man, in wiefern sich nach und nach eine Masse von Liebhabern sammelte, welche den Stoff herbei zu führen geneigt wäre."

Die Gesellschaft scheint freilich nicht in Wirksamkeit getreten zu sein.

Bei dieser deutschen Gesellschaft war, wie erwähnt, auch an Schiller gedacht, denn dieser, trotz seiner Kränklichkeit, seiner fast

übermäßigen Beschäftigung, war in noch viel höherem Grade als sein großer Freund eine gesellige Natur. Ein Zeugnis dafür ist die von ihm geplante neue gesellschaftliche Verbindung, die Anfang 1803 in Aussicht stand. Zu gleicher Zeit suchten, ohne von einander Kenntnis zu haben, Schiller und Karl August einen Klub zu begründen, der sich Sonnabend abends nach der Komödie in einem Zimmer des Stadthauses versammeln sollte.

In der Epoche von 1794—1805 kann man ohne Übertreibung Schiller als die Gesellschaft unseres Helden bezeichnen.

Durch Schillers Annäherung kam ein neues Element, wie in Goethes Denken und Arbeiten, so auch in sein Haus.

Gewiß war dieser von dessen Einkehr Goethe eine neue Epoche seines Lebens datierte, für ihn ein Engverbundener; aber das ganze Kapitel Goethe und Schiller gehört doch nicht recht in dieses Buch. Denn der jüngere Freund war eine viel zu selbständige eigenartige Natur, als daß er zu der Rolle eines Begleiters, eines Zugehörigen paßt. Außerdem aber darf man sich vor der Tatsache nicht verschließen, daß bei aller Hochachtung des Älteren für den Jüngeren, bei aller Ehrerbietung, die dieser jenem zollte, etwas Unausgeglichenes Fremdes in dem Verhältnis liegt, das eine wirkliche Intimität nicht gestattete. Die beiden Freunde blieben sich zeitlebens Objekte der Beobachtung und des Studiums. Trotz allen edlen geistigen Zusammenhangs dauerte ein persönlicher Gegensatz fort, der in herben Aussprüchen Schillers über Goethes Wesen, seine Lebensweise, sein Haus zum Vorscheine kam. Das was Goethe in seinem Meyer und Zelter gefunden hatte und später finden sollte, gewann er in Schiller nicht: den brüderlichen innig freundschaftlichen Vertrauten.

Manche Umstände verhinderten, daß dieses Geistesbündnis sich zu einer engen Seelenvereinigung gestaltete: zunächst die Erinnerung an eine lange Feindseligkeit, von der beide sich nicht recht befreien konnten. Goethe war befremdet, ja verletzt, durch die Art, wie Schiller seinen Egmont verkannt und herabgesetzt hatte, durch die ganze Richtung des Freundes, der eine von ihm überwundene Sinnesart

wieder eingeführt und mit falschem Schimmer umgeben hatte. Dazu kam der Altersunterschied, der in höheren Jahren völlig verschwunden wäre, in der Epoche des Zusammentreffens sich sehr stark fühlbar machte. Und endlich trat störend Schillers superiore Natur ein.

Mit der letzteren Bemerkung geschieht Goethe kein Unrecht. Denn man kann nicht leugnen, daß er gewohnt war, zu herrschen. Gewiß ließ er sich auch beeinflussen und leiten — man denke vor allem an Herder — aber der, dem er sich beugte (und dafür ist grade Herder das typische Beispiel), mußte seine Hauptbedeutung auf einem andern Gebiete haben.

Das was ihn von Schiller in gemessener Entfernung hielt, was ihn schriftlich und wohl auch mündlich nicht zu jenen traulichen Ergießungen gelangen ließ, wie wirklich Intimen gegenüber, war außer den angegebenen Momenten grade Schillers Größe, die Hoheit seines Gedankenflugs, seine dichterische Individualität. Dies alles gestattete, ja erzwang Bewunderung. Für Schillers sittliche Erhabenheit, seine Entfernung von allem Gewöhnlichen und Gemeinen, für seinen Seelenadel besaß Goethe die innigste Verehrung, aber grade diese über das gewöhnliche hinausgehenden Eigenschaften waren schuld, daß Schiller niemals so recht einen Platz unter denen einnehmen konnte, die der ältere Freund und wir mit ihm als die „Seinen" bezeichnete.

Daher muß man sich an dieser Stelle bescheiden, nur den geselligen Verkehr der Freunde kurz zu registrieren und auch dabei wird man betonen müssen, daß das frischere frohere Leben in Schillers und nicht in Goethes Haus herrschte, daß der Austausch reger, die Beziehungen inniger waren, so lange die Freunde an verschiedenen Orten weilten. Kam Goethe nach Jena, so atmete er freier. Nach den lästigen Amtsgeschäften und den Hofqualen gab er sich produktiver Arbeit, wissenschaftlichen Studien, dem Verkehr mit Gelehrten und alten Freunden hin. Er hatte manches in sich aufgespeichert, das zur Aussprache lockte, manches angefangen, das erst durch Vorlesen für ihn selbst greifbare Gestalt gewann — in Schillers Haus, das durch die anmutige feinsinnige Hausfrau belebt und für

den Gast besonders reizvoll war, herrschte ein ununterbrochener Ideenaustausch; es war ein frisches, vielleicht manchmal auch scharfes Geistesturnier, das man leider im einzelnen nicht zu schildern vermag.

Im Hause am Frauenplan dagegen, in das der Jenenser Professor übrigens selten genug herüberkam, ging es gemessener her. Der Gast fühlte sich durch die Verhältnisse, die er niemals billigte, einigermaßen gedrückt, infolge seiner ewigen Kränklichkeit ruhebedürftig und doch durch die mannigfachen Rücksichten, die er auf die nähere und fernere Umgebung nehmen mußte, aus seiner gewohnten Behaglichkeit und Heiterkeit gezogen.

Die erste Zusammenkunft wurde durch Goethe veranlaßt. Als der Hof im September 1794 nach Eisenach ging, schrieb er: „Ich werde 14 Tage so allein und unabhängig sein, als ich sobald nicht wieder vor mir sehe. Wollten Sie mich nicht in dieser Zeit besuchen? Bei mir wohnen und bleiben? Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir besprächen uns in bequemen Stunden, sähen Freunde, die uns am ähnlichsten gesinnt wären und würden nicht ohne Nutzen scheiden. Sie sollten ganz nach Ihrer Art und Weise leben und sich wie zu Hause möglichst einrichten."

Schiller kam. Und Goethe meldete dem getreuen Meyer: „Schiller ist jetzt bei mir, und von sehr guter Unterhaltung insofern es seine Krankheit erlaubt." Es waren 14 angeregte Tage, vom 13.—27. September. Schiller war, soweit es seine Gesundheit zuließ, beständig mit Goethe zusammen, an einem Tage ununterbrochen von 12 Uhr vormittags bis 11 Uhr abends; „Es wird mir Zeit kosten", so äußerte er nach der Heimkehr, „alle Ideen zu entwirren, die sich in mir aufgeregt haben, aber keine einzige hoffe ich, soll verloren gehen." — Von einem zweiten drei Wochen währenden Besuche in Weimar 1796 zur Zeit von Ifflands Gastspiel gibt es keine irgendwie charakteristische Äußerung.

Das Wesen dieses einzigartigen Verkehrs drückte Goethe einmal so aus: „Wieviel vorteilhafter ist es, sich in andern als in sich selbst zu bespiegeln." (18. Februar 1795.)

Schiller war dann wieder 1797 einige Zeit in Weimar, auch 1799 bei der ersten Darstellung des Wallenstein. Die in demselben Jahre erfolgte Übersiedlung nach Weimar belebte die Geselligkeit. Vielleicht beziehen sich darauf die am 1. Oktober an Voigt gerichteten Worte: „Ich habe einige kleine gesellschaftliche Pläne, die ich mit Ihnen bei meiner Rückkunft besprechen will."

Nun könnte man leicht mit Zuhilfenahme von Goethes Tagebuch und dem Briefwechsel der beiden Geistesheroen sämtliche Abende bezeichnen, an denen kleinere oder größere Konventikel im Hause des einen oder des anderen stattfanden, geistige Symposien der vornehmsten Art. Das würde aber einerseits viel zu weit führen und andererseits müßte man trotz der Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Quellenangaben die Phantasie zu Hilfe nehmen, um sich diese belebten Kreise vorzustellen, daher mag es genügen, zwei kleine Gesellschaften zu nennen und bei zwei Ereignissen etwas ausführlicher zu verweilen. Die zwei Gesellschaften sind die folgenden:

Ifflands Anwesenheit (1798) gab Gelegenheit zu fröhlichen Zusammenkünften, wozu auch Schiller und seine Gattin eingeladen waren.

Auch aus dem Jahre 1799 haben wir von einem literarischen Gastmahle Kunde. In der zweiten Hälfte des Juni waren Tieck, Novalis und Schlegel bei Goethe zu Gaste.

Die beiden Ereignisse sind die Jahrhundertswende und die sogenannte Cour d'amour.

Ursprünglich hatte man in Weimar die Absicht gehabt, den 31. Dezember 1799 als das Ende des Jahrhunderts festlich zu begehen. Dieser Plan wurde indessen aufgegeben, und der 31. Dezember 1800 als das wirkliche Ende feierlich begangen. Leider mußte dieses sehr großartig projektierte, aber kleinlich ausgeführte Fest ohne Goethes Beteiligung vor sich gehen. In seinem Hause fand nur eine Zusammenkunft zwischen ihm, Schiller und Schlegel statt, der Goethe jedoch ohne rechte Teilnahme beiwohnte, da er, wie er später schrieb, fühlte, daß ihm der völlige Gebrauch seiner Geisteskräfte abgehe.

Schiller schrieb an Körner: „Wir haben unsere säkularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben und auch der Herzog den Eklat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches produziert worden, das ich Dir mitteilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte nur Leben und Bewegung in der Stadt entstehen."

Die eigentliche Feier, soweit die Freunde daran beteiligt waren, bestand nur in dem schlichten, oben erwähnten Zusammensein. Wenn Steffens in seiner Lebensgeschichte berichtet, es habe eine Redoute im Schlosse stattgefunden; nach Mitternacht hätten sich Goethe, Schiller, Schelling und Steffens selbst in ein Nebenzimmer zurückgezogen, wo man bei fließendem Champagner lustig, ja übermütig den Schluß des Jahrhunderts gefeiert haben soll, so ist dies jedenfalls eine Verwechslung, da man dem Berichterstatter eine absichtliche Verdrehung der Tatsachen nicht zuschreiben darf.

Literarisch waren die Freunde trotz der oben erwähnten Ablehnung des einen, keineswegs untätig. Goethes „Paläophron und Neoterpe", Schillers Ode „der Eintritt des neuen Jahrhunderts", Herders „Äon und Äonis", Knebels Gedicht „Das Jahr 1801" — um nur die bedeutendsten Weimarer Produkte hervorzuheben — sind Zeugen dieses Eifers, das neue Säkulum anzusingen.

Ein besonders anmutiges Treiben entwickelte sich im Winter 1801/02. Für die Geschichte von Goethes häuslichem Leben ist es um so wichtiger, als es durch eine ganze Anzahl von Dichtungen verherrlicht wurde. „Zum neuen Jahre" gibt der frohen Gewißheit Ausdruck, daß die Verbundenen in heiterer Treue und beständiger Freundschaft in die Zeiten weiterschreiten, das „Tischlied" und die „Generalbeichte" preisen die Freunde, die Geliebte, den Herrscher und lobsingen die Lust und die Treue. Am charakteristischsten aber ist das „Stiftungslied", da es uns mit den Teilnehmern der Festlichkeiten bekannt macht. Allerdings werden in diesen Gedichten die Paare selbst nicht genannt, aber sie werden derartig angedeutet, daß man sie unschwer verifizieren kann.

Der Plan zu einer eigenartigen geselligen Zusammenkunft, wie sie in jenem Winter stattfand, wurde zuerst während eines lustigen Frühstücks bei Fräulein von Göchhausen ausgesprochen. Goethe schlug vor, nach einer wohlbekannten Minnesängersitte eine Cour d'amour zu bilden, nahm selbst die Gräfin von Egloffstein zur Partnerin und bestimmte unter dem Beifall der übrigen, daß sieben wohlassortierte Paare sich wöchentlich einmal in seinem Hause zu einer Art Piknik vereinigen sollten, zu dem die Damen das Essen, die Herren den Wein zu liefern hätten. Jedes Mitglied hatte das Recht, einen Gast mitzubringen, freilich nur unter der Bedingung, daß er allen willkommen und angenehm sei. Während der Zusammenkünfte, die nur im Winter statthaben sollten, durften keine politischen oder andere Streitfragen berührt werden, die geeignet waren, die Harmonie des Kreises zu stören.

Außer dem ersten schon genannten Paare wurden nach Goethes Vorschlag gleich die 6 anderen gewählt. Wolzogen und Frau von Schiller, Schiller und Frau von Wolzogen, Kammerherr von Einsiedel und Frau Hofmarschall von Egloffstein, deren Gatte und Fräulein von Wolfskehl, Hauptmann von Egloffstein und Amalie von Imhoff, Professor Meyer und Fräulein von Göchhausen.

Das letztgenannte Paar wurde mit gutmütigem Spotte bedacht, indem es als „das zärtliche" qualifiziert wurde. Schiller und seine Partnerin empfingen eine besondere Ehrung dadurch, daß sie als das Pärchen bezeichnet wurden, das „Rätsel, Witz, Geist und Feinheit" mit hinzubrächte.

Leider wurde dieses schöne, harmlose, gesellige Treiben durch Kotzebues Intriguen gestört, der gar zu gern selbst an diesen Zusammenkünften teilgenommen hätte, und als ihm das verwehrt wurde, den Bund sprengte. Er zog einige Mitglieder des Kreises zu sich herüber, veranstaltete eine Art Konkurrenzgesellschaft für den Erbprinzen Karl Friedrich (Februar 1802). Um ihm entgegenzutreten, lud Goethe Schiller zu sich und wollte den Erbprinzen, seinen Erzieher, die Prinzessin und ihre Gesellschaftsdame Frl. von Knebel gleichfalls bei sich sehen.

Aber dieser kleine Verein löste sich nicht stillschweigend, sondern es erfolgte zunächst eine wirkliche Absage der Henriette von Egloffstein und drei ihrer weiblichen Gefährten; darauf wurde zwar noch eine Zusammenkunft gehalten, der Bund erlangte aber ein Ende durch folgendes merkwürdige Schreiben Goethes an Henriette von Egloffstein: „Lassen Sie mich im Singular sprechen, da ich hoffen kann, daß wenigstens Eine unter Vieren empfindet, wie schmerzlich es mir war, Ihren Namen unter dem Scheidebriefe zu sehen. Gewiß, ich konnte mir nicht überreden, daß Sie fehlen würden, als ich gestern die Freunde, in der Zahl der Musen, beisammen sah. Noch wehte der Geist der ersten Stiftung über der Gesellschaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unser Wunsch ist, ihn zu erhalten und dazu wird das Andenken an Sie das beste Mittel sein. Möchten Sie ihn lebendig frisch dereinst wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Ueberzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten."

Über dieses Piknik, dem die Ausgeschlossenen nicht grün waren, — auch Falk soll manche Klatschereien verbreitet haben — berichtet eine von ihnen, die boshafte Sophie von Schardt, nachdem sie die Soupers bei Kotzebue, „dem humansten unserer Poeten" gerühmt hatte, an ihren Neffen Fritz: „Goethe hat eine Mittwochs-Souper-Gesellschaft, die ist aber geschlossen, und er sagt: frägt man ja warum, so sprecht, ich sei der Bär."

Die Epoche bis 1805, die man geradezu die Schillersche nennen kann, war eine gesellig ungemein belebte.

Die Übernahme des Gutes Oberroßla veranlaßte ländliche Feste, einmal auch eine freundliche Zusammenkunft mit dem Gutsnachbar Wieland. Da dieser seit 1789, also seit dem Anfange unserer Schilderungen, Goethe immer ferner gerückt war, so ist die Art der Einladung zu charakteristisch, um hier nicht mitgeteilt zu werden: „Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde ich hierdurch freundlichst, daß ich in Oberroßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich erfreut, so wollte

ich hiermit höflichst gebeten haben, morgen gegen Mittagszeit, sich aus Euro Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen, frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehen zu verschaffen. Eben so ist die liebe Frau und wer uns noch von der Familie durch seine Gegenwart erfreuen möchte, bestens eingeladen.".

Die Freude an dem ländlichen Besitze dauerte, wie schon gezeigt wurde, übrigens nicht lange. Teils machte die Überwachung der Verwaltung viele Schwierigkeiten, teils ließ sich der Aufenthalt daselbst nur mit solchen Mühen bewerkstelligen, daß Goethe froh war, im Jahre 1803 den so sehr gewünschten Besitz wieder loszuwerden.

Es wimmelte in Weimar von berühmten Gästen. Besonders lebhaft ging es in den Jahren 1803 bis 1805 her. Abbé Grégoire, Frau von Stael, Benjamin Constant, Gall, der Erfinder der Schädellehre und Johannes von Müller, der Historiker, mögen kurz genannt werden.

Als Frau von Stael nach Weimar kam, befand sich Goethe in Jena, wo er mit der Reorganisation der Literatur-Zeitung viel zu tun hatte, er beeilte sich aber, nachdem er zuerst die berühmte Frau nach Jena eingeladen hatte, nach der Residenz zurückzukommen, um dort die Herrin zu begrüßen. Über sie brauchte er das gute Wort: „Heute habe ich zum 1. Male Mad. de Stael bei mir gesehen; es bleibt immer dieselbe Empfindung; sie gerirt sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe; indessen nötigt sie einen doch die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen." „Frau von Stael beglückt uns nun aber schon seit Weihnachten. Dieser seltenen Frau, die nun bald nach Berlin geht, gebe ich einen Brief an Sie mit. Suchen Sie solche ja gleich auf; es ist sehr leicht mit ihr leben und sie wird gewiß an Ihren musikalischen Leistungen große Freude haben, obgleich Literatur, Poesie, Philosophie und was sich daran schließt, ihr näher steht als die Künste."

Abbé H. Grégoire war ein hochberühmter Politiker und Theologe, der freilich fast ungesehen vor Weimar vorüberging, aber Goethes Bekanntschaft in Magdeburg machte.

Benjamin Constant, „der Schatten der Frau von Stael", war mit ihr zusammen in Weimar. Er befreundete sich mit der deutschen Literatur und gab später eine Übersetzung Wallensteins heraus, über die Goethe im Andenken an seinen verewigten von dem Übersetzer häufig mißverstandenen Freund sich ziemlich lustig machte. Constant hatte gewußt, sich in Weimar zur Geltung zu bringen. Ein Zeitgenosse meldet darüber: „Constants Haupttalent zur geselligen Unterhaltung besteht in einer gewissen ironischen Trockenheit oder trockenen Ironie, wobei er weit weniger zu wissen zuzugeben oder einzusehen scheint, als wirklich der Fall ist." Ein solches Wesen, für die friedlichen Verhältnisse Weimars etwas fremd, mußte doch gerade wegen dieser Absonderlichkeit Leben und Bewegung hervorrufen.

Auch Franz Josef Gall erschien in Weimar. Seine Lehre, die darin bestand, die einzelnen Seelenorgane bloß durch Zusammenhaltung und Vergleichung des Ähnlichen und Gleichartigen an unzähligen Büsten, Schädeln und Porträts ausgezeichneter Personen, sowie an Tierschädeln zu entdecken, Entdeckungen, die er durch langjährige Erfahrungen berichtigte, suchte er auch in Weimar zu verkünden. Dort war er ein wohlbekannter Mann. Froriep hatte zur Empfehlung seiner Weisheit 1802 eine Schrift geschrieben, die vielleicht die Wirkung hatte, daß Goethe, der Theaterdirektor 1803 ein gegen ihn gerichtetes Stück abwies, wenn er auch später ein ähnliches zulassen mußte. 1805 gehörte er jedenfalls zu Galls Bewunderern, sprach sich sehr befriedigt über ihn und seine Lehre aus und hatte, wie es scheint, die Absicht, ihm einen größeren biographischen Artikel zu widmen. Manches Irrige in dieser Lehre sah er schon damals ein und belachte namentlich die von dem Wanderredner vorgetragene Meinung, Goethe sei zum Volksredner geboren, worauf Gall Humor genug besaß, in das Lachen einzustimmen. Der Prophet wurde in Weimar wahrhaft enthusiastisch aufgenommen,

hielt 10 Tage lang im Stadthause gut besuchte Vorlesungen, die als „vortrefflich, anspruchslos, lichtvoll" gerühmt wurden. Wie sehr Gall unseren Meister verehrte, geht aus einem seiner Briefe, September 1807, hervor, an einen Weimaraner gerichtet, in dem es heißt: „Wenn Goethe da ist, so beschwören Sie ihn doch, daß er mir seinen prächtigen, herrlichen Kopf abdrücken läßt. Alle Welt lacht mich aus, daß ich ihn nicht habe, ich will recht sanft mit ihm umgehen."

Auch Johannes von Müller traf 1804 in Weimar ein. Vor seiner großen Gelehrsamkeit, der Präsenz seines Wissens, fühlte Goethe den höchsten Respekt, wie aus folgender Stelle hervorgeht: „Heute Abend war Johannes von Müller bei mir und hatte große Freude an meinen Münzschubladen. Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam, so sah man recht, wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen."

Zu einem besonders nahen persönlichen Verkehr kam es indessen nicht, da Müller Weimar nicht wieder betrat; doch bezeugte der Dichter die Hochachtung für diesen hochbegabten Mann dadurch, daß er dessen berühmte Rede über Friedrich den Großen ins Deutsche übersetzte.

Schillers Tod bildet auch in der Weimarer Geselligkeit eine Epoche. Goethes Stimmung, die in dem herrlichen Gedichte „Epilog zu Schillers Glocke" mit goldenen Worten für alle Zeit aufbewahrt ist, äußerte sich wenige Wochen nach dem tragischen Ereignis in folgenden, an Zelter gerichteten, klagenden Worten: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins."

Freilich konnte dieser schwere Verlust, so fühlbar er sich auch für lange Zeit machte, das festfrohe Treiben nur unterbrechen, nicht aber für die Dauer zerstören. Noch mehr spricht für die festfreudige Stimmung der thüringischen Residenz, daß die Schrecknisse des Jahres 1806 mit dem Grausen, das sie bereiteten, den Plünderungen,

die manche Familie an den Bettelstab brachten, anderen empfindliche Verluste zufügten, ja den Tod einiger Wackeren im Gefolge hatten, kaum eine merkliche Stockung der harmlosen Zusammenkünfte hervortreten ließen. Das war im wesentlichen das Verdienst der Frau Johanna Schopenhauer.

Von ihrem gastfreien Hause war schon in anderem Zusammenhange die Rede. Dort hatte es sich im wesentlichen darum gehandelt, zu zeigen, wie sie in ihrer Vorurteilslosigkeit in erster Linie dazu beitrug, Frau Christiane den Eintritt in die vornehmen Kreise zu erleichtern, wenn nicht überhaupt zu ermöglichen. Hier muß darauf hingewiesen werden, wie Goethe diesen für ihn neuen Mittelpunkt betrachtete, und wie er von der Hausfrau empfangen und wahrhaft enthusiastisch gepriesen wurde.

Denn dieser vielseitigen und für Weimar ganz ungewohnten, reichen Geselligkeit entzog sich Goethe nicht nur nicht, sondern er nahm lebhaft an ihr teil, ja er betrachtete sie als ein so wichtiges neues Element für das Leben der Residenz, daß er an Knebel darüber berichtete: „Bei Frau Hofrat Schopenhauer sind der Donnerstag und der Sonntag jeder auf seine Art interessant: der erste wegen vieler Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweite, wo man wegen kleinerer Societät genötigt ist, auf eine concentrierte und concentrierende Unterhaltung zu denken; und was Du Dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der Du Dich gelegentlich selbst ergetzen sollst."

Die Berichte der Frau Johanna über Goethe sind außerordentlich zahlreich; aus den bei Düntzer mit Fleiß zusammengestellten, massenhaften Zeugnissen seien hier nur zwei hervorgehoben, die nicht nur ihre Bewunderung ausdrücken, sondern Goethes Wesen, seine Art sich zu geben, die Kunst und den Eindruck seines Vorlesens trefflich darstellen.

„Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck

auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Theil auch weit näher stehen als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen, wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, sodaß er sich auf die Lehne von meinem Stuhl stützen kann; ich fange dann zuerst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Äußern; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von allem mit, erzählt immer zwischen durch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponiert er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand: in meinem Leben habe ich mich noch nicht so beschämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne ...

23. März 1807.

Indessen ist es doch ein hoher Genuß von Goethen dies (Standhafte Prinz von Calderon) lesen zu hören; mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Darstellung reißt er uns alle mit fort, obgleich er eigentlich nicht kunstmäßig gut liest. Er ist viel zu lebhaft, er deklamiert, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenns dort eine Schlacht gab. Auch spielt er jede

Rolle, die er liest, wenn sie ihm eben gefällt, so gut es sich im Sitzen thun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüth den lebhaftesten Eindruck; er erklärt sie, liest sie zwei-, dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind, kurz, es ist ein eigenes Wesen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es ist unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheil, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzusehen; denn wie schön alles dieses seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen läßt, mit wie einer eigenen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff sich machen. Er hat etwas so Einfaches, so Kindliches. Alles, was ihm gefällt, sieht er leibhaftig vor sich; bei jeder Szene denkt er sich gleich die Dekoration, und wie das Ganze aussehen muß."

Gerade dieses Vorlesen ist von allen, die eines solchen Genusses teilhaftig wurden, über alles gerühmt worden. Wie die Besucher des Jünglings in seinem Frankfurter Vaterhause, wie die Teilnehmer der Faust-Vorlesungen in der Weimarer Frühzeit, wie ein so kritischer Beurteiler, als den wir uns Wilhelm von Humboldt vorstellen müssen, und wie der ewig nörgelnde Böttiger die Homer-Rezitationen geradezu unerreichbar fanden, so haben zu allen Zeiten wahrhaft empfängliche Hörer die Schönheit und die hohe Kunst seiner Deklamation angestaunt und gepriesen. Über eine Vorlesung im Goetheschen Hause selbst berichtet ein Teilnehmer: „Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Deklamation gehört! Welches Feuer! Welche Blicke! und welche Stimme, abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde! Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen."

Aus den Tagen des alten Herrn weiß Karoline Bardua, von der gleich noch die Rede sein wird, folgendes zu berichten:

„In den Leseproben hielt er streng auf richtigen und schönen Vortrag und konnte besonders nicht ertragen, wenn sie ihm zu schläfrig erschienen. Eines Tages wurden „Die Mitschuldigen"

gelesen. Der erste Liebhaber trug seine Rolle nicht nach Goethes Sinn vor, dieser wurde heftig, warf das Buch auf den Tisch, klagte, wie die Jugend doch so wenig Feuer und Enthusiasmus habe, nahm das Buch wieder auf und fing nun selbst zu lesen an. Alles staunte des herrlichen und jugendlichen Vortrags."

Nun muß man sich nicht vorstellen, daß Goethe an den Gesellschaftsabenden der Freundin und in seinem eigenen Hause immer nur als bildungseifriger Vorleser erschien; vielmehr hatte er oft genug die Absicht, sich selbst zu erfrischen und andere zu unterhalten. Daher entwickelte er bei solchen Zusammenkünften manchmal einen Humor, der ihm trotz seines gewöhnlichen Ernstes recht gut stand. Viel erzählt ist die Anekdote, wie er die junge Malerin, Karoline Bardua, der er recht wohl wollte, von der er sich malen ließ und die er auch mit ein paar Versen begnadete, einmal, da er gerade eine für ein junges Mädchen ungeeignete Geschichte erzählte, aus dem Salon ausschloß und mit einer bei ihm sonst nicht häufigen Komik allerlei Mittel ersann und ausführte, um die Ausgeschlossene fern zu halten und ihr die Kenntnis der für sie unpassenden Geschichte zu entziehen.

Nach Schillers Tode begann erst die Zeit, in der Goethe eine europäische oder vielmehr eine Weltberühmtheit ward, da nicht nur Deutsche von Ost und West, von Nord und Süd nach Weimar pilgerten, sondern Mitglieder aller Nationen, der europäischen und derer aus anderen Weltteilen dort erschienen. Ein ganz bestimmtes Datum läßt sich für den Beginn dieser Wallfahrten nicht festsetzen, wohl aber kann man im allgemeinen sagen, daß dies erst in der Epoche eintrat, da Goethe als der einzige, wenn auch der stolzeste Überrest der klassischen Zeit übriggeblieben war. Das muß man nicht so auffassen, daß die Fremden sich gescheut hätten, Herder, Schiller und Wieland zu begrüßen und noch weniger, daß sie etwa zu ihren Lebzeiten keine Huldigungen in der Metropole der Intelligenz darzubringen gewillt gewesen wären, — aber es ist eine erst von Victor Hehn in ihrer ganzen Bedeutsamkeit hervorgehobene und

erwiesene Tatsache, daß Goethes Ruhm in den ersten Jahrzehnten seiner schriftstellerischen Wirksamkeit keineswegs unbestritten, erst in der Epoche seiner Vollendung ein ganz unbedingter wurde und daß, nachdem die übrigen Großen dahingegangen waren, eine kaum unterbrochene Schaar enthusiastischer Verehrer sich in dem kleinen Weimar einstellte, oft einzig zu dem Zwecke, bei dem Meister vorgelassen zu werden.

In den Unterhaltungen mit diesen verschiedenartigsten Menschen zog er alle Register. Er konnte steif und zugeknöpft sein, im allgemeinen wurde er erst allmählich wärmer und zutulicher, aber er verstand es auch, ernst und streng Zudringliche abzuweisen. Namentlich Selbstgefälligen trat er mit einer oft verletzenden Rauheit entgegen. Wie er mit G. A. Bürger fertig war, als dieser ihm durch die Nennung seines bloßen Namens zu imponieren glaubte, so ließ er den guten Timotheus Hermes ganz verblüfft stehen, indem er jenem auf die Vorstellung: „Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", die Frage tat: „Und der ist?" Nicht minder energisch wurde er dem anrüchigen Politiker Wit genannt Döring gegenüber, dem er mit erschreckender Deutlichkeit seine Meinung zu erkennen gab, indem er ihm sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten, jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir das nun nicht widerfährt, leben Sie wohl" und ins andere Zimmer verschwand. Recht deutlich war die Abfertigung — wenn sie wirklich so erfolgte, denn sie ist nicht sicher genug bezeugt — die Heinrich Heine erfuhr. Denn als dieser auf die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt, Herr Heine?" antwortete: „Mit einem Faust," empfing er als Entgegnung die einer Entlassung gleichkommende Frage: „Und weiter haben Sie in Weimar nichts zu tun?"

Selbst Nahestehende erfuhren manchmal eine Abweisung, aber diese war nicht eine Folge üblen Humors, sondern der Notwendigkeit sich zu konzentrieren, der Unlust, sich in seinem Tun stören zu lassen. Das mußte z. B. Caroline von Humboldt erfahren, die bei dem Meister sonst in besonderer Gunst stand. Als sie ihn bei

Boisserées überfiel, fand sie, wie Bertram, der Zeuge der Unterredung war, berichtet, keinen guten Empfang. Denn er fragte sie: „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?" „„Nein!"" erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie! Sehen Sie, solch ein Wehr haben diese Herren mir gestellt und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und antworten, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie, daß Sie fort kommen."

Denen, die durch eitles Hervordrängen ein Löbchen für sich erreichen wollten, tat er den Gefallen nicht. Als Jean Paul einmal ein Urteil, natürlich ein günstiges, über sich von ihm herauszulocken gedachte und von allen möglichen Humoristen zu reden anfing, um den Unterredner zu nötigen, von ihm zu sprechen, wußte Goethe so geschickt auszuweichen, und mit dem Gaste zu spielen, daß der Arme ganz schachmatt nach Hause gehen mußte. War Goethe auch häufig ein liebenswürdiger Wirt, so konnte er doch äußerst grob werden. Bei einer Gesellschaft im Jahre 1808, bei der außer der Frau Riemer, Meyer, Frommann und Steffens mit ihren Frauen anwesend waren, las Werner auf des Wirtes Aufforderung Sonette vor, darunter eines, in dem er den Mond mit einer Hostie verglich. Darüber fuhr Goethe entsetzlich auf und polterte wild gegen diese schiefe Religiosität.

Und derselbe Mann, der wegen seines Hochmuts verschrieen war, konnte namentlich strebenden Jünglingen gegenüber von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein. Es ist durchaus kein alleinstehendes Beispiel in der Geschichte seines Verkehrs, daß er sich von einem Studenten der Medizin — noch dazu einem Juden — David Veit, nicht bloß Einwendungen gegen seine Urteile und kritische Bemerkungen über seine Werke gefallen ließ, sondern daß er den Jüngling auf einem Spaziergange sichtlich auszeichnete, ja sich im Weimarer Theater hinter ihn setzte und ihn angesichts des ganzen Publikums in ein längeres Gespräch verwickelte.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß der vornehme Mann kaum einen Unterschied des Standes und Alters beachtete. Wie Kinder und Greise, junge und ältere Frauen in gleicher Weise von ihm ins Gespräch gezogen wurden, so erfreuten sich Fürsten und — Scharfrichter seines Umganges, denn ein wirklicher Scharfrichter Huß in Eger durfte sich seiner freundlichen Beachtung rühmen.

Zu diesem seltenen und seltsamen Manne wurde Goethe durch einen Polizeibeamten, späteren Magistratsrat Grüner, geführt, der durch den Umgang mit dem Reisenden in der Tat auf eine höhere Stufe gehoben wurde. Grüner war vorher diensteifriger Beamter gewesen, der mit dem mächtigen Manne durch das Visieren seines Passes bekannt wurde. Da Goethe öfter durch Eger kam, machte sich die Bekanntschaft leicht. Grüner war vorher schon Sammler mancher Kunstgegenstände gewesen und hatte mit Eifer Sitten und Sprache seiner Heimatsgenossen betrachtet. Nun wurde er durch Goethes universales Interesse aus seinem kleinen Kreise in größere geführt. Gleich ihm wurde er nun ein eifriger Naturbeobachter. Und nachdem es ihm ursprünglich seltsam, fast lächerlich erschienen war, daß der Minister und Dichter Spaziergänge oder Lustfahrten unterbrach, um Steine aufzuheben und zu klopfen, wurde nun auch er zum Mißfallen seiner Frau ein eifriger Steinsammler, der Säcke voll Gesteine mit nach Hause schleppte und ein genauer Kenner der Mineralien seiner Heimat.

Manche Besucher haben sich über das Knurren und Brummen des Weisen am Frauenplan über seine „Hms“ und ähnliches ausgelassen. Nicht selten waren solche Elementarlaute Zeugnisse der Verlegenheit, mitunter freilich auch der Ausdruck des Ingrimms und der Langweile. Neugierige Besucher, solche, die in ihren Erinnerungsblättern registrieren wollten, daß sie den großen Mann gesehen hätten, ließen sich durch einen derartigen Empfang verstimmen und verstummten auch ihrerseits; andere nahmen davon Anlaß, sich in ihrer Dreistigkeit zu verhärten und verdarben ihre Sache vollends. Nur wenige, die weder neugierig, noch zudring-

lich, noch von ihrer Bedeutung aufgebläht, sondern von dem heiligen Eifer erfüllt waren, ihrer Sache, nicht ihrer Person zum Siege verhelfen wollten, wie der edle Sulpiz Boisserée, verharrten in ihren Anstrengungen und erlangten schließlich den Lohn ihres Strebens, der darin bestand, den Widerwilligen zum Hören und zur Anerkennung ihrer mit Begeisterung verfochtenen Angelegenheit zu bestimmen. Der Besuch hatte das schönste Resultat, den schweren Sieg des früheren Gegners über sich selbst, so daß Goethe in die Worte ausbrach: „Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen."

Mit unnachahmlicher Grazie wußte Goethe Unschicklichkeiten zu rügen. Als einmal im Kügelgenschen Hause in Dresden eine enthusiastische Bewundererin hereinstürzte, auf den Fremden loseilte und ihm in hochtrabenden Worten ihr Entzücken ausdrückte, ihn endlich zu sehen, wies er auf die Hausfrau, die der Eindringling zu begrüßen vergessen hatte, mit den Worten: „Da ist auch Frau von Kügelgen." Und entfernte sich einfach, als der weibliche Störenfried trotzdem seine Unart gutzumachen unterließ.

Oft genug mußte er Vorlesungen männlicher und weiblicher Schriftsteller über sich ergehen lassen. Noch öfter wurden ihm Gedichte überreicht oder zugesteckt. Mit letzteren machte er nicht selten kurzen Prozeß, indem er sie mit einer beliebigen Entschuldigung zurücksandte. Sehr häufig dagegen gab er sich die Mühe, die Einsendungen zu lesen, und gab dem Dichter guten Rat, der freilich in gar manchem Fall unter höflichen Worten eine recht bittere Pille überzuckerte. Konnte er solcher Qual entgehen, so tat er es mit Wonne. Ein solcher Fall ist ganz lustig. Er war zu Heidelberg bei dem alten Voß eingeladen. Außer ihm ein Dichter Kunz aus einem kleinen Staate, der von Voß neben den großen Kollegen gesetzt worden war.

Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein

strenger Herr: es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen?" „„O, ja wohl! Sehr gern!"" Und damit holte Kunz aus der Seitentasche seines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen" sprach Goethe; „es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen." Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe, eingeladen von ihm und seines Schutzes teilhaftig. „Wissen Sie", sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ? Ich sah aus Kunz' andrer Rocktasche ein Paket Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen, als die."

Manche Besucher, wie Jean Paul und Karl Freiherr von Lang, konnten ihre Enttäuschung nicht verbergen, daß er ihnen nicht wie ein olympischer Gott, sondern wie ein gewöhnlicher, gelangweilter oder vielleicht gar langweiliger Sterblicher entgegentrat, — als wenn nicht auch der Größte der gewöhnlichen Menschlichkeit seinen Tribut zollen müßte. Andere waren geradezu empört. Freilich passierte es, daß einer, der morgens enttäuscht war durch die Steifheit und Zugeknöpftheit des Besuchten, abends von seiner Liebenswürdigkeit bezaubert war. Dieser Wechsel der Stimmung entsprang nicht etwa einer Laune, sondern war manchmal die Wirkung einer gewissen Methodik der Unterhaltung. Vielleicht mischte sich auch ein bischen Eigensinn hinein, denn Goethe liebte es nicht, sich in der Unterhaltung leiten zu lassen und wurde um so unwilliger, je deutlicher ihm die Absicht entgegentrat, ihn von dem angeschlagenen Thema abzubringen und nach der Laune des Besuchers zu gängeln. Abends im festlichen Kreise war er dann, mochte er in seinen Salons empfangen oder in den Zimmern seiner Schwiegertochter erscheinen, der liebenswürdige Wirt, der jeden Gast gern zufrieden stellte. Daher kamen nur wenige, wenn sie sich nicht mit einer bloßen formellen Vormittagsaudienz zu begnügen hatten, nicht auf ihre Rechnung. Zu diesen wenigen gehörte die gute Charlotte Kestner geb. Buff, die 44 Jahre nach dem Wetzlarer Erlebnis

ins Goethehaus kam. Die treffliche Frau, eine wackere Mutter und Großmutter, die eben nur dieses eine Abenteuer mit dem jungen Genius erlebt hatte, wiegte sich vielleicht, trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Alters, in der Hoffnung, ihren stürmischen Jugendfreund wiederzufinden, der die Wetzlarer Lotte als Himmelskönigin empfangen würde, und war arg enttäuscht, ja entrüstet, als sie einen alten Herrn antraf, der recht verbindlich war, aber von der Vergangenheit nichts mehr zu wissen schien und der ihr, da sie in Jugenderinnerungen schwelgte, in Folge seiner bloßen steifen Höflichkeit ziemlich unangenehm erschien.

Es wäre nun ein leichtes, eine Anzahl enthusiastischer Ausdrücke der Gäste im Goethehause mitzuteilen. Wie viele Jünglinge und gereifte Männer kamen schüchtern, auch die Bedeutenden voll scheuer Ehrerbietung mit dem Wunsche, den großen Dichter und gewaltigen Denker zu sehen und schieden voll begeisterter Liebe für den großen und guten Menschen. Wie wußte dieser alte Herzenskündiger junge Mädchen zu fesseln und ihre Schwärmerei auflodern zu lassen, aber wie verstand er es auch, Jünglinge, die etwas kritischer angelegt und geneigt und bereit waren, in dem Alten Schwächen zu entdecken, in seinen Bann zu ziehen. Mit welcher Herzlichkeit begrüßte er z. B. seinen Großneffen Nicolovius, so daß dieser sich gleich wie ein Mitglied der Familie fühlte; mit welch väterlicher Huld nahm er den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy auf, der freilich ein Herzensdieb war, und verschaffte diesem von allen verwöhnten und verhätschelten Kinde die reinsten, himmlischsten Tage. Aber Mädchen und Jünglinge, reife Männer und Matronen sind einig in dem Gefühl, das manche von ihnen in geradezu religiöser Weihe so ausdrückten, daß sich ein Gott ihnen offenbart hätte: hier erkannten sie Leutseligkeit und Milde, Weisheit und Erhabenheit, aber nicht die eines höheren Wesens, das hoch oben in den Wolken thront und gleichmütig auf Schmerzen und Freuden der Menschheit hinabsieht, sondern eines milden, gütigen Trösters und Helfers, eines Segenspenders und Lichtbringers.

Über seine Gespräche mag hier nur eine einzige Stelle eines

bewundernden Zuhörers mitgeteilt werden, die so lautet: „Es wird in seinem Munde jedes Wort so bedeutend, und was er sagt, ist so unaussprechlich wahr, daß man es selbst schon, nur nicht so klar, gedacht zu haben glaubt."

Die Geselligkeit bestand indessen nicht nur in den Audienzen, die der Meister hofmäßig erteilte oder in Mittags- und Abendmahlzeiten, zu denen er Einheimische und Fremde berief, sondern auch in Zusammenkünften, die hauptsächlich der Belehrung gewidmet waren. In den ersten Jahrzehnten des Weimarer Aufenthalts waren es hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, Männerzusammenkünfte gewesen; in der späteren Zeit liebte es Goethe, in seinem Hause einen Damenkreis um sich zu scharen.

Diese gelehrten Vormittage, meist am Mittwoch, gelegentlich — und später wohl regelmäßig — am Sonntag, zu denen Goethe einen erlauchten Kreis um sich versammelte, begannen im Jahre 1804. Es war kein ganz bestimmter Zirkel, vielmehr erschienen bald die eine, bald die andere der zu nennenden, auch angesehene Fremde wurden zugelassen. Von den Hauptteilnehmerinnen seien die Herzogin Luise mit ihren Damen, die Prinzessin Karoline mit Frl. v. Knebel, später auch die Erbgroßherzogin Maria Paulowna genannt. Hauptsächlich waren es Damen der Hof- und Adelsgesellschaft: Frau von Stein, Charlotte von Schiller, Amalie Imhoff u. a.

Die Darbietungen, die in diesen vertrauten Zirkeln geschahen, waren mannigfacher Art. Gelegentlich waren es wirkliche Vorlesungskurse, die Goethe über naturwissenschaftliche Gegenstände hielt, mit Demonstrationen oder wenigstens unter Vorzeigung seiner Schätze, bei welcher Gelegenheit, wie er einmal schrieb, er selbst gewahr wurde, was er besitze und nicht besitze. Bei anderen Zusammenkünften wurden neu angekommene Bücher herumgezeigt und kurz besprochen, eingesandte und neu erworbene Kunstgegenstände gaben den Anlaß zu Bemerkungen und kleinen Vorträgen; es kam auch vor, daß Goethe eigene Dichtungen vorlas. Für das Haupt dieser

Zusammenkünfte war es eine gute Zusammenfassung und Anregung: „der Mittwoch treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken und fördert mich sehr", schrieb Goethe einmal einem Vertrauten.

Über die Sonntagsvormittage gibt H. Voß folgende Schilderung: „Da sitzt die Gesellschaft um einen langen Tisch (Goethe in der Mitte) und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beide Male, als ich zugegen war, Vaters „Luise" gelesen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem richtigen Gefühle las. Aber seine Stimme war kleinlaut, er weinte und gab das Buch seinem Nachbar. „„Eine heilige Stelle!"" rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte."

Bei den Mittwochsvorlesungen war auch Sophie von Schardt häufig zugegen. Im Winter 1805/06 wurde über den Magneten, über dynamische und atomische Vorstellungsarten gesprochen.

Die meisten Zuhörerinnen waren dankbar für die anmutige Gelehrsamkeit, die auch mit liebenswürdigem Humor, ohne Selbstüberhebung, vorgetragen wurde. Namentlich Charlotte von Schiller, die allerdings wohl die lernbegierigste und auch die am besten vorgebildete war — sie legte sich förmliche Vorlesungshefte an — war unermüdet in der Lobpreisung der hier gewährten Anregung. Was der Meister sagte, war ihr eine Offenbarung, sie zehrte daran in den vielen stillen Stunden ihres Witwentums und wie sie selbst an diesen Belehrungen die innigste Freude hatte, so suchte sie durch Andeutung des Gehörten an ihre Korrespondentin, die Erbprinzessin von Mecklenburg, auch dieser Erquickung zu bereiten.

Dagegen konnte Charlotte von Stein, die überhaupt, wo sie nur konnte, stichelte und tadelte, auch diese freiwilligen Darbietungen nicht ungehechelt lassen. So schrieb sie 1805 an ihren Sohn: „Die meisten Male sagt er einen lichten Punkt, worauf man sich dann freut, daß er ihn ausführen wird, aber er berührt ihn nicht wieder, es müßte denn sein, daß er sie zuletzt wie Raketen zum Himmel steigen läßt und sie nicht verhüllt läßt, wie die Büste der Minerva

in seiner Stube mit einem abgelegten Shawl von Mademoiselle Vulpius verschleiert ist."

Im Jahre 1808 sollte — im Gegensatz zu dem etwas sprunghaften Charakter der bisherigen Vereinigungen — in sie ein bestimmtes System gebracht werden: „Die Mittwoche sind wieder in Gang. Ich lese die Nibelungen vor; allein dabei geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt, um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Wert und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig tue, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen."

Im Anschluß an diese Vorlesungen aus den Nibelungen sollte ein nordischer Reisender Arend von seinen Reisen erzählen, von der isländischen Kultur des 11. und 12. Jahrhunderts einen kurzen Vortrag halten und von dem, was daher übrig geblieben sei, Nachricht geben und einiges vorzeigen. Das wurde auch begonnen, doch dauerte es nicht lange. „Gar bald zeigte sich", nach dem Bericht des Veranstalters, „daß seine etwas starre Natur und sein eigensinniges Wesen in der weimarischen Welt nicht gedeihen könnte."

Die Vorlesungen hatten, wie sie keinen offiziellen Anfang gehabt hatten, so auch kein offizielles Ende. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hört man kaum mehr etwas von ihnen. Nur die fürstlichen Damen blieben Goethe treu. Sehr häufig ließ sich die alte Großherzogin, ziemlich regelmäßig die Erbprinzessin Maria Paulowna, bei dem Meister ansagen, — die letztere behielt diese Gewohnheit auch als regierende Fürstin bei. Seitdem Goethe gar nicht mehr oder nur höchst selten am Hofe erschien, hatten diese Damen das Bedürfnis, den Mann aufzusuchen, der dem Lande solchen Ruhm verschafft hatte. Aber auch das Lernbedürfnis, das Verlangen, von den vielfältig erschienenen Neuigkeiten zu vernehmen oder sie selbst anzusehen, war bei ihnen außerordentlich lebhaft: schon durch ihre Stellung als Beschützerinnen mancher Ver-

eine waren sie wohl verpflichtet, von manchem Kenntnis zu haben; vor allem aber war ein starker innerer Drang in ihnen vorhanden, mit dem Alten fortzuleben, und dieser Drang trieb sie weit mehr zu jenen halb wissenschaftlichen Exkursionen, als etwa die Neigung den für Huldbeweise Empfänglichen mit freundlichen Anreden zu beglücken.

Wie in Weimar, so entfaltete sich in Jena, das man ja als Goethes zweite Residenz betrachten kann, ein reiches, lebendiges Leben. Goethes Hauptquartier war das Schillersche Haus, solange der Dichter dort lebte, seitdem 1794 der durch viele Umstände gehinderte erfolgreiche Bund zustande gekommen war. Später war Knebels stilles Heim für Goethe häufig ein Zufluchtsort, und er vergißt auch nicht gegenüber der schmalen Küche, mit der er sich meist in seinem dortigen Heim begnügen mußte, der leckeren Gerichte zu erwähnen, die Frau Knebel ihm vorzusetzen gewöhnt war.

Am häufigsten und liebsten weilte Goethe aber im Frommannschen Hause.

Man merkt dabei einen Zug, der im Leben des Dichters überhaupt charakteristisch ist. Für seinen intimen Kreis verlangte er von den Menschen nicht die höchste geistige Bedeutung, nicht vollkommen gleiches Streben oder eine der seinen ähnliche Begabung, sondern Tüchtigkeit, inneres Gefestetsein. Wie die beiden Männer, die ihm am nächsten standen: Meyer und Zelter, schlichte, einfältige — das Wort in seiner besten, nicht in seiner unedlen Bedeutung genommen — Männer waren; wie unter seinen Amtsgenossen die hochadligen Herren von Fritsch, von Conta, von Gersdorff, so sehr sie auch von ihm geschätzt und anerkannt wurden, nicht seine wirklichen Vertrauten waren, sondern der einer einfachen bürgerlichen Familie entstammende, erst später geadelte Voigt, so wurde er in Jena durch kein Haus einer der großen Zierden der Wissenschaft gelockt und dauernd festgehalten, so sehr er auch Loder und Griesbach, Lenz und Eichstädt schätzte und gelegentlich bei ihnen einkehrte oder sie zu sich entbot, sondern durch das Haus des genannten Buchhändlers.

Mit Karl Friedrich Ernst Frommann und seiner Gattin Johanna Charlotte geb. Wesselhöft, ihrer Tochter Alwina und ihrem Sohne Fritz bildete sich ein freundliches, ja man darf sagen, freundschaftliches Verhältnis, schon bevor Wilhelmine Herzlieb ihn durch den Reiz ihrer Jugendlichkeit lockte, und erhielt sich, nachdem jene aus diesem Kreise geschwunden war, oder des Alten Verhältnis zu dem liebenswürdigen Mädchen sich abgekühlt hatte.

Karl Friedrich Frommann hatte 1798 seine Buchhandlung aus Züllichau nach Jena verlegt. Er mag ein Universitätsverwandter genannt werden, weil er mit manchem Professor in geschäftlicher Verbindung stand, aber er bildete sich durch solchen Verkehr nicht ein, ein Gelehrter zu sein. Er war ein einfacher Mann, der nach absolvierter Gymnasialbildung, 17jährig, in das Geschäft getreten war. Er hatte 1792 seine Frau heimgeführt, eine Hamburgerin aus gebildetem Hause, wohlunterrichtet, durch einen belebten Umgang im väterlichen Hause geistig reif geworden, künstlerisch begabt, in manchem Zweige der Kunst Dilettantin, dabei eine vortreffliche Hausfrau und durch den geselligen Gewinn ihrer Jugendzeit wohl geschult wie beanlagt, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Zwischen diesem Hause und den Jenaer Professoren, vielen durchreisenden oder eine Zeitlang in Jena weilenden Gelehrten und Dichtern bildete sich ein reges Leben. Manche dieser Zugvögel nannten Frommann ihren Freund und vertrauten der „geliebten Mutter", wie sie Frau Johanna bezeichneten, ihre Gedanken und Gefühle an.

Wenn Goethe in Weimar war, versäumte er nicht, die häufig dort erscheinende Frommannsche Familie zu sich zu bitten, vielleicht schon zum Dank für die ersten Spargel, die Frau Johanna nach Weimar zu schicken nicht vergaß; war er in Jena, so entnahm er gar gern dies und jenes der Frommannschen Küche und empfand besonderes Behagen, als während eines Aufenthaltes daselbst alle Speisen dort für ihn zubereitet wurden. Aber vor allem: gern und oft weilte er in dem Hause und gab sich so heiter und unbefangen wie vielleicht niemals in Weimar. Wenn er im gastlichen Hause

jungen Leuten launige Geschichten erzählte und bemerkte, wie sie alle mit glänzenden Augen ihn anstarrten, rief er wohl aus: „Ja, so gefalle ich den jungen Leuten!" Wenn sich Jugend oder Alter über Torheiten und Lächerlichkeiten erheiterten, fuhr er beruhigend darein: „Kinderchen, Ihr müßt lernen mit Vergnügen irren." Er knüpfte an Vorgänge des Tages an und ohne Orakelsprüche geben zu wollen, leitete er die Unzufriedenheit der meisten mit den Dingen außer sich davon ab, daß sie mit sich selbst zu sehr zufrieden seien. Er freute sich der Jugend und als er in der Gesellschaft von Frommanns zu Dornburg einmal ein junges Mädchen, die Enkelin alter Bekannten aus seiner Jugendzeit, begrüßte, streifte er der begeistert zu ihm Aufschauenden den Arm mit den Worten: „Ja wenn man sich an der Jugend reibt, wird man selbst wieder jung."

„Er war", wie der Biograph des Frommannschen Hauses meldet, „Meister im Erzählen; es ging aus einem Gusse und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände und der Glanz der Augen erhöhten den Reiz seiner Rede. So ist mir unvergeßlich, wie er einmal die heitere Geschichte aus dem Feldzuge in der Champagne zum Besten gab, wo er am Ende eines feindlichen Dorfes mit seinem Reitknecht einen noch ungeplünderten Keller entdeckt, sich im Hause niederläßt, und unter seinem großen Reitermantel eine Batterie Weinflaschen anlegt, als die Anderen nachkommen, die Flasche kreisen läßt, immer eine frische aus dem Versteck hervorholt, sich an dem allgemeinen Staunen ergötzt, daß die vermeintliche eine Flasche nicht leer wird.... Ein anderes Mal waren wir in Weimar gewesen und hatten die erste Aufführung des ‚Bildes' von Houwald gesehen. Da ließ er sich die Fabel des Stücks erzählen und wußte mit der feinsten Ironie durch Fragen uud Zwischenreden die Mängel hervorzuheben, z. B. ‚also sie lieben sich über Kreuz'. Einmal traf er meine Mutter allein und brach noch in der Türe, indem er die Arme ausbreitete, in die Worte aus: ‚Ach, wenn doch der gute T. (ein damals auftauchender begabter Dichter, den auch er schätzte) nicht so breit wäre'. Von einem Lehrer, der, ohne sonderliche innere Bedeutung, großen Anhang unter der Jugend hatte, äußerte er,

‚wenn der sich nun im Spiegel ansähe, müßte er doch zu sich selber sagen: ei, du X., was bist du doch für ein großer Mann geworden'."

Das Frommannsche Haus, von Liebe und Achtung für den Geist erfüllt, von echter, tiefer Frömmigkeit beseelt, ein Haus, in dem die Eltern jeder in seiner Weise tätig, die Kinder gesund, liebenswürdig und begabt — denn auch Alwina, die später in Berlin in sehr angesehener Stellung lebte, war, ohne produktiv zu sein, geistig hervorragend — mit den Eltern in einträchtiger Weise zusammenlebten, kindlichen Respekt bewahrten und doch ungehindert in ihrer Eigenart sich entwickelten, war ein ungemein wohltuendes und harmonisches, das seinen Segen in sich trug und auf die Besucher ausströmte. Es wird am besten durch die Worte von Frau Johanna charakterisiert, die sie einmal an ihren Gatten richtete: „Wir können sagen, daß wir gelebt haben, wenn Teilnahme und Liebe das höchste Leben ist."

Auch in der späteren Zeit nach jener Blüteperiode 1802 ff. wurde Goethes provisorische Wohnstätte, zuerst in einzelnen Zimmern des Schlosses, dann in Räumen des Botanischen Instituts, zuletzt in der „Tanne", nicht leer von Gästen. Teils waren es Fremde, die Goethes wegen nach Weimar gekommen waren und die kleine Reise nach Jena nicht scheuten, teils waren es die Seinigen, die zu gelegentlichen Besuchen kamen und gastlich aufgenommen wurden, teils seine Kollegen, Amtsgenossen und Untergeordnete, die wichtige Dinge mit ihm zu beraten oder Berichte abzustatten hatten, teils Jenaer Freunde, bei denen er sich für die bei ihnen genossene Gastlichkeit zu revanchieren wünschte, wenn er nicht, wie dies Frommanns und Knebels gegenüber geschah, in ihre Küche Leckerbissen stiftete, die er sich von Weimar kommen ließ, teils endlich Jenaer Professoren oder Beamte, die er aber gern vereinzelt, nicht in Massen bei sich sah, weil er die Differenzen scheute, die durch das Zusammensein mehrerer leicht, ja notwendig entstanden.

Auch in Jena veranstaltete er Feste. Über ein solches, das er 1818 den fürstlichen Kindern (Enkeln von Karl August) bereitete,

berichtete er selbst (15. Mai 1818): „Da die Anwesenheit der lieben fürstlichen Kinder zu allerlei Unterhaltungen auffordert, so habe einen Versuch gemacht, denen sogenannten Teufelslöchern eine gewisse Zu- und Ausgänglichkeit, letztere nach der Höhe, zu verschaffen, wo man einer sehr angenehmen Aussicht genießt. Statt der vielen wundersamen Geschöpfe, die das Mährchen dämonisch dort walten läßt, hatten wir freilich nur ausgestopfte Tierchen und Vögel, sie taten aber doch auf die kleinen Gemüter gute Wirkung, besonders da zuletzt, anstatt des großen unterirdischen, magischen Teiches, sich wenigstens in einer Gelte kleine lebendige Fische merken ließen. Die Witterung begünstigte den Scherz, und wenn man von Zeit zu Zeit dieser extemporierten Anlage nachhilft, so kann eine Erfreulichkeit mehr in der ohnehin so sehr begünstigten Gegend gar wohl entstehen."

Wie in Weimar, so tauchte auch für Jena einmal der Plan eines wissenschaftlichen Klubs auf. Es sollte eine vierteljährliche Zusammenkunft der Vorsteher der einzelnen wissenschaftlichen Anstalten, unter Goethes Vorsitz, bei Anwesenheit des Großherzogs stattfinden. Die erste Versammlung sollte Pfingsten 1816 sein. „Hier könnten teils kurzgefaßte Übersichten über einheimische und auswärtige Tätigkeiten, teils ausführlichere Darstellung wichtiger neuer Entdeckungen oder Fortschritte in dem Bekannten gegeben, Briefstellen und sonstiges Interessante mitgeteilt werden. Hieraus würde schon in Jahresfrist eine reiche, wohlzuordnende Sammlung entstehen und Ihro Hoheit seien nicht abgeneigt, eine Auswahl des Wichtigsten unter der Form eines Journals in zwanglosen Heften eigens zu begünstigen. Nach diesen höchsten Absichten könnte zu Pfingsten die erste Versammlung sein. Bis zu diesem Termin ließe sich alles vorbereiten, näher besprechen und eine gründliche Einleitung erwarten.

Diese Sitzungen würden, wenigstens anfangs, nur privatim, unter den mitarbeitenden Personen vorgenommen, ein Protokoll geführt, worin nicht allein das Geschehene bemerkt, sondern auch das zunächst Vorzunehmende verabredet würde."

Der Großherzog billigte diese Vorschläge. Infolgedessen wurde

die Aufforderung an die Vorsteher des Mineralogischen, Botanischen, Chemischen, Anatomischen und Astronomischen Instituts erlassen. Die Antworten liefen ein und wurden von dem Stifter dieser Sozietät folgendermaßen charakterisiert:

„Döbereiner unbedingt und grenzenlos willig, in Sorgen über seine Lage, von denen er nun schon befreit ist; von Münchow, gefaßt, ruhig, verständig, richtige Ansicht, seine Erklärung der Frage angemessen.

Lenz, mit Großtaten großtuisch sich isolierend, sich selbst genügend. Voigt, wohlwollig, viel vorhabend, für den Augenblick unbestimmt. Fuchs, sorgsam, hütsam, scheu, verlegen und ablehnend.

Was aus diesen Elementen für eine kleine Welt entspringen könne, wird die Folge zeigen."

Doch kam die Zusammenkunft, wie es scheint, überhaupt nicht zustande, so daß von einer Entwicklung dieser Sozietät, die sich wohl zu einer Art von Akademie hätte auswachsen können, nicht berichtet werden kann.

Vom Jahre 1817 an entwickelte sich im Hause zu Weimar ein viel geselligeres Leben als früher. Diese Umwandlung mag damit zusammenhängen, daß nun durch Ottilie eine würdige Repräsentantin, eine zierliche und gewandte Hausfrau ihres Amtes waltete. Christiane ihrerseits hätte in ihrer Bescheidenheit und Zurückhaltung wohl auch in den größten Zirkeln nicht eben gestört; lebhaft und munter konnte sie aber nur in der Gesellschaft von ihresgleichen werden. Sie traute sich vermöge der Mängel ihrer Bildung nicht zu, den Ton anzugeben, und besaß nicht die Leichtigkeit der vornehmen Frau, mit jedem Gast ein Wörtchen zu reden und ihn durch verbindliches Geplauder in behagliche Stimmung zu versetzen. Ottilie dagegen, von Kindheit an in adligen Kreisen heimisch, an den vornehmen Ton gewohnt, verstand es, mit Anmut und Würde die Hausfrau zu spielen und die große Zahl der Gäste zu unterhalten, sowohl in den Momenten, ehe der Vater erschien, als in den langen Pausen,

die zwischen der Berufung der Einzelnen zu einem Sondergespräch des Meisters verstrichen.

Außer diesem einen Umstand, sein Haus weiter zu öffnen, als dies früher geschehen war, bestimmte Goethe die Rücksicht auf sein zunehmendes Alter, seine häufigen Leiden und seine größere Bequemlichkeit, seit 1817 seltener auszugehen, „wodurch ich denn", wie er selbst bemerkt, „freilich manches Guten verlustig gehe".

Und nun begannen die Gäste herbeizustürmen. Auch gekrönte Häupter sprachen oft genug vor. Ist auch der oben S. 68 erwähnte Besuch Napoleons ein Märchen, so erschienen bei ihm der Großfürst, spätere Kaiser Nikolaus von Rußland, die Könige von Preußen, Bayern und Württemberg, zwei Prinzen des preußischen Königshauses, die sich weimarische Prinzessinnen zu Frauen holten, auch der Kronprinz von Preußen, der spätere Friedrich Wilhelm IV., der sich freilich bei seinem Besuche in Weimar nicht als der geistreiche Mann zeigte, der er wirklich war, von dem aber der Meister nach Berichten anderer eine sehr hohe Meinung hatte, denn er erklärte: „Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen."

Vor allem war es die herzogliche, später großherzogliche Familie, die, namentlich in dem letzten Jahrzehnt, da Goethe seine Räume nicht anders als zu Spazierfahrten verließ, oft bei ihm eintrat. Wie die Großherzogin Luise, der der Dichter bis zu ihrem Lebensende die stille, echt menschliche Verehrung, wie sie sich aus jugendlicher Schwärmerei abgeklärt hatte, ohne jede höfische Beimischung widmete, an bestimmten Vormittagen in dem Dichterhause erschien, wo sie mit Zeichnungen, neuen Büchern, frisch eingetroffenen Kunstwerken regaliert wurde, so auch Maria Paulowna und deren Gemahl; auch der junge Prinz Karl Alexander durfte mehrfach in Begleitung seines Erziehers Soret sich präsentieren.

Außer solchen Galastunden, den Zeiten, wo die Großen der Erde vorsprachen, sind die gewöhnlichen Gesellschaftszeiten zu erwähnen,

in denen das Haus von Gästen nicht leer wurde, teils von Durchreisenden, teils den ständigen Bewohnern Weimars.

Für durchreisende Fremde wurden glänzende Mittags- oder Abendmahlzeiten veranstaltet. Außer den musikalischen Festlichkeiten für den kleinen vielgeliebten Felix Mendelssohn-Bartholdy, der sich ebenso durch seine liebenswürdige Kindlichkeit, wie durch sein meisterhaftes Spiel in das Herz des alten Kunstfreundes gestohlen hatte, wurden solche namentlich in den letzten Jahren, für zahllose, z. B. F. A. Wolf, Hegel, Gans, Parthey, A. W. Schlegel, Zelter, Reinhard, Rochlitz, Félicien David, Zahn, Heinroth, Frommann und andere, auch Fremde von Distinktion aus England, Amerika, Polen, Rußland, Frankreich, veranstaltet. Es sind Künstler, Schauspieler, Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrte, neugierige Reisende, liebenswürdige Frauen darunter, wer wollte es unternehmen, alle aufzuzählen? Zu solchen Gelagen, bei denen die Vertrauten nicht fehlen durften, die die gewöhnliche Tafelrunde bildeten, Kanzler Müller, Eckermann, Riemer, auch Soret, wurden manche Honoratioren, Peucer, Oberkonsistorialrat Röhr und einzelne andere, geladen.

Eine besondere Erwähnung verdienen einige junge Damen, die von Zeit zu Zeit zu diesen Tafelrunden eingeladen wurden, aber auch die Berechtigung hatten, bei dem alten Herrn zu außergewöhnlichen Stunden zu erscheinen.

Daß er mit besonderer Freude in größeren Kreisen die Jugend aufsuchte, ist schon erwähnt. Wie er seinem Liebling Felix gegenüber sich einmal mit Saul verglich, der eines David zur Aufheiterung bedürfte, so liebte er die frischen Mädchen, die als Freundinnen der Schwiegertochter ins Haus kamen. Unter diesen, die gerade in den letzten Zeiten wirklich intim bei Goethe verkehrten, sind Adele Schopenhauer und Jenny von Pappenheim zu nennen. Jene, die kunstfertige Tochter der alten, zu wiederholten Malen genannten Frau Schopenhauer, der gastfreiesten Frau in Weimar, diese, durch ihre Mutter den adligen Kreisen der Residenz angehörend und durch ihren Vater Jérôme Bonaparte mit einer Art

von Nimbus umgeben. Beide gehörten zu den Lieblingen Goethes. Der Verkehr mit ihnen war ein wesentlich anderer, als der mit den Jungfräuleins in Christianens Zeiten. Man möchte den sensationellen Lebensabschnitt, der mit Ulrike von Levetzows Namen bezeichnet ist, den Abschluß einer großen Epoche nennen. Bis dahin war Goethe der Galante gewesen, jugendlich, ohne aufdringlich zu sein, zierlich scherzend, ohne immer Hoffnung zu erregen, aber doch nicht unwillig, sobald man ihn, den Älteren, den Vertretern einer jüngeren Zeit vorzog. Seitdem es mit seinem letzten Liebeswerben vorbei war, gefiel er sich mehr in der Rolle des Großpapas. Er ließ die Kleinen zu sich kommen und sich von ihnen liebkosen, wie es seinem Alter zukam. Die Führerinnen dieser weiblichen Leibgarde waren Jenny und Adele, jene anmutig und geistig hochbegabt, diese in mancherlei Kunstübung geschickt und zu allerlei Besorgungen und Diensten freundwillig ergeben. Gewiß fehlt es in den an beide gerichteten Billeten und Versen nicht an schalkhaften Wendungen, auch nicht an Huldigungen, die Wünsche einzuschließen scheinen, und doch spricht meist der Entsagende, der Alte. Nicht wie der Greis, der das anmaßliche Wesen der Jugend zurückweist und von seiner Umgebung verlangte, mit ihm zu „älteln", sondern wie der Weise, der zwar auch aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen andere belehren wollte, meist für sich nichts begehrte, sondern, die Welt kennend und sie nicht verachtend, noch immer das Leben und die Menschen zu lieben unternahm. Jenny und Adele, sowie manche ihrer Altersgenossinnen, die in diesem Kreise keine so hervorragende Rolle spielten, fühlten sich daher unendlich wohl in der Nähe dieses Alten, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, nun aber wie ein ehrwürdiger einfacher Patriarch froh unter den Seinen, nicht mürrisch beiseite saß, und vergalten seine Freundlichkeit mit töchterlicher Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit.

Seit 1818 gehörten Julie und Karoline von Egloffstein zu Goethes vertrautem Kreis. Mit beiden jungen Mädchen entwickelte sich ein enges, fast zärtliches Verhältnis. Juliens Maltalent suchte der

Meister in eine bestimmte Bahn zu lenken. Wie lieb Goethe sie hatte, geht aus einer sehr merkwürdigen Äußerung (September 1823) hervor. Er beklagte ihre Abwesenheit namentlich im Hinblick darauf, daß durch diese Entfernung von Weimar die Aussicht jener Hofdame zu werden, verloren gehen könnte, und fügte hinzu: „Andre erfreuen mich bloß durch ihre Gegenwart, durch ihre sichtliche Erscheinung, sind aber rein nichts für mich, wenn ich sie nicht vor mir sehe. Mit jenen aber kann ich mich unsichtbar unterhalten, und darunter gehört Julie. Ich weiß zu gut, daß sie mir durch keine andere jemals ersetzt werden kann. Und eben darum bin ich so betrübt, daß sie mir gerade diesen Winter fehlt." Und als er in demselben Jahre eines außerordentlichen Kunstgenusses teilhaftig wurde, rief er aus: „Wenn Julie nur eine Tagereise entfernt wäre, so müßte man sie mit Courierpferden holen; denn so etwas hört sie so leicht nicht wieder."

Das außerordentlich lebhafte Treiben, in das Goethe 1822 und 1823 zu Marienbad verstrickt gewesen war, gab ihm die Lust ein, eine Fortsetzung in Weimar zu versuchen. Der Gedanke, wie er Goethe vorschwebte, wurde einmal von ihm so ausgedrückt: „Seht, wenn es mir wieder unter Euch wohl werden soll diesen Winter, so darf es mir nicht an munterer Gesellschaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in so reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft sich täglich bald in größerer, bald in kleiner Zahl in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen, die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereitet sein. Man triebe Musik, spielte lachte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte und Niemand würde sich besser dazu eignen, als Frau

von Fritsch. So wäre denn ein ewiger Thee organisiert, wie die ewige Lampe in gewissen Capellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden."

Ein ähnlicher Gedanke liegt vielleicht einem Briefe an Froriep vom 27. Januar 1823 zugrunde, wo er den Dienstag als den Tag festsetzte, an dem er „werte Freunde in größeren und kleineren Zirkeln versammelt wünschte". Aber der Gedanke eines regelmäßigen jour — denn die Veranstaltung eines solchen ewigen Thees hätte, ganz abgesehen von den Kosten, sehr bald zu einer Übersättigung der Teilnehmenden geführt — wurde, kaum daß der Anfang zu seiner Verwirklichung gemacht worden war, wieder aufgegeben.

Außer dieser privaten Gastlichkeit gab es auch noch eine offizielle, nämlich die an bestimmten feierlichen Tagen. Neujahrsempfänge kamen bei Goethe gar nicht oder selten vor; so blieben die Geburts- und andere Gedenktage übrig.

Der Feier seines Geburtstages ging er gern aus dem Wege. Er konnte diesen Entschluß unschwer ausführen, weil er zumeist im Spätsommer von Weimar abwesend war. Freilich entging er auch in der Ferne nicht festlichen Veranstaltungen. Aber an solchen extemporierten Feiern, wie 1815 in der Gerbermühle, oder 1818 und 1821 auf dem Schloß Hartenberg des Grafen Auersperg, konnte er sich erfreuen, weil er bei der ersteren die herzlichste Teilnahme wahrer Freunde, bei den letzteren den Ausdruck spontaner Begeisterung naiver Verehrer empfand. Nichts Offizielles und Gemachtes, nichts Künstliches und lange Vorbereitetes, wie es bei Festlichkeiten unvermeidlich war, die im eigenen Heim oder auch nur an der Stätte seines Wirkens stattfanden.

Er stand nur widerwillig im Mittelpunkte solcher Huldigungen, liebte nicht das Tuscheln und Wispern um ihn her, die heimlichen Vorbereitungen, deren Gegenstand er war und an denen er doch nicht teilnehmen durfte, die offiziellen Reden, deren Aufrichtigkeit er vielleicht nicht bezweifeln konnte, zu deren Anhören er aber nicht die erforderliche Geduld, zu deren Erwiderung er nicht den nötigen Humor besaß.

Eine Ausnahme machte er 1820; bezeichnend für seine Gesinnung ist es aber, daß er auch damals das turbulente offizielle Weimar mit seinem aufdringlichen Festgepränge mied und statt dessen das friedlichere Jena aufsuchte, und ferner, daß er für seine Beteiligung an einer solchen Feier eine Entschuldigung für nötig hielt. Er schrieb an den Staatsrat Schultz, einen hohen preußischen Beamten, einen der wenigen allgemein gebildeten, wenn auch nicht fachmännisch unterrichteten Männer, die für seine Farbenlehre Interesse bekundeten und es offen bezeugten: „Aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszusehen, habe ich mich entschlossen, morgen hier zu bleiben und der Feier meines Geburtstages persönlich beizuwohnen, was ich sonst so sorgfältig vermied. Ihrem Besuch gebe ich die Schuld dieser Sinnesänderung; Ihre Teilnahme und die Tätigkeit der jungen Männer hat mich ins Leben wie zurückgerissen."

Die Feier selbst wird etwas aphoristisch geschildert: „Und so kam der 28. heran, bei dessen frühstem Tagesgruß mir die liebliche Musik vom Main her wieder in die Ohren schallte und die sämtlichen Freuden dem Gefühl und der Einbildungskraft wieder vorführte, wie sie Orient und Occident verbunden wohl selten einem Freundeszirkel gewähren möchte.

Dem wohlgemeinten Feste, welches die Universität mir zugedacht, konnt ich mich nicht entziehen, und so ist denn dieser Tag lebhaft genug, mit Angebinde und Gastmahl, hingegangen; auch der Nacht gebrach es nicht an Musik und Fackelschein. Nun aber ist das gute Jena und ich mit ihm wieder in seinen stillen Zustand zurückgekehrt."

Merkwürdig ist es nun, daß, nachdem er seine Einwilligung zu der Feier gegeben hatte, ihn schon wieder Reue ergriff, so daß er schrieb: „Daß die freundliche Feier meines Geburtstages, zu der ich etwas übereilt meine Einwilligung gab, glücklich vorübergegangen, freut mich sehr; denn ich will nur gestehen, daß in der Zwischenzeit die Reue mich einigemal anfiel, weil selten etwas Gutes heraus

kömmt, wenn das Öffentliche bewegt wird; so aber hat sich's diesmal recht mäßig und schicklich erwiesen."

Von den Geburtstagsfeiern sind einige zu erwähnen, die, wenn auch ohne Goethes Anwesenheit erfolgt, von den Seinen festlich begangen wurden und auch deswegen wichtig sind, weil sie zu einigen literarischen Produktionen den Anlaß gaben. Da ist der 70. und 80. Geburtstag (1819 und 1829) zu erwähnen, der von 1827, der durch die Anwesenheit des Königs Ludwig von Bayern besonderen Glanz erhielt, — dem dann das große Armbrustschützenfest folgte, sie alle durch Gedichte, Ovationen mancher Art, mit Festmahlen gefeiert, auch mit Erwiderungen des Geehrten, die freilich seiner innern Ergriffenheit nur sehr gemessenen Ausdruck geben. Nur zwei dieser Feste seien kurz berührt: der 7. November 1825 und der 28. August 1831.

Der 7. November 1825 ist die 50. Wiederkehr des Tages, an dem er in Weimar eingezogen war.

Es war ein glänzendes Fest und erschien dem Jubilar und denen, die ihn zum Gegenstand der Feier machten, so bedeutend, daß eine besondere Schrift gedruckt ward, die den Tag und seine Vorgänge schilderte, Gedichte, Reden und Adressen zur Veröffentlichung brachte. Von seiten des großherzoglichen Paares wurde eine goldene Denkmünze geprägt, die auf dem Avers die vereinigten Brustbilder des Großherzogs und der Großherzogin, auf dem Revers aber Goethes von einem Lorbeerkranz umkröntes Brustbild zeigte. Auf dem äußeren Münzrande liest man die würdig einfache Inschrift: „Karl August und Luise Goethen zum 7. November 1825".

Am Morgen des frohen Tages wurde dem Gefeierten ein Ständchen gebracht. Als Goethe das große Festzimmer betrat, wo sich die Gratulanten in kaum übersehbarer Zahl versammelt hatten, scholl ihm Musik entgegen: Die Ilm-Nymphe begrüßte ihn als den ihren. Darauf überreichte Kanzler von Müller die eben erwähnte Denkmünze, Deputationen der Universität Jena, der Landeskollegien von Weimar und Eisenach, des Stadtrats und der

Freimaurerloge brachten Glückwunsch und Jubelgaben dar: die einzelnen Fakultäten ernannten den Helden des Tages zum Ehrendoktor, die Stadt Weimar verlieh dem Sohne und den Enkeln das Bürgerrecht der Residenz. Um 10 Uhr kam der Großherzog, später die übrigen Mitglieder der fürstlichen Familie zur Gratulation. Darauf folgten Deputationen und Private, die viele sinnige Geschenke, einzelne unter ihnen auch literarischer Art überreichten. Während mittags eine kleinere Gesellschaft in Goethes Zimmern sich versammelte, hatte sich im Stadthaus eine große Schar von etwa 200 Personen zusammengefunden zu einem glänzenden Feste, bei dem mannigfache Gesänge angestimmt, prosaische und poetische Reden gehalten wurden. Große Rührung erweckte Augusts Rede — ob nun von ihm herstammend, oder vom Vater eingegeben — die in einem Lebehoch auf den Urfreund Knebel ausklang. Am Abend fand eine Festvorstellung im Theater statt, in der Iphigenie vorgeführt wurde, während einiger Akte war Goethe selbst zugegen. Nach dem Theater erfolgte eine glänzende Illumination der Stadt, nachdem das trübe, während des ganzen Tages herrschende Wetter geschwunden war; des abends, bis in die späten Nachtstunden, war eine erlesene Gesellschaft in Goethes Hause vereinigt, an der sich der Jubelgreis wenigstens anfangs beteiligte.

Die poetischen Beiträge, die bei all den angeführten festlichen Veranstaltungen vorgetragen und gesungen wurden, haben keinen hohen Wert. Gut gemeint, von herzlicher Verehrung für den Meister getragen, sind sie alle, versgewandt, aber doch von einer allzu blumenreichen Rhetorik erfüllt. Um wenigstens einige Proben zu geben, seien hier wenige Strophen mitgeteilt. In Müllers Gedicht: Auf die goldene Denkmünze, heißt es:

Du schlangst den Schmuck, den ewig lorbeerfrischen,
Um deines Fürsten ruhmbestrahltes Haupt,
Riefst Sternen zu, dem Eichkranz sich zu mischen,
Der unserer Fürstin heiliges Bild umlaubt;
Den Mut des späten Enkels anzufrischen,
Der unerreichbar Heldengröße glaubt,

Zeigst du in unvergänglich Erz gegraben,
Was wir verehrt, geliebt, besessen haben.

Aus dem ungeheuer langen, 23 8zeilige Strophen enthaltenden von Riemer herrührenden „Jubelgedichte“ sei wenigstens eine Strophe hervorgehoben.

Heil dem Prometheus, der zuerst die Strahlen
Des milden Lichtes seinem Volke brachte,
Sie gleich der Vesta Flamme treu bewacht,
Sein Name wird in ew'gen Weltannalen
Als Hochbeglücker edler Menschheit strahlen;
Mit gleicher Feier bleibt auch der bedacht,
Der hohen, hehren, einzigen Gestalten
Die früh und spat des teuern Pfandes walten.

Peucers „Zweigesang“ enthält u. a. folgende anmutige Strophen:

Das Licht ist hell erglommen,
Die Luft ist neu beschwingt;
Von nah und fern gekommen
Sind alle gleich verjüngt.
Und Nahe sowie Ferne
Umkreisen ihn gesamt:
Glückauf! der Fürst der Sterne,
Der Geister Sonne flammt!

Endlich möge Eckermann gehört werden, der in einem großen Gedichte folgende Strophen braucht:

Glücklich wir drum alle, die wir leben,
Die zu des Geliebten Schwelle gehn,
Und, von Kraft und Jugendglanz umgeben,
Still erfreut sein leuchtend Auge sehn;
Die wir seinen edlen Worten lauschen,
Deren Zauber wunderbar beglückt;
Blick mit ihm und Händedrücke tauschen,
Lebend so vom Lebenden erquickt.
Ja vom Lebenden, des seltne Tugend
Herrlich sich zum Glück der Welt erweist;

Vom Lebendigen, dessen Kraft und Jugend
Noch ein langes Bleiben uns verheißt.
Ja wir traun den waltenden Dämonen
Die ihn schützen uns zum höchsten Glück;
Gab ein Gott ihn uns von höheren Thronen,
Ruf' ein Gott ihn spät von uns zurück.

Die letzte Geburtstagsfeier fand am 28. August 1831 in Ilmenau statt. Es war zugleich die letzte Reise, die der Alte unternahm, die einzige, die er in Gesellschaft seiner beiden Enkel angetreten hatte. Dem Berichte eines Zeitgenossen sei die nachfolgende Schilderung entnommen: „Am 28. August früh 5 Uhr wurde im Gasthof zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hiesigen Stadtmusikus Merten mit einem Musikkorps auf Blasinstrumenten der Choral „Nun danket alle Gott' angestimmt zu seiner großen Freude und Überraschung. Nachdem noch einige Musikstücke vorgetragen waren, überreichten hiesige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt, mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geheimen Rat von Fritsch die hiesigen Geistlichen und Beamten zur gemeinschaftlichen Feier. Auf Goethes Gesicht malte sich die größte Heiterkeit, und die froheste Laune hatte ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forsthause gegenüberliegende alte Schlößchen und er erinnerte sich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hetzer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging also zu Fuß hinüber, um ihn zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er sich mit großer Lebhaftigkeit der frühesten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie sie sich beide in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geheimen Rat von Fritsch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felsengruppe des Körnbaches zu sehen. Eigenhändig schrieb er seinen Namen in das in der Porzellanmassenmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Ilmenau. Abends ließ ich mit Janitscharenmusik die ganze Kammerberger Bergknappschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik

vor dem Gasthof zum Löwen bringen, wobei die Bergknappen auch ‚den Bergmann und den Bauern' dramatisch aufführten."

Sie hat etwas Rührendes an sich, diese letzte Feier. Es ist, als wenn der Alte, nachdem die Zeugen seines Glückes, seines Weimarer Glanzes alle dahingegangen waren, von Herder an, dem ersten, der die Erde verließ, bis auf die Großherzogin Luise, die letzte und die am meisten verehrte, an jenem Orte, der so viel Jubel gesehen, keinen Glückwunsch empfangen, keinen Freudenlaut mehr vernehmen wollte. Daher zieht er sich aus der Residenz und ihrem offiziellen Trubel in das Bergstädtchen zurück, das ihm die erquicklichsten Momente ins Gedächtnis rief: die Hoffnungen der grünenden Jugend, das innige Zusammenleben mit einem Fürsten, wie es nur selten ein ähnliches gegeben hat. Die Natur, die es ihm so oft angetan hatte, im Leid ihn getröstet, die Freude ihm verdoppelt, umfängt ihn noch einmal mit allem ihrem lieblichen Zauber Und daß die Gedanken, die trübe in die Vergangenheit schweifen, ihn nicht überwältigen, daß die Natur dem halberloschenen Blicke sich nicht allein darbiete, tritt das blitzende Auge und das fröhliche Geplauder zweier geliebter Enkel hinzu: so gewährt ihm die Gegenwart doppelten Reiz, die Vergangenheit mit ihrem Schmerz verknüpft sich mit der lachenden Hoffnung der Jugend.

II.

Haus und Dienerschaft.

Goethe muß ein großes Haus geführt haben. Er spricht 1812 von einer aus neun Mitgliedern bestehenden Familie. Es muß daher außer dem Vater, Mutter und Kind, Fräulein Ulrich, der Begleiterin Christianens, ein Dienstpersonal von fünf Personen existiert haben. In diese Zahl sind freilich auch die Schreiber einzurechnen, die lange Jahre in Goethes Haus wohnten. Von diesen, deren Namen ebenso wie ihre Schriftzüge wohl bekannt sind, soll freilich im einzelnen nicht die Rede sein; sie alle: Geist, Stadelmann und wie sie auch heißen mögen, sind völlig inferiore Naturen, die sich aus ihrer ermüdenden Beschäftigung zu nichts Höherem zu erheben vermochten und die auch aus ihrer stummen Devotion nur selten hervortraten. Freilich übernahmen solche Schreiberdienste auch Menschen von Bedeutung. Außer dem Sohne, der ziemlich oft für den Vater schrieb, waren Karoline Ulrich und Riemer, später auch Eckermann als Schreiber tätig, wenn gerade kein anderer zur Hand war; Riemer hat trotz seiner Gelehrsamkeit jahrelang für den Meister die Feder geführt.

Nicht so hoch wie Riemer, aber auch ein studierter Mann, ist Karl Ernst John, ein Studiengenosse Augusts, zu bewerten, mit dem freilich der Patron ziemlich üble Erfahrungen machte. John mußte aus Goethes Diensten scheiden, ging aber nicht, wie so viele ähnliche Existenzen, zugrunde, sondern brachte es, dank seiner Gewandtheit und Gesinnungslosigkeit, zu angesehener Stellung und zu hohen Ehren. Denn derselbe Mensch, der in seinen jungen Jahren wegen einer revolutionären oder zum mindesten sehr freisinnigen Schrift verdächtigt wurde, brachte es dahin, eine Säule des Staates zu werden. Er erlangte die Stellung eines preußischen Zensors mit dem Titel eines Geheimen Hofrats und wurde der wütendste Verfolger der jungen Leute, die auch ihren kurzen Freiheitsfrühling geträumt hatten. Die üblen Erfahrungen, die Goethe mit ihm gemacht hatte und die jenem den Gedanken nahe legten,

überhaupt nun niemanden mehr ins Haus zu nehmen und sich mit gelegentlicher Aushilfe der Nahestehenden zu begnügen, veranlaßten ihn zu folgender Charakteristik: „Diese Menschen, wie es ihnen wohlgeht, wollen sich und nicht der Herrschaft leben und so ist es besser, man scheidet. Wenn Du zu Johns übrigen Untugenden noch eine schwere Krankheit denkst, der man alles verzeihen muß; so stellst Du Dir vor, was ich gelitten habe. Er ist pretentiös, speisewählerisch, genäschig, trunkliebend, dämperich und arbeitet nie zur rechten Zeit. Überhaupt war es mit Riemer eine andere Sache. John schreibt nur reinlich und gut, weiter leistet er auch nichts und das kann man wohlfeiler haben."

Trotzdem war Goethe gütig genug, den jungen Mann, der bei dem Hauptmann Verlohren in Dresden freundlich aufgenommen wurde, diesem in einer den wirklichen Tatbestand freundlich verschleiernden Weise zu empfehlen. „Ich dagegen kann mit Wahrheit sagen: daß ich ihn ungern vermißt. Seine schöne Kenntnis der lateinischen Sprache, so wie einiger neueren, seine schon früh geprüfte Gewandtheit in den Rechtswissenschaften, ferner seine leichte Fassungskraft und schöne Handschrift, eine angenehme Unterhaltung, eine Gabe, sich fremden Personen vorteilhaft darzustellen, nicht weniger Aufträge persönlich geschickt auszurichten, machten ihn zu einem sehr erwünschten Gesellschafter. Ja, ich würde vielleicht noch jetzt mit ihm einen abermaligen Versuch wagen, hätten sich nicht seit vorigem Sommer in dem Personal meiner Familienumgebung, so wie in dem ganzen bürgerlichen Zustand, entscheidende Veränderungen zugetragen, die es mir unmöglich machen, einem solchen Wohlwollen Raum zu geben.

Können Ew. Hochwohlgeboren dies gegenwärtige Schreiben zu seiner Empfehlung irgendwo benutzen, so soll es mir um seinetwillen besonders auch seiner würdigen Eltern willen, sehr angenehm sein. Diese stehen hier in dem besten Ansehen und mit meinem Haus in freundschaftlichem Verhältnis."

Auch später freute er sich, der vollsten Grund zur Unzufriedenheit gehabt hätte, daß jenem eine bessere Zukunft in Aussicht stand.

Zeugnis dafür sind folgende, an einen Gönner Johns gerichteten Worte (1817): „Es muß mir nichts willkommener sein, als wenn diejenigen, welche bestellt sind, gegen das Gesetzlose zu wirken, nach Einsicht und Gewissen, von gleicher Hoffnung geleitet, zu mildem Entschlusse sich bewogen fühlen. Konnten die redlichen Aufklärungen, die ich in der Sache zu geben im Stande war, etwas dazu beitragen, daß bei den hohen und höchsten Behörden jener Glaube gestärkt und einem wirklich fähigen und brauchbaren Menschen Zeit und Raum gelassen wurde, seine Verirrungen einzusehen, zu vermeiden und in reine Thätigkeit aufzulösen, so muß ich mich nothwendig darüber höchlich freuen, mit dem Wunsche, daß dieser humane Versuch gelingen und zu ähnlichen in der Folge Überzeugung und Muth geben möge."

Zu seiner persönlichen Bedienung hatte Goethe beständig männliche Diener. Sie waren zunächst zurückgeblieben als ein Überbleibsel aus der langen Junggesellenzeit. Ein Diener war schon dem noch Jugendlichen und keineswegs an sonderliche Bequemlichkeiten Gewöhnten nötig, wenigstens wünschenswert für die vielen Botengänge, die beim gänzlichen Fehlen oder dem langsamen Funktionieren einer Stadtpost erforderlich waren, für die groben Arbeiten in dem weitläufigen Hause, zu mannigfachen Handreichungen auf den vielen, oft lange andauernden Reisen. Eine Aufzählung oder gar Charakteristik aller dieser untergeordneten Personen ist durchaus nicht die Absicht dieses Buches.

Nur ein paar charakteristische Züge, die uns den Einblick in die kleinen Menschlichkeiten dieses herrlichen Lebens gestatten und die außer der bisweilen, dann aber auch rücksichtslos geübten Strenge, die Milde und Güte, das äußerst humane Verhalten des Hausherrn erkennen lassen, seien hier hervorgehoben. Dabei muß freilich eine ähnliche Reservation gebraucht werden, wie sie auch in dem Abschnitt über Theater anzuwenden ist. Es könnte nämlich scheinen, als wenn unser Dichter ein großer Haustyrann, in seinen Ansprüchen und Forderungen gegen das Dienstpersonal ungemein herb gewesen wäre, oder als wenn das weimarische Tuskulum stets von Lärm-

szenen widergehallt hätte. Davon ist glücklicherweise nicht die Rede, vielmehr muß man bedenken, daß bei friedlichen, geordneten häuslichen Zuständen, wenn es sich nicht etwa um Jubiläen verdienter Veteranen oder um Dienstboten handelt, die mit der Herrschaft groß geworden sind, der Hausherr im allgemeinen keinerlei Veranlassung hat, der dienenden Geister zu gedenken, daß er vielmehr gerade in vertrauten Briefen oder amtlichen Aktenstücken eben nur dann über sie das Wort ergreift, wenn ein Anlaß zur Klage vorhanden ist.

Wie er im Hause strenge Ordnung einzuhalten suchte, so wich er auch auf der Reise von solchen Gewohnheiten nicht ab. Darüber berichtet der Gefährte Boisserées, Bertram, folgendes: „Jeden Abend ließ Goethe seinen Bedienten zu sich auf die Stube kommen, um Rechnung mit ihm abzuhalten über alle Ausgaben des Tags, die größten wie die kleinsten, und für den folgenden Tag den vorläufigen Etat im Ausgabebuch festzustellen.“ Als Bertram über diese haushälterische, dem Materiellen zugewendete Sorgfalt des Dichters seine Verwunderung äußerte, sagte Goethe: „Wenn die Prosa abgetan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen. Man muß sich das Unangenehme vom Halse schaffen, um angenehm leben zu können, und der Schlaf bekommt nur um so besser.“

Stadelmann war eine lange Reihe von Jahren in Goethes Dienst gewesen und hatte sich im Ganzen treu bewährt. Freilich fehlte es auch da nicht an gewissen turbulenten Szenen. So drohte er ihm, als kein Abwischtuch da war, um den Staub von den Mappen zu entfernen: „Ich erinnere Dich zum letzten Mal, denn gehst Du nicht noch heute die oft verlangten Tücher zu kaufen, so gehe ich morgen selbst und Du sollst sehen, daß ich Wort halte.“ 1824 mußte St. fortgeschickt werden, und es wurde ziemlich peremptorisch gegen ihn vorgegangen, wie aus folgendem Briefe an den Bibliothekar Weller (6. August 1824) hervorgeht: „Es hat der vor kurzem aus meinen Diensten getretene Stadelmann seit mehreren Jahren meine Reiserechnungen geführt; die

zwei zusammengehefteten Jahre jedoch von 1822 und 1823, ohngeachtet wiederholter Erinnerung, nicht abgeliefert. Da mir aber diese Rechnungen wegen der darin notierten Preise und sonst zu einer Reise in die böhmischen Bäder ganz unentbehrlich sind und ich derselben aufs schleunigste bedarf, so wird hiermit Herr Dr. Weller um die Gefälligkeit ersucht, von gedachtem Stadelmann die Rechnungen definitiv abzufordern und wenn derselbe, unter irgend einem Vorwand, die Herausgabe abzulehnen oder zu verspäten gedächte, ihm zu erklären: daß man solche gerichtlich zu erlangen wissen werde."

Mit einem andern Diener Gensler gab es gleichfalls starke Differenzen. Auch in diesem Falle ist die Darstellung, die der Herr und Meister selbst gibt, so lesenswert, daß man nichts anderes zu erzählen braucht. An die fürstliche Polizeikommission in Jena nämlich richtete Goethe folgendes bemerkenswerte Schreiben:

„Mein Bedienter N. N. Gensler, welcher schon eine Zeitlang bei mir steht, auch noch auf eine Zeit gemietet ist, hat zwar seine Schuldigkeit gegen mich zu meiner leidlichen Zufriedenheit beobachtet; dagegen aber von der ersten Zeit her sich gegen meine Familie und Hausgenossen äußerst rauh, störrisch, grob und auffahrend, sogar in meiner Gegenwart, betragen. Die ihm deshalb zugegangenen bedrohlichen Verweise haben nur augenblickliche Wirkungen hervorgebracht, im Ganzen aber nichts gefruchtet; weshalb ich manche Verdrießlichkeit erlitten und nur durch Gewohnheit und Hoffnung bewogen werden können, ihn beizubehalten.

Nun hat sich aber seine unbändige Gemütsart auf meiner Reise nach Karlsbad ganz grenzenlos bewiesen, indem er nicht allein meinen Reisegefährten schnöde begegnet, wovon Herr Major von Hendrich das Nähere zu den Akten geben wird, sondern auch auf der Rückreise seine Bosheit und Tücke an dem Kutscher auf allerlei Weise ausgelassen, daß es zuletzt auf dem Bock zwischen beiden zu einem heftigen Wortwechsel und, ohnerachtet aller herrschaftlichen Inhibition, endlich zu Schlägen kam; wobei, so viel mir bekannt

ist, gedachter Gensler ausschlug, und ungeachtet aller Verweise und Bedrohungen sein gewöhnliches Betragen bis Jena auf eine dem Wahnsinn sich nähernde Weise fortsetzte.

Da ich mich nun in dem Fall sah, durch Zorn und Ärger die ganze Wirkung meiner vollbrachten Badekur zu verlieren, auch auf dem Punkt stand, zu einer unschicklichen und sträflichen Selbsthilfe genötigt zu werden, so blieb mir nichts übrig, als diesen Burschen bei meiner Ankunft in Jena in militärische Haft bringen zu lassen, den ich nach diesem Vorgang nicht mehr in meinen Diensten behalten kann.

Da jedoch bei Auseinandersetzung mit demselbigen noch manche ärgerliche Auftritte zu erwarten sind, so habe fürstliche Polizei-Kommission ergebenst ersuchen wollen, in diese Sache Einsicht zu nehmen und Jemanden abzuordnen, der die mehrgedachtem Gensler gehörigen Sachen und was ihm sonst zustehen möchte, in Empfang nähme; wobei ich jedoch voraussetze, daß eine Herrschaft nicht gehalten sein könne, ein so untaugliches und gefährliches Subjekt für eine allenfalls noch übrige Dienstzeit zu entschädigen.

Schließlich muß ich ergebenst bitten, gedachten Gensler bis zu völliger Beendigung der Sache in Verwahrung zu behalten, damit sowohl ich als die Meinigen vor seinem, besonders in dieser letzten Zeit manchmal an Raserei grenzenden Betragen gesichert sein können."

Handelte es sich in den bisher angeführten Beispielen um energisches Auftreten gegen widerspenstige Dienstleute, so ist in dem folgenden die familiäre Umgangsweise, die zarte Rücksicht und die liebevolle Sorgfalt Goethes für Personen, die in seinem Dienst gestanden, zu bemerken. Er war milde und übersah gern kleine Fehler. Dienern, die im ganzen treulich ihre Pflicht verrichteten, rechnete er es nicht als Kapitalverbrechen an, wenn sie einmal etwas über den Durst taten. Als er in Dornburg war (1828) und sein Bedienter Friedrich in Gesellschaft des Hofgärtners Skell bei einer Besorgungstour in Dorndorf dem Weine so stark zugesprochen hatte, daß er alsbald nach seiner Rückkehr das Bett aufsuchen

mußte, rief zwar Goethe nach ihm, damit er das Nachtlicht anzünde und ihn entkleide, beruhigte sich aber bald und begnügte sich damit, den morgens mit schlotternden Knien bei dem Herrn erscheinenden Diener gutmütig anzureden, ohne den Versuch einer Strafpredigt zu machen: „Du hast ja Deine Strafe wohl schon bekommen" und zu fragen, indem er auf den Schädel wies: „Wie sieht es denn heute bei dem aus?"

Die Sorge für seine ehemaligen Diener war eine vielumfassende. Der getreue und außerordentlich fähige, auch recht gebildete Seidel, der Gefährte der Weimarer Frühzeit, dessen Urteil gelegentlich einzuholen der Dichter nicht verschmähte, brachte es durch die Vermittlung des früheren Herrn zu einer ansehnlichen Stelle und einem nicht unbedeutenden Wirkungskreise. Auch ein zweiter Diener Georg Paul Götze, der 15 Jahre lang in Goethes Diensten gestanden hatte, wurde von ihm gefördert. Im Jahre 1794 wurde er an den Herzog durch folgendes Schreiben empfohlen: „Er hat das Glück, Ew. Durchl. nicht unbekannt zu sein, besitzt Gesundheit, Fähigkeit sinnliche Gegenstände gut zu beurteilen und zweckmäßige Tätigkeit. Im Schreiben und Rechnen ist er nicht ungeübt, im Zeichnen vorzüglich geschickt, mit dem Berg- und Wasserbau, auch sonstigem Bauwesen im allgemeinen bekannt; so wie mir seine Treue bisher in allen Fällen erprobt gewesen.

Wollten Ew. Durchl. die Gnade haben, ihn in Ihro Diensten, etwa unter dem Charakter eines Kondukteurs, anzustellen und ihm eine kleine Besoldung zu gönnen, (indem ich ihm die Vorteile, die er von mir genießt, gerne noch eine Zeitlang gönnen würde) so könnte man ihn bei häufig vorkommenden Fällen sogleich gebrauchen und ihn in kurzen zu einem nützlichen Diener völlig ausbilden.

Er könnte bei dem Wasser-, Berg- und Schloßbau, den Kommissionen und auch dem Ltnant Vent bei denen mannigfaltigen Aufträgen, welche Ew. Durchl. ihm unmittelbar zu erteilen geruhen, an Handen gehen, und ich würde der Zufriedenheit genießen, Ew. Durchl. Dienst einen nützlichen, treuen Subalternen ausgebildet zu

haben und selbst durch ihn lebhafter und sicherer nach Ew. Durchl. Befehlen wirken zu können."

Im Jahre 1812 mußte ein Diener Eisfeld, der sechs Jahre bei Goethe tätig gewesen war, einer ansteckenden Krankheit wegen entlassen werden. Trotzdem kam es nicht zu einem brüsken Abschiede, sondern Goethe verwendete sich bei der Polizei dafür, daß der ehemalige Diener, der 4 Taler monatlichen Lohn erhalten hatte, sich weiter in Weimar aufhalten dürfe, gab an, daß er „wegen notwendiger häuslicher Veränderungen ihm seine Entlassung erteilt habe, daß er ihm aber ein gutes Zeugnis nicht versagen könne".

Auch für einen anderen Diener, der in seinen Diensten krank geworden und deswegen entlassen worden war, wußte er in echt menschlicher Weise einzutreten. Im Jahre 1817 richtete er an den Kammerherrn und Landrat von Erffa folgende merkwürdige Bitte:

„Es ist ein junger Mensch, Namens Ferdinand Schreiber, aus Weyda gebürtig, der vergangene Ostern sich mir zum Dienst anbot, in welchen ich ihn denn auch wegen seiner leidlichen Gestalt und guten Betragens aufnahm. Er zeigte sich sehr willig, geschickt und tätig und bildete sich sehr bald zu allem, was bei der Aufwartung, überhaupt, besonders aber zum nähern Dienste meiner Person nötig war. Wie er sich denn auch in dem Bade zu Tennstedt, wohin er mich begleitete, dergestalt erwies, daß ich mir keinen besseren Bedienten hätte wünschen mögen.

Unglücklicherweise ließ er sich bei seiner Rückkehr verführen, ein schlechtes Haus zu betreten, wo er von einem Übel ergriffen wurde, das, früher offenbart und besser behandelt, vielleicht als Kleinigkeit vorübergegangen wäre. Da nun aber mehrere Wochen zu seiner Wiederherstellung nötig waren, wie er denn, nach ärztlichen Zeugnissen, nunmehr völlig geheilt ist, so kann ich ihn doch in so manchem Betracht nicht sogleich wieder in meinem Dienste anstellen und um meine Person gebrauchen. Er ist jedoch ein sehr gutartiger Mensch und ich nehme mir die Freiheit, ihn deshalb an Ew. Hochwohlgeb. zu senden. Er hat gute Anlagen zum

Schreiben und Rechnen, ist in allen Arten von Tätigkeiten gewandt.

Ew. Hochwohlgeb. haben so einen weiten Wirkungskreis und sind in dem Falle, manche Menschen dieser Art anzustellen und zu beschäftigen, so daß ich diesen wohl zu einiger gefälligen Aufmerksamkeit empfehlen darf, da er dem Neustädter Kreis als Landeskind angehört und außer jenem Fehltritt sich nicht das Geringste hat zu Schulden kommen lassen. Wäre es auch nur, daß ihm für den Augenblick von Ihrer Gunst einige Beschäftigung gegönnt würde, so zweifle ich nicht, daß er für die Folge sich selbst zu empfehlen imstande wäre."

Als letzter in dieser Galerie der Hausgenossen mag ein Kutscher auftreten. Freilich kann nur eine kleine Anekdote über ihn berichtet werden, aber sie ist charakteristisch, weil sie zeigt, daß wie die Kassenboten großer Bankhäuser auch die Kutscher sich mit ihrem Auftraggeber identifizieren und weil sie das trauliche Verhältnis zwischen Untergebenen und Übergeordneten andeutet.

Sein letzter Kutscher Barth, so berichtet Fritz Frommann, hielt an, wenn er unter den geschlagenen Steinen auf der Landstraße etwas Auffälliges bemerkte, wendete sich zurück und sagte: „Herr Geheemerat, ich gloobe, das is was für uns."

Die Vertreterinnen holder Weiblichkeit, insbesondere die Köchinnen, mögen verzeihen, daß sie hinter den männlichen Kollegen einherschreiten. Der Grund für diesen scheinbaren Mangel an Galanterie liegt darin, daß der Hausherr mit seinen Dienern weit mehr zu tun hatte, als mit den Küchenfeen, da diese der Botmäßigkeit der Hausfrau unterstanden. Nur in außergewöhnlichen Fällen wurde der Hausherr selbst bemüht, wie er ja auch — das mußte schon oben S. 190 berührt werden — in Rücksicht auf Ottiliens vollkommene Unfähigkeit zu Hausgeschäften eine völlige Palastrevolution durchsetzen und an Stelle des weiblichen das männliche Element einrücken lassen mußte.

Nicht immer herrschte zwischen Christiane, der Prinzipalin, und dem Personal volle Übereinstimmung, manchmal gab's sogar Krieg.

Er ist erklärlich dadurch, daß eben die Hausfreundin, von deren irregulärem Verhältnis die Dienstboten selbstverständlich unterrichtet waren, sich nicht den rechten Respekt zu verschaffen wußte, da sie, nach Art solcher Personen, den passenden Ton zu den Untergeordneten nicht zu finden verstand, sich bald mit ihnen zu gemein machte, bald die Tyrannin herauskehrte. In einem Falle besonders großer Not kam es vor, daß Goethe sich von Frau von Stein einen Diener ausborgte, zum Präsentieren von Schokolade an einem gelehrten Vormittag, da sein Personal so ungeschult sei.

1807 mußte Goethe, solange Christiane in Frankfurt war, allein haushalten. Diesem Umstande verdankt man eine Schilderung der ökonomischen Zustände, die höchst originell ist. Sie lautet folgendermaßen: „Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Ware ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, so daß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am grünen Donnerstag haben wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feiern. August hatte selbst Eier rot und hart gesotten. Da die Fastenbretzeln alle sind, so bäckt die Köchin allerlei Torten und Kuchen, die ihr nicht übel geraten. Ein Truthahn ist abgeschlachtet und andere gute Dinge sind im Vorrat.

Mit dem Keller geht es sehr ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu betrachten, ob ich etwa mich um ein Nössel irren möchte; und so wirst Du die Tabellen mit dem Vorrat übereinstimmend finden."

Nach dem Tode der Frau, die im ganzen eine vortreffliche Haushälterin gewesen zu sein scheint und die, wenn sie vielleicht auch nicht alles nach Goethes etwas pedantischer Art erledigte, ihm doch im ganzen die Sorge für den Haushalt abnahm, mußte er sich trotz Augusts Geschäftigkeit um manches einzelne bekümmern. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dafür ist folgendes Billett, das vielleicht an Frau Schopenhauer, jedenfalls an eine dem Hause nahestehende Dame gerichtet war. „Gleich heute früh hab ich mit meinem Sohn über die häusliche Angelegenheit gesprochen. Er ist mit mir ein-

stimmig, dem guten und hübschen Kinde Glück zu wünschen, daß sie eine so vorteilhafte, in jedem Sinne günstige Anstellung gefunden hat. Sobald eine schon im Schwung seiende Wäsche wieder in den Schränken ist, soll sie aufwarten, welches wahrscheinlich nächsten Montag geschehen kann."

Vom Krieg ist Folgendes zu melden: Besonders schlimm trieb es die ehrsame Jungfrau Charlotte Hoyer, die nicht ihrer Tugenden, sondern ihrer Untugenden wegen eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hat. Zwei Jahre war sie im Goetheschen Hause gewesen, dann mußte sie entlassen werden und erhielt folgendes Zeugnis, das man gewiß nicht als Ehrendenkmal ansprechen darf:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch, verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeiverordnung, hiermit ohne Rücksicht bezeugen wollen."

Dieses Zeugnis übersandte der Aussteller dem Polizeikollegium und vergaß nicht dabei zu melden, daß die Köchin das Blatt, worauf das Zeugnis der vorigen Herrschaft gestanden, zerrissen und die Fetzen im Hause herumgestreut habe. Bei der Gelegenheit charakterisierte er das Mädchen „als eine der boshaftesten und incorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen".

Über eine andere ungewöhnlich impertinente Köchin gibt es ein merkwürdiges Aktenstück, das schon seines ehrwürdigen Kurialstils wegen, aber auch als kulturhistorisches Dokument hier eine Stelle finden soll. „Fürstliche Generalpolizeidirektion erwirbt sich um sämt-

liche hiesige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen, das Gesinde betreffend, ein unschätzbares Verdienst, wobei sie, besonders anfänglich, manche außerordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich soeben genötigt bin. Ew. Hochwohlgeboren erlauben folgenden Vortrag:

Johanna Höpfnerin von Eisenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, sodann als Köchin ein Jahr bei mir gedient, und man konnte mit ihrer Treue und Tätigkeit zufrieden sein, nur ward ihr übriges gutes Betragen durch leidenschaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor kurzem sich einer zeigte, weshalb sie aus dem Dienste entlassen werden mußte.

Sie fühlt nun wohl gegenwärtig, welche gute Stelle sie verscherzt hat, und wünscht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auspizien fürstlicher Generalpolizeidirektion geschehen könnte, und zwar dergestalt, daß ich gedachte Köchin bis Ostern mietete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, sie, wenn sich wieder ein solcher Ausbruch von Heftigkeit und Unsinn ereignete, sogleich aus dem Dienste zu entlassen und ihr an Lohn nicht mehr, als so viel sie bis zu einem solchen Augenblicke verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt fürstliche Generalpolizeidirektion diesen Antrag, so bin ich bereit, mehrgedachte Person sogleich wieder aufzunehmen, und verfehle nicht, meinen Dank für die übernommenen Bemühungen fürstlicher Generalpolizeidirektion für meine Person auf das Lebhafteste abzustatten."

Gegenüber solchen Exempeln energischen Vorgehens gegen Küchendragoner lassen sich auch einzelne Fälle registrieren, in denen der Hausherr seine ofterprobte Menschenfreundlichkeit bewährte. Lassen sich auch aus dem vorhandenen Material nur zwei Beispiele anführen, so genügen sie zum Beweise, daß die von ihm ausgesprochene Mahnung, hülfreich und gut zu sein, von ihm selbst am besten befolgt wurde.

Einer Köchin Marie Schleicherin wurde auf Wunsch eines Weimaraner Bürgers, der sie in Dienst zu nehmen beabsichtigte, das

Zeugnis ausgestellt, daß sie die Geschäfte zur Zufriedenheit geführt habe, „und ich wüßte ihr nichts als Gutes nachzusagen". (Februar 1820.)

Auch ein zweites Beispiel ist charakteristisch. Goethe schrieb (1814): „Es dient nämlich bei mir eine Köchin, welche übel verheiratet ist, und von ihrem Manne, einem Bäckergesellen, der sich bald auswärts, bald hier aufhält, auf allerlei Weise molestiert, besonders aber von Zeit zu Zeit nicht auf die höflichste Weise um Geld angegangen wird. Dieses Ehepaar ist auch schon der Scheidung wegen vor Herzoglichem Consistorio gewesen; was entgegensteht, daß die Trennung der Ehe nicht erfolgt, ist mir nicht ganz klar, gegenwärtig aber geht mein Wunsch und meine Bitte dahin, daß Ew. Hochwohlgeb. insofern die Sache tunlich, sowohl um dieser Person, als um meiner häuslichen Ruhe willen, die Scheidung gütig und gesetzlich befördern mögen. Denn leider wirken solche Händel auf den Dienst zurück, und man weiß oft gar nicht, warum unversehens eine solche Person aus dem gewohnten Gleise tritt, und sich ungeberdig stellt, wenn man eine ganze Weile mit ihr zufrieden zu sein Ursache hat."

Wie innerhalb des Hauses, so ließ auch außerhalb der vier Mauern Ruhe und Friede, nach denen sich der Arbeitsame sehnte, oft zu wünschen übrig. Auch darüber gibt es merkwürdige Klagen, sowie Berichte über die Abstellungsversuche gegen solche Störungen. Im März 1810 hatte Goethe klüglich durchgesetzt, daß in der ihm benachbarten Hauffschen Gastwirtschaft das Kegeln verboten wurde; im August 1811 gab ein anderes Vorkommnis wieder Anlaß zur Klage. Goethe war früher als gewöhnlich von Jena zurückgekommen, um sich seines „stillen und heimlichen Gartens zu erfreuen". Wiederum aber mußte er sich an die hohe Behörde mit folgender beweglichen Vorstellung wenden: „Aber unglücklicherweise habe ich schon wieder eine Kegelei zu denunzieren, welche an derselben Stelle errichtet worden. Es scheint zwar nur ein Schub zu sein, wie man solche auf Tischen veranstaltet, aber der Lärm ist,

wo nicht so stark, doch eben so widrig, und dann hat diese Art noch das Übel, daß, wenn keine Gäste da sind, sich wahrscheinlich die Kinder und Knaben aus der Nachbarschaft damit ergetzen; denn es ist den ganzen Tag über wenig Ruhe.

Ich bin ohnehin hier außen in der Vorstadt zwischen manche Handwerker eingeklemmt, zwischen Grob- und Nagelschmiede, Tischler und Zimmerleute, und sodann ist mir ein Leinweber der unangenehmste Wandnachbar. Doch macht man sich über solche notwendige Dinge noch Raison, indem man zugeben muß, daß ein Gewerbe nicht geräuschlos sein könne. Wenn aber an Feierabenden und an Sonn- und Festtagen der Müßiggang mehr Getöse macht, als die sämtlichen tätigen Leute zusammen in ihren Arbeitsstunden, so wird man um so ungeduldiger, als den Liebhabern solcher nutzlosen Übungen außer der Stadt die herrlichsten Bahnen reichlich eröffnet sind."

Als der Besitzer des Nebengrundstücks Fenster in den Garten des Dichters bauen wollte, wandte sich dieser an das Stadtgericht mit folgender beweglicher Klage: „Da ich nun hieraus manche Unannehmlichkeit und Verdruß zu befürchten habe, und keineswegs zu leiden verbunden noch gesonnen bin, daß meine natürliche Freiheit von dergleichen lästigen und in mein Garteneigentum gehenden Fenstern willkürlich beeinträchtigt werde; so ersuche hierdurch Hochlöbliches Stadtgericht, gedachten Bau zu sistieren und denen Unternehmern deutlichen Grund- und Aufriß anzubefehlen, woraus ihre Absichten und Wünsche unfehlbar zu erkennen seien, damit man das Rechtliche ohne weiteres zugestehen, das Widerrechtliche aber ebenmäßig ablehnen könne." Darauf erfolgte eine dem Petenten günstige Verfügung. Diese wurde indessen nicht richtig ausgeführt: statt der zugestandenen Lichtlöcher wurden doch Fenster eingesetzt, so daß Goethe aufs neue sich an die Baudirektion wendete mit dem Ersuchen, sie möge bewirken „daß Bauherr und Zimmermeister streng angehalten werden, ihrem Versprechen pünktlichst nachzukommen."

Wie sein Haus, so suchte der Dichter auch dessen Umgebung zu schützen. Die sächsische Landesdirektion hatte im Weimarischen

Wochenblatte eine Verfügung gegen die im Park verübten Frevel veröffentlicht. An dies Edikt anknüpfend, wandte sich Goethe an die genannte Behörde mit folgender Beschwerde: „In der Ackerwand steht eine Reihe Kastanienbäume; sobald nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen, werfen die Knaben mit Steinen darnach, ohne sich im mindesten um die Vorübergehenden zu bekümmern.

Ferner wird man nicht nur auf gedachter Straße, sondern auch in den Gärten belästigt; nach Obstbäumen, die an der Mauer her stehen, werfen unbändige Knaben, bei noch völlig unreifen Früchten, Steine ja Knittel, und der Besitzer, in Gefahr auf eignem Grund und Boden verletzt zu werden, sieht sich in der Hoffnung getäuscht, seine Früchte zu genießen.

Ja, was ganz seltsam scheinen muß, dasselbe geschieht mitten im Winter an unbelaubten Bäumen, auf denen nicht etwa ein Nest oder sonst etwas zu bemerken ist, welches Aufmerksamkeit oder Begierde erregen könnte. Wie denn der Gensdarmes Lenger, dem ich die bis in die Mitte meines Gartens geflogenen Steine vorgewiesen habe, bezeugen kann."

Dieses Schreiben ließ der Bittsteller einige Zeit liegen, und fügte dann (15. August 1817) folgendes hinzu: „Wobei ich zugleich bewähren kann, daß es eine öffentliche Sache sei: denn indem ich, aus meiner Gartentüre heraustretend, dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies, stimmten mehrere von ihren Krautländern zurückkehrende Menschen in meine Rede mit ein, versichernd: daß sie auf diesem so gangbaren und unvermeidlichen Wege durch solchen beschwerlichen Unfug getroffen und verletzt zu werden öfters in Gefahr gerieten."

Sollte es nötig sein, diesen Ausführungen eine Entschuldigung oder Rechtfertigung anzuhängen? Hyperästheten und empfindsame Frauen lieben es — früher allerdings mehr als in den gegenwärtigen realistischen Zeiten — sich den Dichter in den Wolken thronend, in olympischer Ruhe verharrend zu denken; sie riefen wohl klagend aus, man trübe ihnen das Bild eines Dichters, wenn man ihn nicht als einen der Erdenwelt entrückten Göttersohn dar-

stellte. Wir, die Kinder der neuen Zeit, halten selbst bei dem Größten den Erdenrest nicht für peinlich. Wir empfinden es nicht als entweihend, wenn auch der Größte als Irdischer unter seinesgleichen umherwandelt. Sein Bild wird nicht verdunkelt, sondern durch eine neue Glorie umstrahlt, wenn wir ihn auch in diesen Beziehungen als einen Vollmenschen erkennen. Nicht etwa als einen solchen, der fast die Besinnung verliert, wenn die Köchin die Suppe versalzt oder ein paar Töpfe zerschlägt, der sich schier die Haare ausrauft, wenn seine häusliche Bequemlichkeit die geringste Störung erleidet oder der fürchtet, der Erdball müsse versinken, wenn Nachbarn Lärm vollführen. Sondern als einen Menschen, der böse werden konnte, wie andere Erdenkinder, sich beklagte, sobald er meinte, es werde ihm ein Unrecht zugefügt, oder der wetterte, wenn er erkannte, daß die Untergebenen ihre Pflicht versäumten. Hinwiederum als einen solchen, der seine Tage selbst eifrig nutzend, Anerkennung zollte für treue Arbeitsleistung und jahrelange Anhänglichkeit, Duldsamkeit übte dem guten Willen gegenüber, mochten auch die Erfolge den Anstrengungen nicht entsprechen und der, nicht zufrieden damit, seine Dienstleute zu entlohnen, die sich für ihn abgemüht hatten, auch weit über das Bestehen dieses persönlichen Verhältnisses hinaus, Zuspruch und Förderung den Getreuen angedeihen ließ.

Durch solche kleine Züge gewinnt der große Mann nur, verliert aber in den Augen Verständiger nichts. Der Himmelspose entkleidet und zur Erdennähe gerückt, erscheint der Große doppelt sympathisch und liebenswert. Wir, die wir mit dem Genius jubeln, den Weisen anstaunen, von dem Dichter uns erheben und erschüttern lassen, begrüßen ihn nun traulich auch in rein menschlichen Lagen als unsern Genossen.

III.

Schauspieler und Theater.

Weder eine Geschichte des Weimarer Theaters noch eine Kritik der klassischen Schauspiele, noch eine Liste der Aufführungen der Stücke unseres Meisters an der Stätte seines Wirkens, noch eine summarische, noch weniger eine eingehende Biographie der einzelnen Künstler soll hier gegeben werden. Das alles läge nicht im Plan dieses Buches. Wohl aber gehört dahin, zu zeigen, wie der Theaterleiter sich bald als Mensch, bald als Regent zeigte, als Mensch mit dem liebevollen, gütigen Herzen, als Regent oft mit äußerster Strenge.

Am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts hatten in Deutschland die Schauspieler längst aufgehört, Parias zu sein. Eine Änderung in ihrer sozialen Stellung war eingetreten teils durch die allgemeiner gewordene Humanität, teils durch die Achtung, ja geradezu Verehrung, die sich hervorragende Schauspieler, die dabei prächtige Menschen waren, wie Iffland und besonders der große Schröder zu verschaffen wußten. Nur mit dem ersteren stand Goethe in nahem persönlichem Verkehr. Wenn er auch, namentlich in späterer Zeit, gegen ihn als Dichter manch herbes Wort brauchte, so stellte er den Schauspieler außerordentlich hoch, rühmte seine Einzelleistungen, bekannte, daß durch seine Kunst kleine Rollen ins rechte Licht gerückt würden und große erst ihre wahre Bedeutung erhielten. Er bemühte sich, ihn mehrfach zu Gastspielen nach Weimar zu ziehen und ehrte den Künstler auch gesellschaftlich in hohem Maße. Er hätte ihn gern dauernd in Weimar gefesselt, aber das kleine Land war nicht imstande, in den dem Künstler zu gewährenden Bedingungen mit dem Königreich Preußen zu wetteifern. Den Lebenden feierte er, wie noch selten ein Schauspieler von einem Dichter verherrlicht wurde; dem Andenken des Verstorbenen widmete er ein hochtönendes Lob.

Nicht zu so nahen Beziehungen kam es zu L. F. Schröder, der allerdings in früherer Zeit gelegentlich in Weimar erschien, aber in

den Jahren, da Goethe die Theaterleitung führte, teils durch seine Beschäftigung, teils durch sein Alter an einem Besuche Weimars gehindert wurde. Aber immer schaute man wehmütig nach ihm aus, wünschte dringend seine großen Leistungen, die man aus der Ferne bewunderte, auch in Weimar zu sehen. Respektvoller ist wohl nie ein Mime von Goethe angeredet worden, als Schröder in dem Briefe, in dem ihm der Prolog zu Wallenstein übersendet wurde (1798): „Dem Senior der deutschen Schaubühne kann es, in der Entfernung von derselben, doch nicht ganz gleichgültig sein, was irgend bedeutendes darauf geschieht. Dahin dürfen wir Weimaraner wohl rechnen, daß, bei Eröffnung unsers erneuten Theaters, Wallenstein durch ein Vorspiel angekündigt wird, von welchem beikommender Prolog das mehrere besagt. Nehmen Sie diese Mitteilung als das Zeichen einer aufrichtigen Verehrung an, die man dem vorzüglichsten Talente schuldig ist und als einen Laut der Hoffnung, daß ein Gestirn, dessen sich Deutschland so lange freute, nur hinter Wolken und nicht völlig hinter dem Horizonte verborgen sei."

Über die soziale Stellung der Weimarer Komödianten gibt es vielleicht keine bezeichnendere Darstellung als die, die Goethe selbst einer besorgten Mutter, der Schauspielerin Sabine Wolf zuschickte, die ihren Sohn von der Hinwendung zum Schauspielerberuf abzuhalten suchte. „Der Schauspieler befindet sich bei uns keineswegs in der Lage, wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerten Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet, irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an, was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beim Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß."

Die Wahrheit der hier gegebenen Darstellung zeigt sich am besten in der Tatsache, daß in Goethes Hause manche Schauspieler freundschaftlich verkehrten. Pius Alexander Wolff und seine Gattin Amalia dürfen sogar zu den Intimen des Dichterheims gerechnet

werden, aber auch manche andere wurden dort freundlich aufgenommen. Sie kamen in das Haus teils zu den Unterrichtsstunden, die der Meister besonders Talentvollen oder der Nachhülfe Bedürftigen gab, teils indem sie als Freunde Christianens, die ganz besonderen Gefallen an dem munteren Komödiantenvolke fand, sie besuchten und auch bei dem Gestrengen Einlaß erhielten. Zu diesen Freunden und Freundinnen — das letztere Wort hier ohne jeden üblen Nebensinn genommen — gehörte Fräulein Silie (Petersilie) und deren späterer Gatte Karl Unzelmann. Dem letzteren schenkte Goethe eine fast väterliche Neigung, die, wenn sie auch zunächst dem zärtlichen Wohlwollen für die Mutter, eine hübsche Frau und bedeutende Künstlerin, entflammte, durch eine wirkliche Begünstigung eines mannigfaltigen Talentes vermehrt wurde und trotz mancher Enttäuschungen berechtigt schien. Goethes Gesinnung wird am besten klar aus folgendem Bruchstück eines der zahlreichen an die Mutter gerichteten Briefe, die, so oft sie nach Weimar kam, schöne Triumphe feierte. „Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; sie fahren gegen alle Scheiben, und es ist schon Glück genug, wenn sie sich nicht die Köpfe einstoßen, ehe sie begreifen lernen, daß nicht alles Durchsichtige durchdringlich ist.

Ich kenne das Pädagogische überhaupt und besonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wissen, daß eigentlich hauptsächlich alles darauf ankommt, daß der Mensch einsehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt.

Wir haben in diesem Augenblicke bei unserm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden versprechen. Stünde ich in einem größeren Verhältniß, so müßte ich ihrer funfzig haben; denn was an einem geschieht, sei es wenig oder viel, geschieht am andern, und eigentlich ist, wie oben gesagt, die Hauptsache, daß nach

und nach die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im Einzelnen."

Die Unterweisungen, die der Theaterdirektor dem jüngeren Nachwuchs gab, beschränkten sich jedoch nicht auf derartige pädagogische Aussprüche. Er suchte die Jüngeren durch die Stücke zu heben, die sie zu spielen hatten. Daher war er eifrig bemüht, teils allein, teils in Gemeinschaft mit seinem treuen Mitarbeiter Kirms die Novitäten zu bestimmen, oft nur die Auswahl zu billigen, die dieser erprobte Helfer mit seinen Leuten getroffen. Um eine Bereicherung des Repertoires herbeizuführen, übersetzte er ausländische Stücke wie den Mahomet und Tancred von Voltaire, bearbeitete andere, gleichfalls fremdländische, z. B. Shakespeares Romeo und Julie und brachte Dramen mannigfacher Art in die Form, die ihm für seine Bühne die notwendige und einzig mögliche schien; z. B. Kotzebues „Kleinstädter" und „Schutzgeist". Er war ein eifriger Regisseur. Bei bedeutenden Neuerscheinungen, bei seinen eigenen Stücken und den Dramen Schillers, bei großen Opern und den Festspielen zu Ehren des Hofes leitete er selbst die Proben und ließ sich oft wochenlange Mühen nicht verdrießen.

Einmal gab er auch einen systematischen Unterricht dem schon genannten P. A. Wolff und Grüner, die später beide hervorragende Stützen der deutschen Bühne wurden. Fast triumphierend konnte er von dem Erfolge dieser Unterweisungen berichten: „Ich habe seit acht Wochen drei junge Leute, die noch nie oder kaum auf dem Theater gewesen, dergestalt zugerichtet, daß sie im Caesar einstimmig auftreten konnten. Ohne diese Vorbereitung wäre diese Vorstellung unmöglich gewesen." Und wenige Tage später meldete er: „Meine Theaterschule, wozu Unzelmann mir den ersten Anlaß gab, ist schon auf 12 Personen angewachsen. Nächsten Donnerstag wird von ihnen das erste Stück, mit allem Apparat, jedoch bei verschlossenen Türen, vorgestellt. Ich hoffe viel Gutes von dieser Bemühung."

Von seiner Stellung zur Regie und den Schauspielern gab er selbst einmal (1825) eine sehr lehrreiche Darstellung. „Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe,

aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.

Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler; denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte notwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stich gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben und machte jedem seine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu tun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erschienen.

Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch, den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir wert achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige höhere weimarische Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für sie eine große innere wie äußere Kultur hervorgehen. Mein Schüler Wolff in Berlin sowie Durand sind Leute von dem feinsten geselligen Takt; Herr Öls und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der besten Gesellschaft Ehre zu machen."

Auch über die Art und Weise, wie er beim Engagement von Schauspielern zu Werke ging, berichtet er selbst: „Ich verfuhr sehr verschieden. Ging dem neuen Schauspieler ein bedeutender Ruf voran, so ließ ich ihn spielen und sah, wie er sich zu den andern passe, ob seine Art und Weise unser Ensemble nicht störe, und ob

durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Mensch, der zuvor noch keine Bühne betreten, so sah ich zunächst auf seine Persönlichkeit, ob ihm etwas für sich Einnehmendes, Anziehendes innewohne, und vor allen Dingen, ob er sich in der Gewalt habe; denn ein Schauspieler, der keine Selbstbeherrschung besitzt und sich einem Fremden gegenüber nicht so zeigen kann, wie er es für sich am günstigsten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen seiner selbst und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske.

Wenn mir nun sein Äußeres und sein Benehmen gefiel, so ließ ich ihn lesen, um sowohl die Kraft und den Umfang seines Organs als auch die Fähigkeiten seiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu sehen, ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig sei; dann etwas Leidenschaftliches, Wildes, um seine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verständigem, Ironischem, Witzigem über, um zu sehen, wie er sich bei solchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geistes besitze. Dann gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargestellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in seiner Gewalt habe.

Genügte er mir nun in allen diesen mannigfaltigen Richtungen, so hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen sehr bedeutenden Schauspieler zu machen. War er in einigen Richtungen entschieden besser als in andern, so merkte ich mir das Fach, für welches er sich vorzugsweise eigne. Auch kannte ich jetzt seine schwachen Seiten und suchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er diese stärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und sogenannte Provinzialismen, so drang ich darauf, daß er sie ablege, und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieses nicht der Fall, so übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeister.

War er nun so weit, um auftreten zu können, so gab ich ihm zunächst solche Rollen, die seiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er sich selber spiele. Erschien er mir nun etwas zu feuriger Natur, so gab ich ihm phlegmatische, erschien er mir aber zu ruhig und langsam, so gab ich ihm feurige, rasche Charaktere, damit er lerne, sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen."

Er wäre imstande gewesen, die Drohung auszuführen, die er einmal dem Schauspieler Becker sagen ließ, der sich in Wallensteins Lager auf den Wachtmeister gespitzt hatte, statt dessen den zweiten holkischen Jäger übernehmen sollte: „Wenn er sich dennoch weigern sollte, so werde ich die Rolle selber spielen."

Am liebenswürdigsten erscheint der Meister in seinem Verhältnis zu Christiane Neumann, die fünfzehnjährig den Schauspieler Becker geheiratet hatte (1792) und nach kurzer, glücklicher Ehe mitten in einer verheißungsvollen Laufbahn starb. Als Arthur in Shakespeares „König Johann" hatte sie 1791 „wundervolle Wirkung" getan, wie der Meister, der sie selbst unterrichtete, später in seinen Annalen bezeugt; sie war dazu ausersehen in Prologen und Epilogen 1791, 1793, 1794 die Worte des Dichters der lauschenden Menge zu verkünden; sie erhielt bei ihrem frühen Hingang eine der schönsten Totenklagen, die in deutscher Sprache erschienen sind.

Der Dichter gab seinem Poem den Titel „Euphrosyne" nach einer Rolle, die Christiane im Mai 1797 in Weigls Zauberoper „Das Petermännchen" verkörpert hatte, weil nach den Worten eines neuen Kommentators „dieser Name einer heiteren Grazie ihrer besonderen Bedeutung entsprach", charakterisierte die Verstorbene und deutete seine Verherrlichung an mit folgenden Worten: „Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen

Gebirgen. Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten, ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge."

In der Elegie selbst ließ der Dichter das Mädchen sprechen:

Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele,
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands:
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild;
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? Und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind! so riefst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.

Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Tränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der am Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.

Der Dichter fährt fort:

Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.

Und die Tote entgegnet die rührend schöne Bitte:

Andre kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart, noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt —
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir.

Zarte Mädchen werden ja im allgemeinen und wurden besonders von unserem Meister gelinder angefaßt als Männer, die einen derberen Puff vertragen können. Aber der Ton, in dem der Direktor manchmal zu seinen Schauspielern sprach, ähnelt mehr der barschen Kommandostimme, als väterlichem Zuspruch. Meist ergingen solche Ukase an die Wöchner, d. h. an die Regisseure, die jeder eine Woche in einer Art Oberaufsichtsdienst standen, mitunter jedoch an die schuldigen Schauspieler selbst.

Von den Verordnungen ersterer Art sei nur ein Beispiel mitgeteilt: „Die bei dem hiesigen Theater von Zeit zu Zeit bemerkten Mängel und Nachlässigkeiten hat Fürstl. Kommission bisher deshalb stillschweigend übergangen, weil bei den Mitgliedern überhaupt ein so vorzüglicher guter Wille und ein schätzbares Anstrengen herrschend ist.

Da aber leider zuletzt manche Unregelmäßigkeiten wiederholt, ja sogar öffentlich vorgekommen, so sieht man sich genötigt, nachstehendes zu verordnen:

Sollte ein Mitglied ohne Urlaub verreisen; eine Probe gänzlich versäumen, oder besonders bei Hauptproben aufzutreten verweigern; bei der Aufführung aus irgend einer Szene völlig wegbleiben, oder sein Auftreten verspäten; sollte anderes Unziemliche, als Lärm in den Garderoben oder auf dem Theater vorkommen: so wird solches mit genauer Bemerkung der Umstände bei dem Rapport folgenden Tages angezeigt, damit nach Befinden der Umstände die desfallsige Zurechtweisung und Ahndung vor Ende der Woche ungesäumt verfügt werden könne."

Wie man mit Schauspielern umging, lehren folgende charakteristische Beispiele. Man glaubte in Weimar mit Geldstrafen und Gagenabzügen allein nicht auszukommen. Es wurde stärker eingegriffen und oft genug die persönliche Freiheit bedroht. Der Theaterleiter, der als erster Minister den Diktator zu spielen wagen durfte, schreckte nicht davor zurück, unbotmäßige Schauspieler oder solche, die einen Skandal hervorgerufen, sich mit Kollegen gezankt hatten, statt sie mit Geld zu strafen, einfach auf die Wache zu schicken. Dort mußten die Schuldigen eine Nacht zubringen oder die, die sich schwerer vergangen hatten, erlitten einfach auf Befehl des Theaterdirektors mehrtägige Freiheitsberaubung. Einmal ließ sich der erregte Strafmeister sogar zu der Bemerkung hinreißen, es würde wohl erst dann volle Zucht und Ordnung herrschen, wenn jeder Schauspieler und jede Schauspielerin mit diesem unbequemen Nachtquartier Bekanntschaft gemacht hätte. Unzelmann wurde, weil er auf einer auswärtigen Bühne gespielt, mit achttägigem Arrest und „Verkümmerung seiner Gage auf die Zeit der Verzögerung seiner Wiederkunft" bestraft.

Auch ein Ukas wie der folgende zeugt von einer recht starken Hand, die jede Ungebührlichkeit rasch zu unterdrücken wußte (7. September 1794): „Aus den eingesendeten Akten des kommittierten Fürstl. Rudolstädtischen Amtes ist zu ersehen gewesen, daß der

Theater-Schneider Schütz sich gröblich vergangen habe, deßwegen die Oberdirektion ihn von seinem bisherigen Platze zu removieren und ihn von dem Theater zu entfernen beschlossen hat; welches ihm sogleich durch die Regie bekannt zu machen ist.

Da aber zugleich die Akten besagen, daß der Schauspieler Herr Benda durch eine unanständige Selbstrache und der Schauspieler Herr Müller durch Anreizen und Aufhetzen bei dieser Gelegenheit sich nicht minder vergangen, so wird denselben solche Ungebühr hiermit ernstlich verwiesen und zugleich erklärt: daß kein Schauspieler künftig, der sich selbst, durch Worte oder Tätlichkeiten, Recht zu verschaffen sucht, an irgend eine weitere Genugtuung Anspruch zu machen habe, vielmehr wird die Oberdirektion in solchen Fällen (wie es ohnehin Rechtens ist) einem Satisfactionsgesuche keine Statt geben."

Wie den Schauspielern, so konnte Goethe auch dem Publikum gegenüber als der gewaltige Donnerer erscheinen. Gunst oder Ungunst der Zuhörer waren ihm ziemlich gleichgültig. Er führte einmal aus, daß die Zuhörerschaft wie ihre Lieblinge, so auch ihre Stiefkinder besäße, ja daß sie das Bestreben hätte, auf letztere als auf ihren Sündenbock alle Mißgunst abzuladen; er aber sei, so meinte er, nicht gewillt, sich durch Neigung oder Abneigung einen Schauspieler aufdrängen oder einen anderen sich abtrotzen zu lassen.

Es ist sattsam bekannt, wie er Theaterskandale im Keime zu ersticken wußte. Bei der Aufführung des kläglichen „Alarkos" von Friedrich Schlegel, den Goethe, ohne ihn vollständig zu billigen, aus bedauerlicher Schwäche gegen den Dichter zur Aufführung brachte, erhob er sich, wie allgemein erzählt wird, als diese tragische Darbietung statt Rührung und Ergriffenheit Gelächter hervorrief, in seiner ganzen Größe und rief dem verdutzten Publikum zu: „Man lache nicht." Diese Stellung eines strafenden Erziehers definierte er selbst am besten bei einer harmlosen, ihm zudem gar nicht unsympathischen Gelegenheit, als der junge Dr. Schütz aus Jena am Schluß der ersten Aufführung der „Braut von Messina" dem

Dichter ein Vivat gebracht und die Versammlung veranlaßt hatte, darin einzustimmen, in folgendem Erlasse an den Major von Hendrich in Jena: „Ew. Hochwohlgeboren ist bekannt, welcher anständigen Ruhe wir uns in dem weimarischen Schauspielhause erfreuen; besonders haben sich die jenaischen Studierenden, seit der veränderten Einrichtung des Saals, musterhaft betragen, indem von denselben weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Mißfallens, selbst nicht eines allzulauten Beifalls ausgegangen. Um so unerwarteter war es, daß, nach dem Schluß der „Braut von Messina", ein, dem Dichter zwar schmeichelhafter, den Verhältnissen aber unangemessner Dank ausgerufen wurde.

Hätte man diesen Zuruf als reine Ergießung des guten Willens, einer fremden, mit den hiesigen Einrichtungen unbekannten Jugend ansehen können, so ließe sich allenfalls darüber hinausgehn; auffallend mußte es dagegen sein, daß die Veranlassung zu dieser Akklamation vom Balkon ausgegangen, noch mehr aber, da von mehreren Seiten als gewiß angegeben wurde, daß der jüngere Herr Schütz sich einer solchen Übereilung schuldig gemacht.

Ew. Hochwohlgeb. habe ich daher auf besondern Befehl Serenissimi den Auftrag zu erteilen: daß dieselben gedachten Doctor Schütz vor sich kommen lassen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborener, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt sein mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobei Sie ihm Serenissimi Mißfallen und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle auf das nachdrücklichste werden zu erkennen geben.

Als Fürstl. zu diesem Geschäft bestellter Commissarius habe ich ferner Ew. Hochwohlgeb. angelegentlich zu ersuchen: bei schicklicher Gelegenheit die akademische Jugend zu Fortsetzung einer ruhigen Teilnahme am hiesigen Schauspiel, durch diensame Vorstellungen zu ermahnen.

Bei uns kann kein Zeichen der Ungeduld Statt finden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beifall nur durch Applaudieren bemerklich machen, kein Schauspieler kann heraus-

gerufen, keine Arie zum zweitenmal gefordert werden. Alles was den gelassenen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauses bis zum Verschluß, auf irgend eine Weise stören möchte, ist bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht stattfinden.

Wobei ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache, nach der schon lange bestehenden Einrichtung, höhere, nunmehr wiederholte Ordre hat, jeder ungewöhnlichen Bewegung nachdrücklich zu steuern. Deßwegen die Vorsteher eines ohnehin dornenreichen Geschäftes nichts lebhafter wünschen müssen, als daß ein durch Geist, Mühe, Sorgfalt und Aufwand vorbereitetes öffentliches Vergnügen nicht in die unangenehmsten Ereignisse und Weiterungen übergehen möge."

Endlich war er auch der Lehrmeister den Autoren gegenüber. Nicht bloß dadurch, daß er von dem Rechte eines Theaterdirektors, Passendes anzunehmen und Unpassendes abzuweisen, weiten Gebrauch machte, sondern dadurch, daß er in vorhandene Stücke lebender und verstorbener Autoren willkürlich eingriff, und endlich dadurch, daß er jüngeren Theaterdichtern, die sich an ihn wandten, Ratschläge zu erteilen, bestimmte Grundsätze aufzustellen suchte, welcher Art die in Weimar aufzuführenden Stücke sein müßten. Ein lehrreiches Beispiel für das Verfahren der letzteren Art bietet der folgende Brief, der sich wahrscheinlich auf das schon früher angedeutete Lustspiel „Die Schädellehre" bezieht: „Es ist zwar nicht ohne Humor, doch stößt es gegen eines der Hauptgesetze unseres Theaters an, indem es den Doktor Gall nennt und sich hauptsächlich auf dessen Wesen und Treiben bezieht. Ich lasse jederzeit den Namen lebender Personen ausstreichen und die Stellen verändern, wenn ihrer im Vorbeigehen erwähnt wird; denn ich glaube nicht, daß man das Recht hat, bekannte Männer — und solche müssen es doch wohl sein — im Guten oder Bösen auf dem Theater zu erwähnen. Das Schauspiel soll eine heitre ästhetische Stimmung hervorbringen, die durch solche Realitäten durchaus gestört wird."

Auf den Proben konnte er junge Künstler zur Verzweiflung bringen, wenn er ihre Aktion einfach mit „schlecht" bezeichnete und

auf ihre Frage, wie sie es denn machen sollten, antwortete: „anders". Er konnte denen, die behaupteten, keine Zeit zu haben, ganz ruhig demonstrieren, der Tag habe, die Nacht mit eingerechnet, 24 Stunden, also völlig genug für jedermann, war dann aber bereit, auf die kühne Antwort des Gescholtenen, man müsse doch auch schlafen, ganz freundlich zu entgegnen: „Die Antwort paßt". Wo es jedoch möglich war, spendete er sein Lob oder kniff zum Zeichen seiner Zufriedenheit die Elevinnen in die Backen. Unberufenen trat er streng entgegen. Als in einer Hauptprobe, bei der er keine Zeugen wünschte, ein Maschinist seinen Kopf zu weit hervorstreckte, schrie er: „Herr Genast, schaffen Sie mir den ungehörigen Kopf aus der ersten Kulisse rechts, der mit unanständiger Neugier sich in den Rahmen meines Bildes drängt".

Trotz der vielen Mühen und Sorgen, die die Leitung des Theaters verursachte, einer Anstrengung, die übrigens ohne besonderes pekuniäres Entgelt geleistet wurde, erachtete Goethe sie als seine Lieblingsbeschäftigung. Es wurde ihm nicht leicht, sich davon zu trennen. Eine erste starke Differenz erfolgte 1808.

Frau Jagemann, die Geliebte des Herzogs, wollte es mit Gewalt durchsetzen, daß der Sänger Morhard sänge; der gefügige Herzog bestrafte den Kranken, der nun einmal krank blieb und verfügte seine sofortige Entlassung.

Infolge dieser Unannehmlichkeiten richtete Goethe am 10. November 1808 an den Herzog die Bitte, ihn vom Theatergeschäft zu entbinden, „das meinen sonst so wünschenswerten und dankenswerten Zustand zur Hölle macht". Der Herzog ging jedoch auf seinen Wunsch nicht ein. Nur eine Veränderung der bisherigen Verwaltung wurde vorgenommen. Es wurde nämlich eine Theater-direktions-Kommission eingerichtet. Ihre Mitglieder waren: Goethe, Kirms und der Hofrat Kruse.

Gegen zwei Punkte des neuen Programms, daß ohne Vorwissen des Herzogs kein Mitglied aufgenommen und entlassen werden sollte, und daß die Rechnung dem Fürsten vorgelegt werden müßte, hatte Goethe schwere Bedenken. Er drang auf Trennung

des Schauspiels von der Oper, wünschte durchaus das Institut der Wöchner abgeschafft und statt dessen je einen Regisseur für Oper und Schauspiel eingesetzt zu sehen: Genast und Becker. Mit der Oper wollte Goethe überhaupt nichts zu tun haben; dagegen wünschte er das „Kunstfach" beim Schauspiel allein und unbeschränkt zu behalten. Unter Kunstfach verstand er:

„Das Lesen und Beurteilen der Stücke. Die Bestimmung derselben zur Aufführung. Die Redaktion: Verkürzung, Umänderung in einzelnen Stellen. Die Austeilung der Rollen. Die Haltung der Leseproben. Die Repetition der Rollen mit einzelnen Schauspielern, wo es nötig. Die Besuchung der Theaterproben, besonders der Hauptproben. Die Angabe des Kostüms, sowohl wie in Kleidern als Requisiten. Ingleichen neuer Dekorationen zum Schauspiel. Und was sonst noch irgend nötig sein möchte, die Aufführung eines Stückes zu beleben und zu erhöhen."

Sehr wichtig ist das an Kirms erlassene Aktenstück aus der ersten Hälfte des Dezember 1808: „Auch unsere bisherige Verfassung habe ich diese Tage Zeit und Gelegenheit gehabt, durchzudenken. Sie hatte so viele Mängel, daß ich nicht wünschen kann: es möge beim Alten bleiben. Trete ich wieder bei; so werde ich mir z. B. das Verschleifen der ausgeteilten Stücke und das ewige Umändern der angesetzten auf keine Weise mehr gefallen lassen. Und dergl. mehr, wozu ich mit Verdruß geschwiegen."

Diese alleinige Herrschaft über das Kunstfach wurde ihm gewährt, und so kehrte er in ein Leben zurück, „das wenig Reiz mehr für mich hat". Sitzungen der Kommission fanden häufig statt, oft jede Woche einmal. War der Dichter durch seine Gesundheit oder anderweitige Beschäftigung am Erscheinen verhindert oder war er, wie jedes Jahr mehrmals, wochenlang in Jena, so gab er sein Votum schriftlich ab, während er sich bei länger dauernden Badereisen der Einwirkung ziemlich vollständig enthielt. Bei diesen schriftlichen Gutachten bediente er sich manchmal recht energischer Ausdrücke: „No. 233 wäre eine Verordnung an den Kassierer zu

erlassen: Die Oelsesche Gage von morgen an, bis auf weiteres inne zu halten.

Daß dieses geschehen, wäre Herrn Oels durch eine Verordnung zu notificieren und ihm dabei zu bemerken, daß er die Gage nicht eher erhalten würde, als bis er die Rolle zurückgenommen und dieselbe spielen zu wollen erklärt.

Der gute Oels danke ja doch Gott, daß man ihn erträgt, und poche nicht auf ein Talent, das täglich zurückgeht."

Charakteristisch für diese neue Epoche der Direktionsführung ist nun aber der Umstand, daß Christiane die Vermittlung zwischen dem Theaterleiter und den Schauspielern übernahm. Sie war mit vielen aus dieser bunten Schar, Männern und Frauen, gut bekannt. Ihr gegenüber wagten manche eher ein freies Wort als gegen den gestrengen Chef, und sie verstand es auch, wenn es sich um Bestrafung kleiner Vergehen oder Erlangung einiger Vergünstigungen handelte, bei ihrem Eheherrn dies und jenes durchzusetzen.

Indessen trotz dieser Vermittlung, trotz des guten Willens der meisten Künstler und ungeachtet der Lust des Leiters, Ruhe zu haben und Frieden zu wahren, kam es zu wiederholten Störungen. Schon damals zeigte sich gelegentlich das heute in allen Kreisen hervortretende Bestreben, daß sich die Mitglieder einer Gesellschaft die sich als ein Ganzes fühlen, durch gemeinsame Schritte die Verbesserung ihrer Lage durchzusetzen oder die ihnen Übergeordneten zur Gewährung gewisser Rechte zu zwingen suchen. Einem solchen Streben trat Goethe auf das energischste entgegen. Am 29. April 1810 schrieb er von Jena aus an die Hoftheaterkommission folgendes: „Wir dürfen es nicht aufkommen lassen, daß die Mitglieder des Theaters sich als einen Körper ansehen, der ohne die Kommission, die ihr Haupt ist, bestehe. Wie kann einer für alle unterschreiben? und wie legitimiert er sich zu seinem Auftrag? Auf diese Weise können drei, vier zusammentreten und Gott weiß was für Vorstellungen und Prätensionen machen. Allenfalls möchte es angehen, daß sie einen gemeinsamen Wunsch durch den Regisseur an die

Kommission brächten, der in solchen Fällen wohl als Mittelsperson angesehen werden könnte."

Noch viel deutlicher trat er gegen einen Sänger, den Bassisten Hübsch auf, der ein Schreiben an den Herzog selbst gerichtet hatte. Darüber äußerte sich Goethe (27. Februar 1811) folgendermaßen: „Ew. Hochwohlgeboren haben mir ein Schreiben des Bassisten Hübsch an Serenissimus gerichtet, welches mich, ob ich gleich die zudringliche Grobheit dieses Menschen lange kenne, dennoch in Erstaunen gesetzt hat. Da, wie Sie mir melden, Durchlaucht der Herzog einen Vortrag darüber befohlen, so kann ich kein ander Votum darüber abgeben, als daß man Höchstdieselbe untertänig bitte, diesen Burschen durch die Polizei sogleich aus der Stadt schaffen zu lassen und uns dadurch diejenige Satisfaktion zu verschaffen, die wir wohl in unserm schweren und leidigen Geschäftsgang verdienen. Von einer Akademie im Schauspielhause kann gar die Rede nicht sein; dazu ist der Rathaussaal da. Ich für meine Person gestehe, daß ich den Affront nicht ertragen würde, wenn dieser Mensch nochmals unsere Bühne beträte. Dieses habe ich kurz, deutlich und eilig hiermit äußern wollen, um den Vorwurf eines Zauderns und Verspätens abzulehnen."

Man darf freilich aus dem eben mitgeteilten Beispiele nicht den Schluß ziehen, daß Goethe stets oder auch nur mit Vorliebe den Tyrannen agierte. Vielmehr sind die Theaterakten voll von Beispielen, die bekunden, wie gütig, mild und menschlich der Theaterleiter den Nöten der Einzelnen beizustehen, wirkliche Talente zu fördern, Schüchterne zu ermutigen, Schwache zu stärken suchte, wie er manchem den dornenvollen Weg zu ebnen und die Strauchelnden auf den rechten Weg zu führen wußte. Sein Grundsatz, keinen Dank zu fordern, ja selbst bei offenbarem Undank in seiner unerschütterlichen Güte nicht zu ermüden, bewährte er auch hier wiederholt. In diesem Verfahren gegen das leicht bewegliche, nach Abwechslung dürstende, in Forderungen unermüdliche Schauspielervölkchen zeigte er nicht bloß, wie man es manchmal dargestellt hat, anmutigen Künstlerinnen sein Wohlgefallen, sondern spendete echt

menschliche Teilnahme allen denen, die an seinen Rat und seine Unterstützung appellierten.

Die Pflicht, über die Aufnahme neuer Stücke selbständig zu entscheiden, wurde Goethe im Laufe der Zeit zu schwer. Seit Anfang 1812 entschied daher auch darüber die Kommission. Nach der Ankunft eines besonderen französischen Gesandten in Weimar hielt Goethe es für notwendig, einen besonderen Zensor in der Person des Regierungsrates, späteren Kanzlers von Müller einsetzen zu lassen, der die Aufgabe hatte, neuere und ältere Stücke auf ihren etwaigen politischen Inhalt durchzusehen und alle bedenklichen Stellen zu streichen.

In dem letzten Jahre der Amtstätigkeit war die Theaterführung eigentlich nur eine nominelle. Goethe ließ die Sachen mehr gehen, als daß er sie selbst richtig leitete. Er unterschrieb Verfügungen, zum Teil sogar gegen seinen Willen. Einmal kommt seine ganze Mißstimmung in folgendem Schreiben zum Ausdruck (1815): „Hat man mich nicht bisher schon mürbe zu machen gesucht, durch Vorwürfe, daß ich bei Kontraktsverlängerungen die Schauspieler ungebührlich begünstige (siehe Rehbock)? Habe ich nicht sehr hochklingende Maximen wiederholt zu hören gehabt, daß man gerade bei Kontraktsverlängerungen nicht allein auf dem Status quo bestehen, sondern auch ältere, längst aufgegebene Befugnisse der Kommission und Regie wieder zu erobern suchen soll?

Vielleicht hätte ich, in gesunden Tagen, meine Gegenmeinung zu äußern gesucht, so ließ ich es aber gehen, wohl voraussehend, welche tötliche Wunde wir unserem Theater zu schlagen im Begriff stehen.

Nun möchte ich aber auch erfahren, welche Ursache wir dem Hof und Publikum angeben wollen, warum wir zwei treffliche Schauspieler, ganz ohne irgend eine Veranlassung, vom Theater jagen?

Ich wüßte niemand zu antworten, der mich fragte. Denn nicht einmal die geringste Kondescendenz, z. B. wegen der kleinen Rollen, die man alle ins Feuer werfen könnte, hat man gehabt, es wäre

wenigstens ein Zipfel gewesen, wo man wieder hätte anknüpfen können; da sollte aber alles rein abgewiesen und abgeschlagen sein; ich weiß nicht, welch ein diktatorischer Geist uns auf einmal ergriffen hat; ich werde mich demselben gewiß nicht entgegensetzen, weil daraus aufs neue Vorwürfe für künftige Jahre sich für mich entfalten können."

Er verbat sich daher für die nächsten vier Wochen geradezu jede Kommunikation in Theatersachen. Erst Ende April nahm er wieder an den Sitzungen der Kommission teil. Aber auch damals lehnte er in einer wichtigen Sache, der des Sängers Lortzing, die Entscheidung ab, da er seinem Urteile nicht traue und bat deshalb seine Mitkommissionäre, sie nach ihrer Überzeugung zu behandeln. Auch aus der Art, wie er die Beschlüsse der Kommission über den Schauspieler Deny unterschreibt, erkennt man, daß er mit den Entschlüssen der anderen nur halb übereinstimmt und mit geringer Lust an den Beratungen teilnimmt. Ja, kurz vor seinem Abgang nach Wiesbaden lehnte er es geradezu ab, über die Bestimmung des Sommeraufenthalts der Theatergesellschaft ein Wort mitzusprechen und bat, während der Zeit seiner Abwesenheit ihn von einer Teilnahme zu dispensieren. Namentlich in Personalfragen wünschte er kaum eine Mitwirkung. Am 20. Mai 1815 meldete er der Kommission: „Es fehlt nicht an Retardationen, Präoccupationen, stillschweigendem Nachschleichen hinter dem Rechten, ohne es bekennen zu wollen, Reticenzen aller Art, und wie das Otterngezücht alle heißen mag, wodurch Faulheit, Dünkel und Mißwollen ihre Tageszwecke erreichen."

Ja, nachdem er von seiner mehrmonatlichen Reise zurückgekehrt war, wünschte er eine weitere Erleichterung. Das „Austeilungsgeschäft" der Lust- und Trauerspiele sowie der Oper, das er bisher „gewissermaßen bloß persönlich behandelt hatte", wollte er von nun an als kommissarisches Geschäft abgemacht sehen.

Seine starke Unlust, sich mit dem Theater zu beschäftigen, wurde noch vergrößert durch den Abgang des Ehepaares Wolff, die er beide als seine besonderen Schüler, als die Vertreter seiner

klassizistischen Tendenzen im Gegensatz zu dem auch in Weimar hervortretenden Streben, „eine falsche, kunstzerstörende Natürlichkeit auf das deutsche Theater einzuführen", betrachtete. Für die kleinen Verhältnisse, wie sie in Weimar vorhanden waren und auch für die kleinliche Auffassung der Kommission höchst charakteristisch ist eine lange Korrespondenz über ein paar Theaterkleider, die sich im Besitze der Frau Wolff befanden.

Durch solche und ähnliche Vorgänge, bei denen die Kommission das Recht auf ihrer Seite hatte, durch Festhalten an diesem Rechte aber die Künstler verstimmte, wurden die Verhältnisse immer unangenehmer. Ein starker Widerspruchsgeist gegen die Direktion machte sich bemerkbar. Man wird es denkenden Künstlern, Musikern und Schauspielern nicht übelnehmen, wenn sie an den Worten und an der Musik von Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" kein sonderliches Gefallen fanden; andererseits darf man es aber dem Dichter, der zugleich ein Mitglied der Theaterkommission war, nicht verargen, daß er über solche ungünstigen Urteile, die ihm zu Ohren kamen, in seiner Doppeleigenschaft als Poet und Theaterleiter stark verstimmt wurde. Trotzdem ist der Ton, den er bei der Abwehr solcher Bestrebungen braucht, ein allzu energischer. Er schrieb (18. Februar 1816): „Nun aber scheint sich diese Rohheit im Orchester einzufinden, indem ich von vielen Seiten hören muß, daß Glieder der Capelle im höchsten Grad der Unverschämtheit gegen des Epimenides Erwachen und dessen Musik leidenschaftlich auftreten, so daß man nicht weiß, ob man über Gemeinheit oder Dünkel sich mehr verwundern solle. Läßt man ein solches Verfahren ungeahndet, so hängt es in der Zukunft von solchen sinnlosen Menschen ab, ein, mit so vielem Bedacht, Sorgfalt und Mühe und Kosten zu Stande gebrachtes Werk zu verschreien und dessen Wiederholung zu verhindern.

Die Sache betrifft mich so nah, daß ich Großherzoglicher Commission die Maßregeln deshalb völlig überlassen muß, nur das erkläre ich, daß keine auf meinen Text neucomponierte Oper hier am Orte jemals aufgeführt werden kann, damit mir dieser schöne

und wichtige Teil unserer theatralischen Darstellungen nicht noch mehr Verdruß errege, als bisher schon geschehen ist."

Immer unangenehmer wurden die Mißhelligkeiten, immer drakonischer die vorgeschlagenen Maßregeln. Es hatte sich die Notwendigkeit eines neuen Reglements herausgestellt: als Grundsätze für solche Verfügungen wurden nun die folgenden vorgeschlagen (27. März 1816): „Es hat bisher bei Theater und Kapelle manche Unregelmäßigkeiten gegeben, die man aus bewegenden Ursachen nicht sagt. Bei einem neuen Reglement möchte wohl auf nachstehende Fälle einige Rücksicht genommen werden:

1) Ein Schauspieler hielt ohne Erlaubnis eine Anrede ans Publikum.
2) Sänger und Musiker haben in Erfurt ohne Urlaub und Erlaubnis ein Conzert gegeben.
3) Ein Musiker erlaubte sich wiederholte Grobheiten gegen den Kapellmeister.
4) Es war darauf angelegt Wolffs nach Romeo und Julie herauszurufen und ihnen Gelegenheit zu einer Anrede ans Publikum zu geben.
5) Wolffs unterzeichnen sich auf einem Anschlagezettel: Großherzogl. Hof-Schauspieler, und geben ein Deklamatorium ohne Erlaubnis ihrer Vorgesetzten. Dies wäre alles zu verpönen."

In der allerletzten Zeit seiner Theaterführung entwickelte Goethe, im Gegensatz zu der etwas laxen Teilnahme der vergangenen Jahre, einen ungewöhnlichen Eifer. Gerade in den letzten Monaten des Jahres 1816 sind Ankündigungen neuer Schauspiele, Bescheide an Künstler, die sich zu Gastspielen oder zum Eintritte in Weimar meldeten, besonders häufig; ebenso Beurteilungen von Stücken, die zur Aufführung eingereicht waren. Auch in den ersten Monaten des verhängnisvollen Jahres 1817 kümmerte sich Goethe mit einer Hast, die gegen die Ruhe, ja das Ansichkommenlassen der voraufgegangenen Periode seltsam kontrastiert, um alle Einzelfragen, war er unermüdlich in der Bearbeitung älterer Stücke, in Einstudierung

älterer Werke, in Adaptierung seiner eigenen, lange von dem Theater zurückgehaltenen dramatischen Arbeiten. Ein neuer, fast jugendlicher Eifer hatte ihn ergriffen. Er, der den Siebzigern nahe war, wollte Weimar und der Welt zeigen, daß er den etwas verfahrenen Thespiskarren wieder in das rechte Geleis bringen könnte. Diese seine Gesinnung wird aus folgender Äußerung an Knebel (12. Febr. 1817) klar: „Dir hat Frau Fama gewiß in Deine beneidenswerte Einsamkeit die Nachricht überliefert, daß ich die Theaterlast in alten Tagen nochmals auf mich genommen habe, eben als wenn wir noch junge Burschen wären. Dadurch, daß mein Sohn mir zugegeben ist, wird eine solche Führung in der bedenklichen Lage nur allein möglich. Doch eben das Bedenkliche gibt den wahren Reiz. Ich hoffe, daß man zu Ostern schon sehen soll, was sich mit Ernst und Kraft tun läßt."

Am 11. März 1817 wurde ein neues Theater-Reglement erlassen. Die Bestimmungen über Annahme der Stücke, Verteilung der Rollen, Dekorationen, Leseproben wurden genau fixiert, für Schauspiel und Opern besondere Gesetze erlassen. Noch in demselben Monat ward eine eifrige Tätigkeit durch die Bearbeitung von Kotzebues Schauspiel „Der Schutzgeist" entfaltet. Aber während sich der Dichter nach Jena zurückgezogen hatte, teilweise auch in der Absicht, die zu erlassenden Verordnungen auszudenken, trat die Katastrophe ein. Sie ist oft genug erzählt. Am 12. April 1817 fand zu Weimar, während Goethe sich in Jena aufhielt, die Vorstellung des Dramas „Der Hund des Aubry" statt, in dem ein Pudel die Hauptrolle spielte. Goethe erbat seinen Abschied und erhielt ihn unter voller Anerkennung seiner bisherigen ersprießlichen Tätigkeit. Derselbe Mann, der die Worte niederschrieb, „das Theater ist eine Anstalt, der ich meinen Anteil niemals entziehen kann", richtete einige Tage darauf an den Herzog Karl August das berühmte Schreiben: „Ew. Königl. Hoheit kommen, wie schon so oft gnädigst geschehen, meinen Wünschen entgegen, ja zuvor. Ich glaubte sie nunmehr hegen zu dürfen, da, nach jenem von Höchstdenenselben mit Beifall aufgenommenen Entwurf, die Instruktionen an

die Untergeordneten abgegangen und was daran zu modifizieren sein möchte, durch Erfahrung nach und nach sich ergeben wird.

Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäftes genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Teil desselben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntnis und Übung zutrauen darf, sei mir gnädig vergönnt."

Kein Versuch wurde gemacht, ihn zu halten, kein Bemühen zeigte sich, den Schimpf, den man seiner Richtung angetan, wegzuwischen. Er hatte seine Schuldigkeit getan — ein braver Diener seines Herrn — er konnte gehn. Diesen Undank, diese schmähliche Abdankung konnte er, der 25 Jahre lang Mustergültiges geleistet hatte, nicht vergessen.

Zur Charakteristik der Gerüchte, die in Weimar im Umlaufe waren, mögen nachstehende Zeilen des Kapellmeisters Müller, Weimar 1817, dienen:

„Das fernere Verweilen Goethens in Jena und sein Nichtbekümmern um das Theater, hat unsern Großherzog bestimmt, ihn von seinen theatralischen Funktionen zu entlassen. Die Sache macht Aufsehen; doch dürfte das Theater dabei gewinnen. Goethe war zu unbeugsam und achtete die Wünsche des Hofes, besonders die unserer allverehrten Landesmutter zu wenig, um seinen Posten behaupten zu können. Sein Starrsinn war grenzenlos und Du würdest erstaunen, wenn ich Dir einige Facta mitteilte.... In seiner letzten Wirkungszeit bearbeitete er mehrere Kotzebuesche Stücke, und warf Kotzebue, den wir hier nächstens sehn werden — den Fehde-Handschuh hin.."

Wieviel an solchen Gerüchten wahr ist, läßt sich nicht ermitteln.

Vier Wochen verstrichen, ohne daß er auch nur einem seiner Freunde ein Wörtchen von dieser totalen Umwälzung meldete. Nur dem Sohne schrieb er offenherzig: „Der Welt entläuft man übrigens nicht. Malkolmi ist hier, sehr zufrieden, für den leidlichen Preis eine angenehme Wohnung zu haben. Haide und Graff, die ihn hierher begleiteten, waren bei mir, beinahe kann ich sagen, so etwas

Sonderbares habe ich nicht erlebt, denn ich sahe erst ohne mich zu rühmen, die Riesenkräfte in Bramanischer Duldungs-Beharrlichkeit, die durch beinahe dreißig Jahre nötig waren, um aus nichts Etwas zu machen. Und das Etwas war, bei allen seinen späteren Mängeln, doch so hübsch, daß ich mich ungern von ihm abwendete und nur mit Bedauern ausrief:

Rentre dans le néant dont je t'ai fait sortir.

Haides Vortrag und Erzählung, obgleich vorsichtig und klug genug, hat mich in den Pfuhl des Verderbens hinein sehen lassen, in welchem zunächst alle verzweifeln werden. Wir haben das Getränk zuletzt wenigstens in der Essiggährung erhalten, nun aber tritt die Fäulnis mit Macht ein, deren Eilfertigkeit man kennt."

Nur ganz gelegentlich heißt es etwa ein halbes Jahr später: „Von einem Geschäft, das in Manchem schlimm war, fühle ich mich Gott sei Dank befreit." Und wiederum ein halbes Jahr später: „Ich bin nicht, wenn aus dem Regen in die Traufe, doch aus der Traufe in den Regen geraten. Theater und Universität! Eins und eben dasselbe!"

Solche kurzen Bemerkungen, besonders aber das Schweigen über diese ganze Angelegenheit lassen keineswegs den Schluß zu, daß Goethe wirklich diese Loslösung vom Theater als eine wahrhafte Befreiung empfand. Vielmehr ist dieses Nichtreden ein deutliches Zeugnis dafür, wie stark ihn der Befehl des Herzogs, die Theaterangelegenheiten aufzugeben, traf, wie tief sein Schmerz darüber war. Ob er wirklich einmal das überlieferte Wort gesprochen: „Karl August hat mich nie verstanden!" oder nicht, ist ziemlich gleichgültig; sicher ist, daß er mit dem Theater ein Stück Leben aufgab, einen Beruf, bei dem er nicht bloß aus Pflicht, sondern aus Liebe tätig gewesen war und daß er ungern sich von einem Felde zurückzog, auf dem er seiner festen Überzeugung nach Großes gewirkt hatte und Größeres zu wirken sich berufen glaubte.

Seitdem betrat er, der bisher eifrige Theaterbesucher, nur selten das Schauspielhaus. Er wurde in theatralischen Dingen nicht

häufig mehr um seinen Rat gefragt. So viele Stücke junger Autoren seitdem bei ihm einliefen, er hatte keine Lust mehr, sie zu lesen oder zu prüfen und half sich den Drängern gegenüber mit der stereotypen Entschuldigung, daß er, der Jahrzehnte hindurch die Dramen nur unter dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit für das Weimarer Theater angesehen hätte, nun keine Veranlassung mehr hätte, die dramatische Produktion sich anzuschauen und zu beurteilen. —

Wie wenig er sich einige Jahre nachher (1819) um das Theater kümmern wollte, geht aus den merkwürdigen, an den Sohn gerichteten Worten hervor: „Ihr sagtet neulich, man verspare die Aufführung des Götz von Berlichingen bis zu meiner Zurückkunft, welches mir höchst unerfreulich ist. Hätte man auf meinen Geburtstag auch nur mindestens an mich gedacht; so hätte ich es dankbar erkennen müssen; aber es ist längst bekannt und ausgesprochen, daß mir jeder persönliche Bezug in der Gegenwart höchst zuwider ist. Gib das höflich und freundlich zu bemerken; denn ich würde auf alle Fälle bei der ersten Aufführung dieser Stücke nicht ins Theater gehen und überlasse Dir daher, was Du in der Sache zu tun für gut und schicklich hältst."

Das menschliche Interesse für die Künstlerschar behielt er bei. Er brachte es über sich, auch Frau von Heygendorf freundlich zu begegnen, die seiner Christiane in der letzten Zeit treulich beigestanden hatte. Vielleicht hätte diese, die kluge Vermittlerin, die in dem wogenden Theatermeere so geschickt das Steuerruder zu führen verstanden hat, den gewaltigen Sturm beschwichtigt; nun traten die Schauspieler, die zu den Ihren gehört hatten, nach ihrem Beispiel und durch ihre Fürsprache auch die Seinen geworden waren, zurück; der Alte war viele Mühen und Sorgen losgeworden, aber er, der Meister im Entsagen, verzichtete auch auf ein großes und meist reines Glück.

IV.

Freunde: J. H. Meyer und K. Fr. Zelter.

Zu denen, die Goethe als die Seinen bezeichnen konnte, gehörten nicht bloß die Verwandten, Festgenossen, Diener, Schauspieler, sondern vor allem die Freunde.

Sie alle zu würdigen — denn eine bloße Aufzählung hätte nicht den geringsten Wert — geht nicht an, weil dadurch dem Werke ein ganz ungebührlicher Umfang eingeräumt werden müßte. Wieland und Herder scheiden aus, weil die Intimität mit dem erstern schon vor dem Beginn des hier behandelten Zeitraumes zerstört war, die mit dem letztern sich bald lockerte. Der Grund, daß Schiller nicht ausführlich behandelt wird, ist an anderer Stelle (oben S. 233) angegeben. Knebel, der als „Urfreund", als der, der fast 60 Jahre mit Goethe verbunden war, wohl in Betracht kommen könnte, verwirkt seinen Anspruch auf Beachtung durch seine Unstetigkeit in der Freundschaft, durch seine vielfachen Episoden von Lauheit und Kühle neben Epochen warmer Anhänglichkeit und echter Ergebenheit.

Doch bleiben noch Freunde genug übrig.

Ein sehr merkwürdiges Moment bei diesen Freundschaften ist, daß man nicht von einem Freundeskreis sprechen kann, dessen einzelne Mitglieder wieder miteinander verbunden sind. Wohl finden sich in den Briefen mancher Grüße an Meyer und Riemer, aber sie entbehren der Herzlichkeit, wenn man etwa die Äußerungen Wilhelm v. Humboldts über den erstern abrechnet; wohl spinnen wenige wie der Allerweltsmann Müller Fäden, die auch zu anderen reichen, vom Weimarer Diplomaten zum deutsch-französischen Reinhard; im ganzen aber steht jeder für sich allein. Derartige Sonderstellung könnte durch den Zufall begründet sein oder in dem äußern Umstand liegen, daß der eine der Freunde in Berlin, ein zweiter in Leipzig und ein dritter in Stuttgart lebte, — ein persönliches Zusammentreffen bei den mangelhaften Verbindungen äußerst schwierig, eine schriftliche Verbindung kostspielig und zeit-

raubend war — doch hat sie wohl ihre tieferen Ursachen. Die eine ist, daß Goethes Freundschaften wesentlich Kameradschaften, Beziehungen waren, denen eine gewisse Tendenz anhaftete. Nicht, daß der große Weimaraner seine Korrespondenten ausnutzte, aber dem Staatsmann und Historiker, dem Dichter und Musiker, dem Philologen und Naturforscher sprach er von den Dingen seines Fachs; die meisten von ihnen drangen, wenn sie auch von dem Zauber seiner Persönlichkeit gefesselt waren, nicht in sein inneres Wesen ein; was sie von ihm wußten oder erfuhren, war entweder etwas ganz allgemeines, das sie mit allen teilten oder etwas ganz besonderes, das sie mit keinem teilen mochten. Eine andere Ursache ist, daß viele dieser Genossen weltfremde, die Einsamkeit liebende, mitunter auch recht widerborstige Gesellen waren, man denke an Wolf; Männer, die ein eigentümliches Geschick besaßen, es mit allen, selbst den Vertrautesten zu verderben und welche nur dem Einzigen gegenüber ihre Wildheit in Zahmheit zu verwandeln, ihre Donnerrede zum Säuseln herabzustimmen versuchten. Sodann hatte der im Mittelpunkt thronende Herrscher selbst, im Gegensatz zu Schiller, gar nicht das Bedürfnis, allerdings bei einer so weit verzweigten Schar auch gar nicht die Möglichkeit und Macht, die zerstreuten, so verschieden gearteten und begabten Anhänger und Verehrer zu einer wirklichen Einheit zusammenzuschließen. Wohl gab er in seinen ausführlichen Referaten gelegentlich dem einen von der Tätigkeit des andern Kunde, lobte diesen, wenn er an jenen schrieb; wie sehr stehen aber solche gönnerhafte Annäherungsversuche hinter Schillers Feuereifer zurück, seine Freunde zu einem Bunde zusammenzuschließen, gegen sein von Erfolg gekröntes Streben, Wilhelm von Humboldt mit Körner zu verbinden und seinen Körner Goethe zu nähern, in seiner Großheit unbekümmert, ob durch solche Vertraulichkeit ihm Einbuße an der Intimität der Getreuen erwachsen würde. Jedoch, wäre selbst Goethe von einem derartigen Streben erfüllt gewesen, — eine letzte Ursache hätte es zum Scheitern gebracht: eine gewisse Eifersucht. Nicht in dem Sinne, daß einer dem andern die Intimität des Altmeisters nicht

gegönnt hätte, sondern in dem Sinne, daß er diese Freundschaft sorgfältig und ängstlich als Sondergut hütete.

Gerade Zelter ist für diese ganze Art typisch zu nennen. So geschwellt seine Brust ist, von dem Bruderbund mit dem einzigen — denn von Eitelkeit darf man bei so erhabenem Gefühl nicht sprechen — er hat durchaus nicht das Bedürfnis, seine Schätze mit anderen zu teilen. Mit den Berliner Enthusiasten verkehrt er so gut wie gar nicht, mit Körner bleibt es bei äußeren Berührungen, Wolf gegenüber, mit dem er in engerem Verkehr steht, zeigt sich das offensichtliche Streben, ihn herabzusetzen, seine kleinen Schwächen und Sonderbarkeiten zu tadeln. Den einzigen, den er, gleichgültige Empfehlungen abgerechnet, bei dem Freunde einführt, ist sein genialer Schüler Felix Mendelssohn, ein Knabe, und diese Einführung erfolgt nicht, um den Knaben dem vergötterten Meister zu nähern, sondern um diesem den Genuß des Spiels des unvergleichlichen kleinen Künstlers zu verschaffen. Zu den wenigen, denen er die Weimarer Gaben mitteilt, denen er Einblick gönnt in die sehnlich erwarteten und jubelnd willkommen geheißenen postalischen Sendungen, gehören zwei Freunde, die in Sondergebieten tätig sind: der Mediziner Langermann und der Physiker Schultz.

Endlich muß der Umstand kurz begründet werden, daß aus der großen Freundesschar gerade nur die beiden: Zelter und Meyer hervorgehoben werden. Der äußere Grund dürfte nicht ausschlaggebend sein, daß mit Zelter die voluminöseste Korrespondenz geführt wurde, selbst die mit Schiller eingeschlossen, die für unsern Altmeister in Betracht kommt und daß die mit Meyer gepflogenen Gespräche wie die häufigsten so auch die tiefsten waren, — obgleich dieser Grund gewichtig genug ist.

Andere Erwägungen fallen stärker ins Gewicht. Die Beziehungen zu Meyer beginnen Ende der 80er, die mit Zelter Mitte der 90er Jahre und dauern bis zu des Meisters Tode — es sind Lebensfreundschaften in des Wortes vollster Bedeutung. Man könnte ja sagen, einzelne Briefe an Rochlitz — ebenso Äußerungen

über ihn — sind voll größerer Anerkennung für den Angeredeten; gar manche Episteln an Boisserée, Reinhard, Wilhelm von Humboldt sind gehaltvoller, — die also Geehrten waren eben höhere geistige Potenzen; aber so warm und innig wie an unsere beiden wird der Ton nie. Redet in den übrigen Briefschaften vornehmlich der Geist, so tönt hier laut Herz und Gemüt.

Noch eine andere Überlegung mußte diesen Beiden den Vorzug einräumen. Der Briefwechsel mit Zelter war der einzige, den Goethe zur Herausgabe bestimmte und größtenteils zum Behufe einer Edition abschreiben ließ und redigierte, — ein unumstößliches Zeugnis, welchen Wert der Weimarer Patriarch grade auf diese Dokumente legte. Die Gespräche mit Meyer wurden nicht aufgezeichnet und von einer Korrespondenz mit ihm kann man kaum reden, da er jahrelang Goethes Hausgenosse war und fast ununterbrochen in seiner unmittelbaren Nähe weilte.

Endlich die Hauptsache: Alle übrigen Freunde waren, wenn der Ausdruck gestattet ist, Freunde im Nebenamt. Gewiß liebten, verehrten, vielleicht vergötterten sie den Hohen, der sie seiner Freundschaft gewürdigt, aber ihre Liebe war nichts Ausschließliches, sie ganz Erfüllendes. Sie hatten Frau und Kinder, sie besaßen nicht bloß andere Kameraden, sondern engverbundene Genossen. Zelter und Meyer dagegen waren lange verwitwet, letzterer kinderlos, ersterer der Söhne beraubt, die ihm als die Nächsten zur Stütze hätten dienen sollen, sie beide waren ganz Goethe eigen. Man könnte es auch so ausdrücken, selbstverständlich ohne auch nur im entferntesten etwas Perverses andeuten zu wollen: sie liebten den Freund mit Inbrunst, mit einer weiblichen Hingebung. Das Leben der andern Vertrauten ging weiter nach des Meisters Hingang: sie trugen diesen Schmerz zu andern Schmerzen; dieser beider Freunde Daseinsfreudigkeit und Lebensfähigkeit war zu Ende, nachdem die Sonne erloschen war, die sie mit ihren Strahlen erquickt hatte. Sie starben ihrem Lebenslichte nach, ohne das sie nicht existieren konnten.

Unter den Hausgenossen steht Heinrich Meyer jedenfalls an erster

Stelle. Der wackere Schweizer — unter diesem Namen erscheint der 1759 geborene Maler und Kunstgelehrte in der italienischen Reise — war während Goethes zweiten römischen Aufenthalts diesem ziemlich nahe getreten. Er wurde damals als einer der gründlichsten Kenner der ewigen Stadt, der eigentliche Führer des Reisenden und er blieb ihm Freund und Vertrauter während seines ganzen Lebens.

Meyer war kein bedeutender Künstler, dazu fehlte ihm Leichtigkeit, Phantasie, Farbenreichtum, er war höchstens ein korrekter Zeichner. Auch war er kein großer Schriftsteller, weder elegant noch geistreich, vielmehr ein Autodidakt, der alle üblen Folgen an sich trug, die das Entbehren eines geordneten Unterrichts und guter Muster zu zeitigen pflegt. Aber er war ein Mann von solidesten Kenntnissen, unermüdlich und fleißig, von einer glücklichen Einseitigkeit, die sich da Grenzen zieht, wo das Können aufhört, von entschiedenem Urteil und mit der Fähigkeit begabt, dieses Urteil anderen aufzunötigen. Alles aber wurde überstrahlt einerseits durch menschliche Güte und Milde, andererseits durch ein vollkommenes Aufgehen in die Kunst, die sein einziges Lebenselement war. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß er Goethe oft in bedenklichen Fällen seine Autorität aufdrängte und namentlich, je älter er wurde, mit desto größerem Eigensinn und stärkerer Hartnäckigkeit auf vorgefaßten Meinungen verharrte, daß er ferner durch seine Einseitigkeit bisweilen den alten, gefügigen Kunstfreund von dem rechten Wege ablenkte, ihn von der Teilnahme an der modernen Entwicklung zurückhielt, ungerecht werden ließ gegen Gotik und Mittelalter — aber trotz Alter und Kränklichkeit, trotz Verkennung, ja Verachtung entgegengesetzter Bestrebungen hielt er an seinen Idealen fest und lebte im Reich des Schönen. Man hat in neuerer Zeit mehrfach versucht, die beiden alten Herren zu verspotten, die, Kunstblätter in der Hand haltend, sich stundenlang gegenübersitzen, ohne ein Wort zu sprechen, eben weil sie sich bewußt sind, dieselben Gedanken zu hegen, und dieselbe Wertschätzung den kostbaren Überbleibseln vergangener Zeiten entgegenbringen, — aber man müßte

eher mit unendlicher Rührung diese geistesfrischen, jugendlich er-glühten Heroen bewundern, ergraut im Alter und ergraut in Freundschaft.

Denn zwischen ihnen dauerte wirklich nicht nur eine sachliche Gemeinschaft, sondern eine innige persönliche Verbindung, so innig, wie der alte Goethe sie außer mit Zelter mit keinem anderen Manne unterhielt. Neben den herrlichen Worten, die Meyer in der Italienischen Reise an mehreren Stellen gewidmet sind, wird diese unzerstörbare Gemeinschaft durch den Ausspruch bekundet, den Goethe 1823 in einem Gespräche mit seinem Freunde Grüner über Meyer tat: „Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben. Er ist ein gediegener, tüchtiger, nicht zu ersetzender Mann".

Trotz aller dieser Vorzüge war und blieb Meyer von einer rührenden Bescheidenheit. In einem der Briefe, die er aus Rom schrieb, hatte er die Worte gebraucht: „Was mich aber allein an-geht, wie mir nämlich je länger je übler zu Mute wird, daß ich Ihren Umgang verloren habe, da find ich gut, den Gram darüber im Herzen zu verschließen — meines Lebens bestes Glück ist damit hin. Ich fühle mich ohne Sie wie allein und verlassen in der Welt, mißtrauisch gegen die Einsichten aller Menschen. Mit Ihnen ist mir die Fackel erloschen, die mich in den Künsten durch die Nacht des Zweifels führte; allein irr' ich nun und tappe im Finstern und weiß die Wahrheit oft nicht mehr zu finden." Diese Gesinnungen gegen den, den er zum Meister erkoren hatte, wahrte er, selber zum Meister geworden, alle Zeit.

Das mit diesen Worten im allgemeinen charakterisierte Verhält-nis muß in seiner Entwicklung und seinem Verlaufe etwas ein-gehender dargestellt werden.

Der von Italien Heimgekehrte machte dem Schweizer Freunde Anerbietungen. Er verschaffte ihm eine Zubuße von 100 Skudi jährlich für einen noch zwei Jahre währenden Aufenthalt in Rom und verpflichtete sich, ihm dann in Weimar eine angemessene Stellung zu verschaffen. „Mir gibt es eine neue Aussicht aufs Leben, daß

ich mir nun denken kann, dereinst Ihres Umgangs zu genießen", schrieb er am 21. August 1789. Als Meyer bald darauf schwer erkrankte, klagte Goethe (6. Februar 1790): „Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifele". Der Gesundheitszustand des Künstlers besserte sich. Deshalb erging an ihn der Vorschlag, etwa im September 1791 nach Weimar zu kommen, zunächst dort ohne amtliche Stellung zu verweilen, bis sich eine solche finden würde. Sie fand sich in der Tat bald genug. Er wurde Leiter der Zeichenschule und brachte sie nach manchen Schwierigkeiten und nach Entfernung der älteren Lehrer, die einer gesunden Entwicklung im Wege gestanden hatten, zu hohem Flor, er wurde Lehrer, Berater, ja selbst Vertrauter einzelner Mitglieder der fürstlichen Familie und lebte sich so völlig in dem kleinen Landstädtchen ein, daß er fast ganz zum eingesessenen Weimaraner wurde.

In den ersten Jahren seines Thüringer Aufenthalts war und blieb Meyer Goethes Hausgenosse, daher fehlte in den an Christiane gerichteten Briefen selten ein Gruß für ihn; in den für ihn bestimmten wird er fast zärtlich zu ruhiger Tätigkeit, zu gedeihlicher Vorbereitung gemeinsamer Arbeit aufgefordert; in Briefen an andere das Frohgefühl zum Ausdruck gebracht, das sein Aufenthalt in Weimar erweckt: 1793. „Meyer ist noch immer bei mir und die aesthetischen Freuden halten uns aufrecht, indem fast alle Welt den politischen Leiden unterliegt". Jede von ihm unternommene Kunstreise ist für den Zurückgebliebenen durch die ausführlichen schriftlichen Berichte und kenntnisreichen mündlichen Auseinandersetzungen eine Quelle reicher Belehrung: „Mein guter Meyer", heißt es am 29. April 1794, „ist nach Dresden, wo er einen Genuß finden wird, dessen er allein fähig ist, seine Abwesenheit macht eine große Lücke in meine Existenz, ich fülle sie mit Hoffnung und mit dem Gedanken an die Reichtümer aus, die er sich und uns überbringen wird."

Meyer ist für Goethe aber nicht nur der Gelehrte, dessen Unterweisung er nicht hoch genug anschlagen kann, sondern auch der



Meyer
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuseum in Weimar)

große Künstler, dessen Gaben er mit begeistertem Lobe empfängt. „Wir wollen uns Glück wünschen," so tönt es einmal fast wie ein Jubelruf, „daß wir diesen Schatz (eine Zeichnung Meyers) besitzen. Es ist ein Sinn, ein Frieden in dem Bilde, der höher ist als alle Vernunft, ich freue mich für Sie und uns, daß es Ihnen so wohl geraten ist." Und mit den Worten, „mein stilles Haus sehnt sich nach Ihnen" drückt er seine Empfindung aus, als eine längere Reise des freundlichen Kunstgenossen sich ihrem Ende näherte.

In den ersten Weimarer Jahren entwickelte sich der biedere Schweizer aus dem Künstler immer mehr zum Kunstgelehrten. Mit der Begründung der Horen kommt auch sein Schreibeifer in Fluß. Daher wurde fast triumphierend gemeldet: „Meyer ist sehr fleißig. Er hat bisher vortreffliche Sachen gemacht. Mir ist, als wenn ihm mit jedem Tage Gedanken und Ausführungen besser gelängen."

Ein Moment, das die Intimität beider Freunde bestärkte, bestand darin, daß der gutmütige Schweizer, der als Künstler und Naturmensch natürliche Verhältnisse nicht mit dem strengen Auge der Sittenzensoren ansah, sich der guten Christiane vertraulich näherte. Durch das Bild, das er mit größerer Bravheit als Kunst von ihr gestaltete, machte er ihr große Freude. Daher wurde dem Reisenden, der auf einer seiner belehrenden Touren auswärts war, einmal gemeldet (17. August 1796): „Die Hausfreundin grüßt und wünscht Ihnen bald wieder eine gute Suppe zu kochen und Sie aufs beste zu pflegen, welche frommen Wünsche denn freilich leider mit den unsrigen im Widerspruch stehen".

Die Freundschaft mit Meyer bestand die stärksten Proben. Denn wie oft kommt es vor, daß zwei Weggenossen, die eine Zeitlang zusammen gewandelt, wenn sie sich nach einer mehrjährigen Trennung wiederfinden, während deren sie die größten Erwartungen auf einander gesetzt hatten, eine schlimme Enttäuschung erleben. Diese beiden Freunde fanden jedoch bei ihrer Wiedervereinigung 1797 in Stäfa, Meyers Geburtsort, und bei ihrer gemeinsamen Reise durch die Schweiz alles verwirklicht, was sie ersehnt hatten, ja fast noch schöner, als sie es sich vorgestellt. Seinen Eindruck

faßt Goethe einmal in die Worte zusammen: „Meyern habe ich gefunden, wie einen Steuermann, der aus Ophyr zurückkehrt, es ist eine herrliche Empfindung, mit einer so bedeutenden Natur nach einerlei Schätzen zu streben und sie nach einerlei Sinn zu bewahren und zu verarbeiten." Er freut sich an der Tüchtigkeit des Menschen, an der Geschicklichkeit des Künstlers, dessen Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit ihm unvergleichlich schön dünkt, an dem Wissen, der Umsicht, der Darstellungsgabe des Gelehrten, die er mit folgenden Worten rühmt:

„Über die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunstschätze der alten und mittleren Zeit rezensiert hat, werden Sie erstaunen und sich erfreuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt. Wie wichtig ein solcher neuer Pausanias sei, fällt erst in die Augen, wenn man recht deutlich anschaut, wie die Kunstwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereignisse zerstreut oder zerstört werden."

Auch eine neue Probe wurde gut bestanden. Wie schon erwähnt, hatte Meyer längere Zeit als Hausgenosse, d. h. als Gast, unentgeltlich in Goethes Haus gewohnt. Das war dem feinfühligen Manne empfindlich, ja auf die Dauer unerträglich. Er tat daher dem verehrten Freunde, bei einer gemeinsamen Fahrt nach Jena, den Vorschlag, auszuziehen. Darauf aber konnte und wollte Goethe nicht eingehen. Es ist geradezu rührend, wie er den besorgten Freund beruhigt und ihm den Gegenvorschlag macht, um eine fast lächerlich winzige Entschädigung den alten Zustand beizubehalten.

„Sie können empfinden, wie nötig, nützlich, angenehm und erfreulich mir Ihre Gegenwart sei, da wir ein so nah verwandtes Interesse haben und ich fast von aller Welt abgesondert lebe. Ich wünschte daher, daß Sie nicht an eine Veränderung dächten, als bis eine Notwendigkeit von Ihrer Seite eintritt, daß sich entweder eine anständige Versorgung für Sie findet, oder Sie aus sonst einer Ursache sich besonders zu etablieren geneigt sein könnten.

Bis dahin will ich gern, und mit Dank, um Sie jeder Art von Bedenklichkeit zu überheben, einen Zuschuß zur Haushaltung von Ihnen künftig annehmen, da Sie eine leidliche Einnahme haben und es Ihnen kein Geheimnis ist, daß ich nicht reich bin, sondern nur durch Ordnung und Tätigkeit meine freilich etwas breite Existenz soutenieren kann.

Wenn Sie mir jährlich 150 rth. gaben, so ist es, bei meinem völlig eingerichteten Haushalt, für mich ein hinreichend Equivalent, da Sie hingegen einzeln und abgesondert viel teurer leben würden."

Auch die stärkste Probe wurde von dieser Freundschaft siegreich bestanden: die durch das Hinzutreten eines Dritten. Man sollte meinen: Schillers Erscheinen hätte den braven Schweizer zurückdrängen, vielleicht entfernen können und müssen, aber gerade das Gegenteil tritt ein. Meyer wird der dritte im Bunde, nicht bloß, wie schon erwähnt, als Schriftsteller mittätig, sondern eingeweiht in die großen Reform-, ja Revolutionspläne der Dioskuren auf ästhetischem Gebiete, — der nicht bloß geduldete, sondern tonangebende Genosse im Felde der bildenden Kunst.

Jahrelang herrschte unter den Zusammenwohnenden enge Gemeinsamkeit. Sie wurde auch nicht gestört, als Meyer schließlich doch im November 1802 auszog, da er bei der Verheiratung mit einer Tochter des Kanzlers von Koppenfels einen eigenen Hausstand begründete. Ja, gerade in den folgenden Jahren wurde das Miteinanderarbeiten noch enger, wenn auch natürlich nun kein tägliches Zusammenkommen mehr möglich war. Dies war eine Folge der in Weimar veranstalteten Kunstausstellungen, über die es viel zu beraten gab, der Kunstnachrichten, die in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung erschienen. Es war schon damals ein offenes Geheimnis und ist nun durch eine Reihe von Forschungen klargestellt, daß die Weimarer Kunstfreunde (W. K. F.) fast ausschließlich die beiden eng verbundenen Genossen waren, die oft ihr gewichtiges und mitunter recht scharfes Wort hören ließen.

Mit diesen Arbeiten war jedoch die gemeinsame Tätigkeit keines-

wegs abgeschlossen. Vielmehr ist es gerade Meyers belehrendem und belebendem Einflusse zuzuschreiben, daß Goethe sich nun nicht mehr wie früher bloß gelegentlich der Betrachtung und Beurteilung von Kunstgegenständen zuwendete, sondern die methodische Durcharbeitung solcher Dinge sich angelegen sein ließ. Und zwar blieb es nicht bei sorgfältiger Durchsicht von Meyers Kunstgeschichte, die Goethe gern in den Cottaschen Verlag übergeleitet hätte, sondern es kam zu lebhaften artistischen Unterhaltungen der beiden eng verbundenen Genossen mit Schiller und zu einem gemeinsamen Unternehmen, der Zeitschrift „Die Propyläen", in der die Freunde ihr Glaubensbekenntnis über allgemeine ästhetische Fragen niederlegten und besonders ihre Stellung zur alten Kunst präzisierten. Es war für den Meister, der nicht eifersüchtig einen Freund für sich allein begehrte, sondern die Förderung, die er von ihm genoß, auch anderen zuteil werden ließ, eine Herzensfreude, den wackeren Schweizer mit dem ideenreichen und für alles Neue empfänglichen Schiller in nähere Verbindung zu bringen, und er empfand eine wahre Beseligung an dem herzlichen Gefallen, das der Künstler und Kunstgelehrte dem gedankenvollen Mitstrebenden entlockte. Wie sehr aber Goethe eine auch von anderer Seite dem Freunde erwiesene Gunst fast als eine ihm selbst erteilte betrachtete, geht aus folgendem Schreiben, an den Herzog August von Gotha gerichtet, 3. August 1804, hervor:

„Ew. Durchl. haben dem Prof. Meyer, welcher vor kurzem das Glück hatte, aufzuwarten, die Gnade erzeigt, daß er die, um Höchstdieselben versammelten Kunstschätze, zu seinen Absichten, bequem benutzen können. Diese einem mir so werten Freunde erzeigte vorzügliche Gunst würde mich zu untertänigstem Danke auffordern, wenn auch nicht daraus für mich selbst zunächst mancher Vorteil entspränge. Da aber unsere Studien und Tätigkeiten dergestalt verbunden sind, daß alles, was dem einen nützt, den andern zugleich mit fördert, so habe ich jenes ihm widerfahrene Gute als mir selbst geschehen anzusehen und halte für Pflicht, meinen untertänigsten Dank dafür auszusprechen."

Die traurigen Oktobertage spielten dem Fremdling, der doch schon in Weimar ziemlich heimisch geworden war, sehr übel mit. Wie schlimm es ihm erging, wie sehr er fast von dem Notdürftigsten entblößt war, zeigt sich aus Goethes Billett (Mitte Oktober 1806): „Sagen Sie mir, mein Werter, womit ich dienen kann? Rock, Weste, Hemd usw. soll gerne folgen, vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien.“

Den schlimmen Zeiten folgten bessere. Gerade damals wurde die amtliche Tätigkeit des Künstlers befestigt und die Friedensjahre wurden in höchst ersprießlicher Weise benutzt. Freilich regte sich auch bei diesem Schweizer nicht selten die Sehnsucht nach der Heimat. Und ferner wird man ihm, der doch innerlich den deutschen Bewegungen fremd blieb, nicht verübeln, daß er die Freiheitskriege als störende Unruhen betrachtete und die Lust empfand, ihnen zu entgehen. Er entfernte sich, freilich nicht zu dauerndem Abschiede, und ging nach der Schweiz. Das Vierteljahrhundert des gemeinsamen Lebens hatte die Innigkeit der Empfindung bei dem Zurückgebliebenen nicht gestört, vielmehr hatte gerade die Entfernung das Verlangen nach dem belehrenden Umgang gesteigert, ja die Notwendigkeit seiner Tätigkeit für Weimar klar erkennen lassen. Davon gibt die liebreiche Art, mit der Goethe den Freund zum Wiederantritt seiner Stellung zu bewegen sucht, vollgültiges Zeugnis (7. März 1814): „Ich würde Sie jedoch zu einer Rückkehr nicht unmittelbar aufmuntern, wenn ich es nicht um der Hoheit willen täte, die es zu wünschen scheint, ob sie gleich, nach ihrer leisen und zierlichen Art, nichts Entschiedenes äußert. Ich glaube aber, und Sie werden es selbst fühlen, daß Sie ihr notwendig sind. Bisher habe ich als Surrogat meine Sachen so gut als möglich gemacht; kommen Sie zurück, und ich bleibe in der Nähe, so kann man gemeinschaftlich wirken und dem schönen, obgleich von mancherlei Seiten bedrängten Leben etwas zu Liebe tun. Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber, und erzählen Sie mir das Mitteilbare von Ihren nächsten Umgebungen.“

In den unmittelbar folgenden Jahren — Meyer folgte, sobald

die Ruhe wieder hergestellt war, dem lockenden Rufe, der doch nur seiner eigenen Lust entsprach — kam zu der bisherigen gemeinsamen Tätigkeit ein neues Moment. Goethe hatte sich entschlossen, als eine Fortsetzung seiner Lebensbekenntnisse, die in „Dichtung und Wahrheit" dem deutschen Publikum vorgelegt worden waren, die Schilderung seiner italienischen Reise folgen zu lassen. Besaß er auch für diesen so überaus wichtigen Zeitraum seines Lebens eine ungemein lebhafte Erinnerung und hatte er auch in den zu jener Zeit geschriebenen und sorgfältig aufbewahrten Tagebüchern und Briefen willkommene Quellen und Hülfsmittel, so nutzte er doch das reiche und stets präsente Wissen des Genossen jener unvergleichlich schönen Tage. Gelegentlich wurde der Plan erwogen, Meyer geradezu zum Mitarbeiter jenes Teiles des großen autobiographischen Werkes zu bestimmen: er sollte kunstgeschichtliche Anmerkungen zu der Beschreibung liefern, auf die dann freilich, vielleicht zum Nachteile des Werkes, schließlich verzichtet wurde. Seine Belehrung jedoch war ungemein förderlich. „Die Gegenwart und Teilnahme meines vortrefflichen Reise- und Lebensgefährten, des Hofrats Meyer" wird einmal gerühmt und seine Mitwirkung mit der Begründung hervorgehoben, „da dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sizilien zubrachte, in Rom blieb."

Und der kaum genugsam zu schätzende Wert seiner erfreulichen stillen Mitarbeit wird durch die Worte gekennzeichnet: „Hätte ich diesen Freund nicht, so dürfte ich diese Arbeit garnicht unternehmen: Denn, wie soll man zur Klarheit gelangen, sich des liebenswürdigen Irrtums erinnern, in welchem man wie im Nebel hockte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen und finden würde."

Wie aber der eifrige Kunstgelehrte dem kunstbeflissenen Freunde seine stille Unterstützung nicht versagte, so war auch Goethe bemüht, dem mit der Feder Unbeholfenen seine werktätige Hilfe angedeihen zu lassen. Er sah gewissenhaft Meyers Kunstgeschichte durch und förderte sie nicht nur durch einzelne stilistische Verbesserungen, sondern

auch durch Hinweise auf Komposition, auch wohl durch Berichtigung von Einzelheiten. Aber er hatte seine helle Freude an dem tiefgründigen Wissen und an dem sicheren Urteil des stillen Freundes. Er erlabte sich an dessen Untersuchungen und an seiner kenntnisreichen Darstellung. Das Lob des gewaltigen Werkes, das für jene Epoche einen außerordentlichen Fortschritt darstellte, sprach er in folgenden begeisterten Worten aus (17. Mai 1815): „Meyer hat hierin" (in der Ausgabe von Winckelmanns Schriften) „unschätzbares Verdienst, und wenn er diese Arbeit nunmehr zum Grunde legt, und sein Leben über so fortfährt, alles was ihm bekannt wird, nachzubringen; so ist für die Kunst, die durch vieles hin- und herreden und pfuschen täglich unsicherer wird, und zu ihrer Erhaltung sehr viel getan.

Seine eigene Kunstgeschichte, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, ist auch schon vom Anfang bis zu Ende entworfen, und in einzelnen Teilen meisterhaft ausgeführt. Das Verdienst solcher Männer wie Rubens, Rembrandt u. s. w. hat noch niemand mit soviel Wahrheit und Energie ausgesprochen. Man glaubt sich in einem Bildersaale ihrer Werke zu befinden: Licht- und Schattenwirkung und Farbengebung dieser trefflichen Künstler spricht uns aus den schwarzen Buchstaben an."

Die in acht Bänden erschienene Winckelmann-Ausgabe, 1806 bis 1822 ist nur ein Zeugnis von Fleiß und Sorgsamkeit; die „Kunstgeschichte" ist Meyers Hauptwerk. Es führt den Titel: „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen von ihrem Ursprunge bis zum höchsten Flor", erschien in zwei Bänden, Dresden 1823; der von dem Autor druckfertig hinterlassene 3. Teil „Zeit ihres Abnehmens" wurde 1836 hinzugefügt.

Es ist ein Werk soliden Fleißes. Geplant seit 1795, seitdem in Gemeinschaft mit Goethe und Schiller weitausschauende Ideen gefaßt waren, 1811 durch Vorlesungen vor einem Kreise hoher Gönner gefördert, zeigt es den emsigen Sammler, aber weder immer den originellen Beurteiler, noch den schreibgewandten Darsteller. So oft auch sein feiner Anschauungssinn hervortritt, so

schwer macht sich sein Mangel an Sprachkenntnissen fühlbar und seine schleppende Schreibweise, ohne Schwung und Lebendigkeit. Sein Wissen ist zwar groß — obgleich es sich im wesentlichen auf italienische Sammlungen stützt, aber nicht eindringend genug, um ihn zur Aufstellung neuer Gesichtspunkte zu befähigen. Gar manches fehlt, z. B. ein Kapitel über Architektur. Wenn er auch, mehr als die früheren, die Münzen nach ihrem großen Werte einschätzt, manchem ehemals gering geachteten Kunstwerk den rechten Platz anweist und ihm die gebührende Würdigung schenkt, so hat er damit doch kein grundlegendes Werk geliefert. Es hat den Gegenstand in der Folgezeit nicht zu fördern gewußt. Denn der Verfasser war nur ein Schüler Winckelmanns und ist über den Meister nicht hinausgekommen.

Im Gegensatz zu dieser Beurteilung empfand Goethe volle Bewunderung für das Werk des Freundes und drückte diese einem Kunstverwandten einmal mit den Worten aus: „Seine griechische Kunstgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf Alexander, ist ein unschätzbares Werk für jeden, der mit sich selbst und dem Gegenstand einig werden will. Unsere lieben deutschen Blättler werden es bald um- und umgeschrieben und, was schlimmer ist, in Phrasen verzettelt haben; indessen bleibt es denn doch auf den Repositorien stehen, und jeder Frische kann in der Folgezeit wieder frisch darnach greifen." Und an einer andern Stelle: „Meyer ist nun weiter geschritten und hat die Kenntnis der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine „Kunstgeschichte" ist ein ewiges Werk, allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre. Da sieht man abermals, was ein großer Vorgänger tut, und was es heißt, wenn man sich diesen gehörig zunutze macht."

Die Lebensbeziehungen beider Engverbundenen trübten sich keinen Augenblick; die Bewunderung Goethes wuchs, statt abzunehmen.

Meyer ging im Winter 1817/18 nach seiner Heimat. „Meinen teuren Freund Meyer verlier ich für diesen Winter, wodurch mir

ein Großes abgeht. Die Ärzte haben ihm die vaterländische Luft angeraten; möge sie ihm doch gedeihlich sein!"

„Ein unentbehrlicher Wintertrost" werde ihm durch seine Abreise geraubt, schrieb Goethe an einen anderen Freund, doch wurde nicht nur seine Gelehrsamkeit, seine in privatem Gespräche hervortretenden Kunstkenntnisse gerühmt, sondern auch seine Tätigkeit als Lehrer anerkannt. Schon im Jahre 1807 hatte es in dieser Beziehung über ihn geheißen:

„Des Hofrat Meyers großes didaktisches Talent ist außer allem Zweifel, weil er seine Schüler durch alle Stufen zu beurteilen und jedem den augenblicklich nötigen Rat zu geben weiß. Sonst sind die Künstler meist in dem Fall, daß sie wohl etwas machen, aber nicht anweisen können, wie man etwas machen soll. Deswegen die fast incorrigible Unart der Zeichenmeister, daß sie anstatt den Schüler zu unterrichten, dasjenige selbst machen, was er machen sollte."

Äußerst wichtig war seine Sendung nach Berlin. An Aufforderungen hatte es bisher auch nicht gefehlt, damals sandte der Minister Altenstein an Goethe und Meyer eine förmliche Einladung. Der erstere mochte ihr seines Alters und seiner Bequemlichkeit wegen nicht entsprechen, Meyer ging an seiner Statt. Sie dachten so vollkommen überein, daß eine vorherige Besprechung dem Zurückbleibenden gar nicht nötig schien. Eine solche Kunstreise galt als so bedeutsam, daß Goethe dem Freunde einen mehrwöchentlichen Urlaub dazu auswirkte.

Nach mehreren Wochen eifrigen Schauens und Studierens, eines lebhaften Verkehrs mit den tonangebenden Männern kehrte der Kunstfreund zurück, „sehr zufrieden von seinem Berliner Aufenthalt, voll Verwunderung über dortige Kunstschätze und Kunsttätigkeit."

Über die in der Hauptstadt gewonnenen Eindrücke war, damit das ganze nicht als ein Privatunternehmen ausgelegt, sondern als eine diplomatische Sendung aufgefaßt würde, eine Art offizieller Berichterstattung geplant. Nach einem bestimmten Schema wurden

die Eindrücke fixiert, der in vielen und langen Abendsitzungen festgestellte Bericht nach Berlin gesendet. Dies geschah mit aller Feierlichkeit, wie sie einem hochwichtigen politischen Traktat etwa zugewiesen werden konnte; es ist, als wenn diese preußischen Kunstbestrebungen nun von Weimar aus ihre Weihe erhalten sollten. Der Bericht, am 31. Dezember 1820 fertiggestellt, wurde am 10. Januar 1821 nach Berlin übermittelt. Sein Druck in den Heften von „Kunst und Altertum" war in Aussicht genommen. Aber ein Vierteljahr verging — denn in Berlin sah man diese Sache nicht so ernsthaft an und glaubte auch ohne die Weimarer Firmelung fertig zu werden — ehe eine Äußerung des Ministeriums eintraf. Der Druck des Heftes von „Kunst und Altertum" war sistiert worden, um für das für Berlin bestimmte Ehrenzeugnis Raum zu lassen; als dann nach längerem Warten die Genehmigung der Berliner Behörde eintraf, wurde der Bericht über die Berliner Museen zum Drucke befördert. Gewiß stimmte Goethe, der sich Meyers Einsicht und gründlichen Kenntnissen gern unterwarf, mit dessen Urteile überein und es ist wohl nur ein harmloser Scherz, wenn er bei dieser Gelegenheit von dem Freunde sagt: „Meyer, ein Berliner Patriot, wie er kaum an Ort und Stelle zu finden sein möchte, weshalb er sogar mitunter einige Anfechtung erleidet."

1823, kurz vor Goethes Abreise, wurde Meyer sehr krank, des Freundes zärtliche Besorgnis äußert sich in den Worten: „Ich darf Ihnen, mein Teuerster, nicht mit Worten aussprechen, wie sehr mich Ihr Unfall geschmerzt und bekümmert hat; glücklicherweise gelangte täglich einigemal Nachricht von Ihrem Befinden zu mir und zwar von Stunde zu Stunde bessere, und ich wäre auch beruhigt von dannen geschieden, hätt ich Sie nur noch erwarten können; aber ich ward zu meiner ohnehin verspäteten Reise endlich genötigt und hoffe nun sehnlich auf einige Worte von Ihnen, unmittelbar oder durch meinen Sohn."

Auch 1826 wurde Meyer von einer schweren Krankheit befallen. Die bei dieser Gelegenheit an ihn gerichteten Briefe und die Äußerungen über ihn an andere sind voll inniger Zärtlichkeit. Zu

ihrer Charakteristik und zur Darstellung der ganzen Art, wie Goethe diesen geprüften Freund und sein Werk betrachtete, diene folgende ausführliche Stelle (27. Juli 1826): „Hofrat Meyer, der Stimmenführer Weimarischer Kunstfreunde, erfreute mich noch vor seiner Abreise mit dem Blatt, dessen Copie Sie erhalten. Er geht, begleitet von seinem Arzt, nach Carlsbad; möge er uns erneuert wieder gegeben werden. Es tut mir leid, daß seine Tabelle zur Kunstgeschichte bis auf Alexander den Großen nicht zu Ihrer Zeit schon an meiner Wand hing. Für wahre Kunstfreunde ist es ein großes Geschenk, eine vierzigjährige Arbeit, die uns aus vieler Verwirrung heraushilft. Zwar die Herren Thiersch und Consorten werden versichern, es sei anders oder vielmehr ganz und gar nichts. Doch werden wir, als Kenner guter Weine und ihres Unterschieds, uns von solchen Unberufenen ohne Nase und Gaumen nicht hindern lassen, das Genießbare zu genießen, das Nutzbare zu nutzen und das Fürtreffliche zu verehren."

Es ist nicht möglich, alle Äußerungen Goethes zusammenzustellen; nur eine, grade aus dieser späten Zeit, sei hier angeführt.

Nach fast 40 Jahren einer ungetrübten Gemeinschaft nahm Goethe Veranlassung, dem bewährten Genossen und nie versagenden Mitarbeiter folgendes ehrenvolle Zeugnis auszustellen: „Meines vieljährig geprüften Freundes, Herrn Hofrat Heinrich Meyers, vollkommenes Kunsturteil gründet sich auf angeborenes Talent, lebenslängliches Anschauen aller Art Kunstwerke, auf tiefen Blick, scharfe Unterscheidungsgabe und gelehrte Studien. Diese seine schönen Vorzüge sind in Deutschland allgemein anerkannt; sollte für Ausländer noch ein besonderes Zeugnis nötig sein, so verweigere nicht solches, einstimmig mit Obgesagtem, hiermit auf Verlangen unbedenklich abzulegen."

Trotz der Gebrechlichkeit des Schweizer Kunstgelehrten, trotz des Schmerzes, den er 1825 über den Tod seiner Gattin, seiner sorgsamen Pflegerin empfand, kam es auch in den letzten Jahren zu häufigen langandauernden Kunstkonferenzen und traulichen Gesprächen in Goethes Haus. Der Wagen wird gesendet, um den Treuen abzu-

holen und wieder in sein Heim zurückzubringen, jedes neuanlangende Kunstblättchen, jeder neue Ankauf wird sorgfältig studiert und eifrig kommentiert und Goethe unterwirft sich gern, trotz seiner eigenen Kennerschaft den oft einseitigen Urteilen des bewährten Kunstfreundes.

Nur eines störte ihn mitunter an dem alten Gefährten: seine Schweigsamkeit und Ruhe. Sein absichtliches Nichtwidersprechen, zu dem sich der biedere Schweizer zwang, um es mit dem hochstehenden Freunde nicht zu verderben. Goethe erklärte einmal (1828): „Der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht mir nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal. Ich bin sicher, im Innern ist er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein schwaches Licht. Er sollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauspiel."

Auch eine andere Äußerung ist beachtenswert (1824): „Meine Freunde teile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der ersteren: der Kanzler, der letzteren: Meyer. Dieser steht so hoch in Verzweiflung, daß er wieder zu hoffen anfängt." Aber aus solchen Bemerkungen darf man keine falschen Schlüsse ziehen; es sind kleine Stiche, die man auch gegen den Bewunderten wagt. Denn in Wirklichkeit stand dieser schlichte einfache Mann in Goethes Neigung unendlich hoch. —

Wie er 1823 sagte: „Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben," so brauchte er einmal, wenn Falk recht berichtet, über ihn das merkwürdige Wort: „Wir alle, so viel wir unser sind, Wieland, Herder, Schiller, haben uns von der Welt doch irgend etwas und von irgend einer Seite weismachen lassen, und eben deshalb können wir auch noch einmal wiederkommen; sie wird es wenigstens nicht übelnehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyer, solange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er ist so klar und in allen Stücken so ruhig, so grundverständig, sieht, was er sieht, so durch und durch, so ohne alle Beimischung irgend einer Leidenschaft oder eines trüben Parteigeistes, daß das Zuunterst

(dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns spielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte."

Unter den Getreuen ist Zelter der Getreueste. Er war schon lange ein Goethe-Verehrer, ehe er von dem Meister aufgenommen wurde. Durch Frau Helene Unger hatte er in den neunziger Jahren seine Kompositionen an Goethe gelangen lassen, über die dieser sich günstig aussprach, 1798 war es Schlegel, der Goethe auf den Komponisten hinwies; darauf folgte eine sehr lobende Charakteristik des Handwerkers und Künstlers, von dem Goethe damals noch nicht wissen konnte, ein wie origineller Mensch Zelter war und welch trefflicher Charakter mit dieser Kunsttätigkeit verbunden war. „Wenn ich irgend jemals neugierig auf die Bekanntschaft eines Individuums war, so bin ichs auf Herrn Zelter. Gerade dieser Verbindung zweier Künste ist so wichtig und ich habe manches über beide im Sinne, das nur durch den Umgang mit einem solchen Manne entwickelt werden könnte. Das originale seiner Kompositionen ist, so viel ich beurteilen kann, niemals ein Einfall, sondern es ist eine radikale Reproduktion der poetischen Intentionen. Grüßen Sie ihn gelegentlich aufs beste. Wie sehr wünsche ich, daß er endlich einmal sein Versprechen, uns zu besuchen, realisieren möge."

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß der Dichter ganz kurze Zeit nachdem er seinen ersten Brief an Zelter gerichtet hatte, unbewußt der Folgen und Wirkungen, wie sie das erste Schreiben haben sollte, an einen Jugendfreund bei Gelegenheit eines Trauerfalls folgende Worte richtete:

„So wenig man sich wieder Brüder und Schwestern schaffen kann, wenn Vater und Mutter tot sind, so wenig kann man sich Freunde erwerben wie die sind, die ein früheres, völlig verschwundenes Jugendverhältnis uns verschaffte. Wir haben im Alter noch Überzeugung und Wahl, aber die süße Notwendigkeit der Jugend erscheint uns nicht wieder."

Diese Worte entsprachen nicht ganz seiner Situation. Denn für ihn, der ohne einen Herzensfreund kaum auskommen konnte, war es

gewiß notwendig, sich einen Vertrauten zu erwerben, aber auch Überzeugung und Wahl wirkten mit, um unter all den Bekannten gerade den auszusuchen, der durch Lebensstellung und Bildungsgang auf den ersten Blick am allerwenigsten zum Herzensfreunde geeignet schien.

Nach seinem ersten Besuche (1802) heißt es: „Zelter hat sehr lebhafte Eindrücke zurückgelassen. Man hört überall seine Melodien, und wir haben ihm zu danken, daß unsere Lieder und Balladen durch ihn von den Toten erweckt wurden."

Nach diesem Besuch, und infolge mannigfacher Kompositionen z. B. des Schillerschen Reiterliedes, über das, wie Goethe schrieb, Enthusiasmus herrschte, galt Zelter als ein Stück Weimarer Requisit; ein eifriges Liebeswerben erfolgte um ihn; in wiederholten Briefen wurde sein Kommen nach Weimar erbeten, ja — ein überaus seltener Fall — Reiseentschädigung ward ihm in Aussicht gestellt. Dann kam er wirklich (1803), und dem Berliner Hause, von dem aus er zuerst in den Gesichtskreis der Weimaraner gerückt worden war, wurde gemeldet: „Gegenwärtig genieße ich der Freude, Herrn Zelter in meinem Hause zu bewirten. Die Anmut seiner Person, die auf einem so soliden Grunde ruht, erregt allgemeine Zufriedenheit. In seinem Umgang ist er so unterhaltend als unterrichtend."

Und nun beginnen jene wundervollen Briefe Zelters, in denen eine wahrhafte Kernnatur sich ausspricht. Das war es, was Goethe trotz manchen täppischen Zufahrens, trotz mancher einseitigen, fast philisterhaften Bemerkung, trotz mancher Selbstbespiegelung, die bei anderen lächerlich, fast abstoßend gewirkt hätte, zu diesem Vollmenschen immer wieder hinzog und an ihm sein ganzes Leben hindurch fest halten ließ. Diesem Freunde ward die sonst verhaßte Brille verziehen, ihm wurde von dem Feinde alles Rauchens und Schnupfens mit vieler Mühe köstlicher Tabak verschafft.

Wenig später wird er einmal Schiller gegenüber so charakterisiert: „Es ist eine grundwackere und treffliche Natur, die unter Päpsten und Kardinälen, zu recht derber Zeit, hätte sollen geboren werden. Wie jämmerlich ist es ihn, auf diesem Sand, nach dem Elemente seines Ursprungs schnappen zu sehen."

Als Schiller gestorben und damit der einzige vollkommen ebenbürtige Genosse aus Goethes Kreise geschwunden war, herrschte in dem stiller gewordenen Hause nach Zelter eine förmliche Sehnsucht; er wird nicht bloß als Komponist herbeigewünscht, als musikalischer Mitarbeiter an dem für den Verstorbenen geplanten Ehrengedächtnis, sondern der Ruf, der an ihn ergeht, klingt wie ein Verlangen nach Ersatz für den Heimgegangenen; da er nicht bald erscheint, läßt sich ein Klageruf vernehmen, und als er kommt, erschallt es wie ein lautes Jubelgeschrei (August 1805): „Indem ich dieses schreibe, tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude, diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen, ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen." Und nach seinem Weggang: „Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so Viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden."

Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß nach Schillers Tode die Korrespondenz häufiger und intimer wurde. Gewiß konnte der Berliner Musikmeister den ideenreichen, anregenden, durch seine großartigen Produktionen zum Wetteifer anspornenden dichterischen Freund in keiner Weise ersetzen. Aber abgesehen von seiner Kunst, durch die er dem Weimarer Freunde Genüsse bereitete, welche dieser so lange entbehrt hatte und nach denen er dringend verlangte, bot er ein reiches theoretisches Wissen über die Geschichte seiner Kunst, wodurch er klaffende Lücken in dem Wissen des Freundes ausfüllte. Und doch waren es keineswegs nur diese Vorteile für die der Weimarer Freund dankbar war, vielmehr war es die frische Empfänglichkeit eines unverdorbenen Gemütes für die alten und neuen Werke des Meisters, die diesem hier so naturgewaltig, wahrheitstrunken entgegenkamen. Die naive Anerkennung fern von jeder Sucht zu Schmeichelei, der apostolische Eifer dem Herzensfreunde in der aufstrebenden preußischen Residenz eine Gemeinde zu bilden und sein Evangelium besonders auch unter den Widerspenstigen zu verkünden.

Man hätte denken sollen, und Goethes früheres Leben bietet Beispiele genug dafür, daß ein solcher Umgang nur eben seiner Neuheit wegen den Meister erlustigt hätte und abgebrochen worden wäre nach eingetretener Befriedigung mit dieser ungewohnten Erscheinung; aber gerade die innere Anteilnahme an dem vielseitigen Kunststreben des Berliner Meisters, die Freude an seiner ehrlichen Begeisterungsfähigkeit und an der Gesundheit seiner Urteile, die Bewunderung für die Festigkeit, mit der der durch das Schicksal viel erprobte wackere Mann Lebenswirren, ja die schwersten Prüfungen ertrug, stärkten im Laufe der Jahre die Freundschaft und bewirkten eine brüderliche Vertraulichkeit. Ja diese erlangte eine äußerliche Bekundung, wie sie sonst im Leben reifer Männer so überaus selten sich findet. Als Zelter einen Sohn durch Selbstmord verlor, ein geliebtes Kind, auf das er besondere Hoffnungen gesetzt hatte, dem er seine Geschäftstätigkeit anzuvertrauen im Begriff gestanden hatte und nun trotz aller inneren Ergriffenheit keinen Jammerruf ertönen ließ, nicht in unmännliche Klagen ausbrach, sondern rührend den Verlust schilderte und seinen festen Entschluß erklärte, den Lebenskampf aufs neue aufzunehmen, da empfing er von Goethe das brüderliche Du. Damit erlangte er eine Ehre, die außer den Jugendgenossen, Behrisch, Herder und den Gesellen der ersten frohen Weimarer Zeit, Knebel, Wieland, Einsiedel nur ausnahmsweise einer aus Goethes Freundeskreis erhalten hatte. Am 3. Dezember 1812 begann Goethe einen Brief von einer Ausführlichkeit, wie er noch niemals an den Berliner Freund geschrieben hatte, mit folgenden Worten: „Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben und ich habe mich nur wieder an Dir selbst aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgestrichen, wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht". Nachdem er über das schwere Ereignis ge-



Zelter
(Goethenationalmuseum in Weimar)

sprochen, viele Einzelheiten seines Lebens und Wirkens berührt hatte, im Laufe der ungewöhnlich langen Darlegung auch manchmal in das alte Sie verfallen war, schloß er das Schreiben mit den Worten: „Und nun das herzlichste Lebewohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in Deine Nähe". Während sonst lange Zwischenräume in der Korrespondenz bestanden, beantwortete Goethe ein bald eingelaufenes Dankschreiben des Berliner Genossen mit einem nicht minder ausführlichen, herzlichen Bekenntnis, in dem wiederum das trauliche Du angewendet wird. Keine Begründung und keine Erklärung des Wechsels der Anrede, der kein bloßer Einfall, sondern ein spontaner Ausdruck des Mitgefühls und der Anteilnahme war. Und nun empfand Zelter das Glück der Auserwähltheit, das ihm zugefallen war und man begreift gern, daß er in einen Jubelruf ausbricht, der vielleicht die Grenzen männlicher Fassung und Würde überschreitet. Die Art aber, wie Goethe diesen Beweis echtester Freundschaft gab, hat etwas so Ergreifendes an sich, daß keiner diese Briefe an Zelter ohne tiefe innere Rührung zu lesen vermag.

Die Zusammenkünfte teils im Hause in Weimar, teils auf Reisen wurden häufiger. Niemals trat das kleinste Zerwürfnis, niemals auch nur ein Gefühl des Unbehagens ein, im Gegenteil, je häufiger beide Männer zusammenweilten, um so inniger schlossen sie sich aneinander an, um so zärtlicher wurden Goethes Briefe, um so lebhafter die Anerkennung, die er dem wackeren Manne zollte. „Er ist wie ein Wein von vortrefflichem Jahrgang, der mit jeder Olympiade besser wird", heißt es 1814, und während eines Zusammenseins in Wiesbaden: „einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die größte Erquickung", vor seinem Abschied: „den werde ich vermissen" und nach seiner Abreise: „dessen Mitleben mich auf geraume Zeit gestärkt hat".

Auch in der schwersten Zeit, nach dem Tode der Gattin, in der wenige Menschen dem Alleingelassenen erträglich waren, wußte Zelter den rechten Ton zu finden. Wie sehr das der Fall war, bekundet Goethes Urteil „das Glück führte mir Zeltern auf zwei Tage hierher, was sehr wenig und sehr viel ist. Wir sind durch diese neue

lebendige Anregung gewiß geworden unseres unzerstörlichen Gemeinseins." Noch in demselben Jahre hatte dann Goethe dem Berliner Freund eine Trauernachricht zu übermitteln, die Kunde, daß seine jüngste und liebste Tochter, die ihm zum Haushalte notwendig war, gestorben sei. Die Art, wie sich der schier Unerschütterliche benahm, der trotz seiner inneren Weichheit nur durch Energie zu dieser Festigkeit gelangt war, ist bewundernswert, „er stand", wie Goethe meldete, „auch bei diesem Schlag wie eine alte Eiche, der es auf einen Ast mehr oder weniger nicht ankommt".

Welche Bedeutung besaß nun Zelter für Goethe? Daß er ein Kraftmensch, eine Vollnatur war, ist gewiß sehr viel, hätte aber zur Erhaltung eines Lebensbündnisses nicht ausgereicht. Zur Festigung kam hinzu sein humoristisches Erzählertalent, sein naives Plaudern über Welt und Menschen, seine originellen, durch und durch interessanten Berichte über Vorgänge aus dem Berliner Leben, sein begeistertes Aufgehen in die Werke des Meisters, eine Begeisterung, die von vornherein so kräftig war, daß sie nach erlangter Brüderschaft nicht stärker werden konnte.

Gewiß war Goethe nicht lobsüchtig. Vielmehr konnte er durch übertriebene Schmeicheleien, durch wortreiche, verständnislose Huldigungen recht übellaunig werden. Er dichtete nicht, um den Beifall der Menge zu entfesseln. Aber ohne beifallssüchtig zu sein, sehnte er sich nach echtem Verständnis, war er froh, wenn er ein Echo seiner Stimmung und Empfindung in Anderen erklingen hörte, empfand er eine tiefe Befriedigung, sobald er bei einem welterfahrenen, kunstgeübten Mann ein liebevolles Eingehen auf seine Arbeiten erfuhr. Dies fand er bei Zelter. Jedes neue Gedicht wurde diesem eine Quelle reiner Freude, jedes ältere Werk in neuer Gestalt ein Gegenstand wiederholten Studiums und eindringender Besprechung. Obgleich völliger Autodidakt und der gelehrten Naturforschung ganz fernstehend, versenkte er sich dem Freunde zu Liebe in dessen Untersuchungen und gab seiner freudigen Zustimmung, seiner leidenschaftlichen Parteinahme begeisterten Ausdruck. Theoretische Kunstbetrachtungen waren ihm, dem schlichten Handwerker,

der sich freilich durch Begabung und Beharrlichkeit zu einem hervorragenden Architekten entwickelt hatte, fremd gewesen, nun, durch die Lektüre der Arbeiten des Engverbundenen angeregt, von den „Propyläen" bis zu „Kunst und Altertum", sprach auch er sein kräftig Wörtlein gegen die Nazarener, die ihm, dem Kraftvollen, ein Greuel sein mußten und ließ sich in die Schar derer einreihen, denen das Altertum und die Blütezeit der Renaissance die hohe Schule war. Das Bestimmende für Goethe und auch das für uns Erfreuliche seiner Urteile und Betrachtungen war aber nicht das blinde Schwören auf die Worte des vielgeliebten Meisters, sondern der tiefe Drang des echten Schülers, zu lernen, sich belehren zu lassen, die Neugier des Weltkindes in unbekannte Gebiete zu schauen, und die Befähigung des erfahrenen Kunsthandwerkers, sich in fremden Gebieten leicht zu orientieren. Er verstand zu fragen und zu hören: er fragte wie ein Wissensdurstiger, nicht wie ein Neugieriger und verwandte das Erfahrene nicht etwa dazu, vor anderen zu prunken, sondern um seine Kenntnisse zu bereichern und seine Anschauung zu vertiefen.

Er ward für Goethe der Chronist, der Feuilletonist, dem jener, den Zeitungen oft Abholde, mit stets erneutem Vergnügen lauschte. Denn mit förmlicher Virtuosität wußte dieser Mann, der es in seiner Jugend besser verstanden hatte, mit der Kelle umzugehen als mit der Feder, für den geliebten Meister Schilderungen zu entwerfen. Ob er seine Fahrten zu Wasser und Lande beschrieb — nach der Ostsee und Holland, Süddeutschland und Österreich — ob er Vorgänge des Berliner gesellschaftlichen Lebens skizzierte, Anekdoten und Schusterjungenwitze erzählte, ob er Darbietungen des Berliner Theaters analysierte, nicht bloß die Werke des geliebten Meisters, sondern alle Novitäten, wie sie Schauspiel und Oper boten, überall Frische und Anschaulichkeit, Gegenständlichkeit und Ursprünglichkeit.

War er durch alle diese Momente, die seine Briefe unter allen, die nach Weimar kamen, zu den unterhaltendsten machen, ein belebendes Element, durch seine beispiellose Hingebung und durch seine unverbrüchliche Treue eine rührende Erscheinung, so wurde er durch

sein musikalisches Wissen und Können ein Nährboden, dem der Alte in Weimar gierig kräftige Kost entnahm.

Durch sein Wissen: dies wurde gar mannigfach für musikgeschichtliche Einzelheiten, für Entwerfung und Berichtigung musiktheoretischer Tabellen, für Würdigung und Erkenntnis bedeutender Komponisten der Vergangenheit in Anspruch genommen. Vielseitiger war der Nutzen, den man aus seinem Können zog. Freilich seine vorzüglichsten Leistungen, als Dirigent der Singakademie und der Liedertafel — jene führte große Chorwerke meist geistlichen Inhalts vor einem großen Publikum auf, diese weltliche Lieder im engen Kreise — konnte er in Weimar nicht zur Geltung bringen. Wieviele Weimaraner indessen, von den Mitgliedern des Fürstenhauses bis zum simplen Reisenden, erquickten sich an den meisterhaften Darbietungen und erstatteten dem Einsamen Bericht, der selbst auf den Genuß verzichten mußte, diese Konzerte zu hören. Um aber für sich von dieser Dirigentenfähigkeit des Freundes Nutzen zu ziehen, schickte er den jungen Eberwein nach Berlin, gleichsam um ihn einlernen zu lassen. Sein ungewöhnliches Interesse für die Unternehmungen des Berliner Freundes zeigte er aber auf doppelte Weise. Zunächst dadurch, daß er mit einer geradezu rührenden Sorglichkeit nach dem Beifall und den materiellen Erfolgen — denn Zelter war auf den Ertrag der Karfreitagskonzerte angewiesen — fragte, sodann dadurch, daß er gern der Aufforderung entsprach, der Liedertafel Gesänge zu widmen.

Neben diesem indirekten Einfluß, den der Musiker Zelter auf Weimar übte, steht nun aber der direkte. Er brachte neues musikalisches Leben in die bisher etwas klanglose thüringische Residenz. So oft er kam, spielte und sang er Neues und Altes vor, besorgte Musikalien für den „Singechor", der im Hause am Frauenplan zusammenkam und zeigte sich bereit, Sänger auszubilden und ausgebildete nach Weimar zu entsenden.

Die bedeutendste Wirkung übte er indessen als Komponist. Seine Choräle und größeren Chorwerke wurden zwar in Weimar nicht bekannt, um so mehr seine Lieder. Dies geschah besonders deshalb,

weil er dort als offizieller Komponist galt. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß der Dichter in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nur diesen Getreuen als Tonsetzer im Auge hatte. Ihm wurden die Lieder im Manuskript geschickt, er wurde in Aussicht genommen, wenn es galt, Dramen Musik beizufügen.

Freilich muß man bekennen: ein bedeutender Komponist war Zelter nicht. Trotz des großen Erfolgs, den einzelne Lieder fanden, wenige auf die Dauer behielten, trotz der unbedingten Anerkennung, die ihm seitens des Dichters zuteil wurden, ist man verpflichtet, viele als verfehlt zu bezeichnen. Diese Fehler sind: die Unselbständigkeit der Begleitung; der grobe Irrtum, die Lieder, die, weil sie einen Fortgang der Handlung aufweisen, eine durchgehende Komposition verlangen, z. B. den „Fischer" strophenmäßig zu behandeln; der Mangel an tiefer geistiger Erfassung erhabenen und grausigen Dichtungen gegenüber, wie „Sänger" und „Erlkönig"; das Fehlen von Leidenschaft und Glut bei den herrlichen Liebesgesängen. Bei Trink- und Gesellschaftsliedern dagegen, wo es auf Frische und Heiterkeit, bei volksliedermäßigen, wo es auf Schlichtheit, Natürlichkeit und eine gewisse Derbheit ankam, — lauter Eigenschaften, die ihm in hohem Maße zustanden, leistete er Ausgezeichnetes.

Steht er daher als Komponist Goethescher Lieder hinter deren großartigsten Interpreten Beethoven und Franz Schubert weit zurück und läßt er sich auch an Gewandtheit, Anmut, Stimmung nicht einmal mit Reichardt vergleichen, seinen durch ihn in der Gunst des Weimarer Meisters verdrängten Vorgänger, so gebührt ihm das große Verdienst, nicht nur dem Dichter genügt und diesem eine ihn ansprechende musikalische Interpretation seiner Lieder verschafft, sondern das fernere, die Gesänge in einem weiteren musikfreudigen Kreise heimisch gemacht zu haben.

Diesem unleugbaren Vorzug steht ein Nachteil gegenüber; der Nutzen, den er dem Dichter verschaffte, wird durch einen Schaden gemindert, den er ihm zufügte. Freilich ist er für diesen Schaden nicht allein verantwortlich zu machen. Wie es nicht H. Meyers ausschließliche Schuld war, daß auf seine Autorität hin Goethe dem

Mittelalter nicht völlig gerecht ward und der neueren Kunstentwicklung einseitig entgegentrat, so darf man es nicht durchaus auf Zelters Konto setzen, wenn Goethe die Größe des genialsten Musikers seiner Zeit, Beethoven, nicht aufging. Für ihn besaß der wackere Berliner, dem auch das volle Verständnis für Mozarts Zauberkraft fehlte, kein Verständnis. Die Rückwirkung dieses beschränkten Urteils auf den Olympier, der sich in musikalischen Dingen der Autorität seines Führers bescheiden beugte, muß man tief beklagen, in ähnlicher Weise, wie man die kühle Beurteilung des Malers Cornelius trauernd eingestehen muß. Und fast ebenso schlimm war es, daß der Weimarer Dichter durch sein musikalisches Orakel nicht auf Löwe und Schubert hingewiesen, daß er vor Weber gewarnt und gegen Berlioz geradezu feindselig beeinflußt wurde.

Mag man es nun auch tief bejammern, daß der Dichter, eben durch den überwiegenden Einfluß seines Mentors den höchsten Genuß nicht kennen lernte oder nicht rein empfand, den die berufensten Tondichter jener Zeit den kommenden Generationen bereiteten, Zelters Verdienst bleibt bestehen. Er führte, soweit seine Kräfte reichten, den über alles Geliebten in die Welt der Töne ein, er verschaffte durch seine Ratschläge und Mithilfe jenem ausreichende musikalische Genüsse und er blieb, wie in seinen Briefen und in seinem Wesen, so auch in der Kompositionstätigkeit, die er den Werken des Gewaltigen weihte, ein schlichter und treuer „Diener am Wort". —

Die beiden Freunde, so verschieden untereinander und doch so unauflöslich miteinander verbunden, durch einen ununterbrochenen immer lebhafter werdenden Briefwechsel geeint, festigten die Gemeinschaft durch zahlreiche Zusammenkünfte. Von 1802 an fanden solche Zusammenkünfte auf Reisen z. B. in Teplitz und Wiesbaden, meist in Weimar statt, z. B. 1816, 23, 27, 28, 29, 31.

Fast nach jedem dieser Besuche, manchmal auch ohne solche Veranlassung, nur im Hinblick auf sein Tun oder auf seine Handschrift erklingt ein lobpreisendes Wort Goethes; hier muß es genügen, einige wenige Zeugnisse zusammenzustellen: „Dieser außerordentliche Mann

wird Sie als Künstler und Mensch in Verwunderung setzen", heißt es in einem Briefe an Schubarth 1821. Nach einem Besuche wird das herrliche Wort über ihn gebraucht:

„Soeben scheidet unser trefflicher Zelter und ich säume nicht Sie sogleich wieder einmal zu begrüßen. Nur wenige Tage sind alten geprüften Freunden hinreichend, um sich vollkommen wieder zu erkennen und sich auch einmal über den Bestand der menschlichen Dinge zu freuen. Mag doch die Gestalt der Welt vergehen, wenn befreundete Gesinnung sich gleichbleibt; wenn man zu beiden Seiten fortfährt das Gleiche zu lieben und das Gleiche zu hassen; demselben Weg zu folgen, den entgegengesetzten zu meiden. So ging mir's diesmal mit einem alten echten Freunde, möge es mir doch auch wenigstens im nächsten Jahre mit lieben Jüngeren ebenso wohl werden."

Das schönste Zeugnis wird ihm am 9. Januar 1824 erteilt: „Und so mochte denn auch die Prüfung der bedenklichen Wochen, die wir zusammen zugebracht, dem vieljährigen Gewebe noch einige tüchtige Spannen zufügen! Freud und Leid haben wir in diesen zwanzig Jahren einzeln und zusammen genugsam erlebt und erfahren und so war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zustand abermals höchst erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die andern es auch anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist."

Bei Gelegenheit seiner Eintragung in Wölfchens Stammbuch „Lerne gehorchen", äußerte sich endlich Goethe über den Freund geradezu enthusiastisch. „Ja, Zelter ist immer grandios und tüchtig! Ich gehe jetzt mit Riemer seine Briefe durch, die ganz unschätzbare Sachen enthalten. Besonders sind die Briefe, die er mir auf Reisen geschrieben, von vorzüglichem Wert; denn da hat er als tüchtiger Baumeister und Musikus den Vorteil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenständen des Urteils fehlt. Sowie er in eine Stadt eintritt, stehen die Gebäude vor ihm und sagen ihm, was sie Verdienstliches und Mangelhaftes an sich tragen. Sodann ziehen die

Musikvereine ihn sogleich in ihre Mitte und zeigen sich dem Meister in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geschwindschreiber seine Gespräche mit seinen musikalischen Schülern aufgeschrieben hätte, so besäßen wir etwas ganz Einziges in seiner Art. Denn in diesen Dingen ist Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf."

Die feinen Damen und die hochmögenden Herren — wie auch manche Überweisen unserer Tage — mochten es schwer begreifen, daß Goethe gerade an diesem derben Natursohn ein so inniges, stets steigendes Behagen fand. Eine schlichte Frau, Johanna Frommann, erkannte das wahre Wesen dieses eigenartigen Verhältnisses, indem sie 1828 nach der Abreise des Musikers das Wort brauchte: „Zelter war für Goethe wieder eine Brunnenkur". An diesem kerngesunden Menschen richtete sich der Dichter auf und genas von seinen Übeln. Geistige Nahrung spendete dieser dem Besucher im Übermaß; an seiner sittlichen Kraft, an seiner Tüchtigkeit erhob er sich.

Mit Goethes Hinscheiden war Zelters Lebenskraft erloschen; nur zwei Monate nach seinem Heros starb auch er. Als die Berliner Freunde 1832 noch einmal den 28. August feierten, den Toten ansangen, wie sie den Lebenden gepriesen hatten, da durften sie sagen: auch Zelter grüßt dich:

doch nicht durch Boten,
Der stirbt dir lieber nach, als daß er weint.



Riemer
Zeichnung von Schmeller
(Goethenationalmuseum in Weimar)

V.

Riemer und Eckermann.

Gegenüber den intimen Freunden und Gleichgestellten, wenn man Meyer und Zelter so nennen will, obgleich zwischen ihnen und dem Meister eine tiefe Kluft gähnt, stehen die untergeordneten Hausgenossen: die Weimaraner, die täglich oder jedenfalls sehr häufig das Haus besuchten.

Der Ausdruck Untergeordnete verlangt zunächst eine Erklärung. Er ist nicht so aufzufassen, als wenn es sich hier um niedrig gestellte Diener oder um Männer handelte, die in der sozialen Rangleiter auf einer ziemlich tiefen Stufe stehen. Denn es sind Männer darunter, wie der Kanzler Müller, einer der höchsten Beamten des Weimarer Ländchens, oder der Oberbaurat Coudray, es sind die Leibärzte des Großherzogs: Rehbein, später Vogel, ferner Soret, der Erzieher des Erbprinzen und manche andere. (Die Minister Ch. G. von Voigt, später Gersdorff und Conta werden hier nur beiläufig genannt, weil der amtliche Verkehr mit ihnen vielfach ein schriftlicher war und weil die starke Beschäftigung der Genannten einen wirklich intimen Umgang in Goethes Haus nicht gestattete.) War also die soziale Stellung dieser „Hausverwandten" keineswegs eine niedrige, so hat man doch bei ihnen das Gefühl einer gewissen untergeordneten Stellung, einer Abhängigkeit dem Meister gegenüber. Sie gaben nichts, sie empfingen nur. Einige von ihnen, wie Coudray und Vogel, verschafften zwar dem bis ins höchste Alter Lernbegierigen aus ihren Sondergebieten Belehrung. Coudray wußte von Bauten unterrichtend zu erzählen und Vogel brachte aus seiner medizinischen Praxis neues herbei. Trotz des Lobes aber, das namentlich der letztere, übrigens eine höchst sympathische Erscheinung, empfing, sind sie kaum mehr als Nachrichtenträger, gewiß keine Intimen.

Am wenigsten kann der auf die Stellung eines wirklich Vertrauten Anspruch machen, der vielleicht am häufigsten bei Goethe erschien und sich eine Ausnahmestellung zuschrieb: der Kanzler

Müller. Gewiß ein wackerer Beamter und in vielfacher Beziehung wohl verdient, aber kein Umgang, der eines Goethe würdig war. Man wird bei ihm das Gefühl nicht los, als habe sich der Meister zu einer Vertraulichkeit zu ihm gezwungen, als habe er diesen aufgeblasenen Mann, der sich in alles mischte, Zuträgereien liebte, mehr als sich für einen Mann schickt, der überaus empfindlich war, während er die anderen keineswegs schonte, nicht recht vertragen können und habe die unvermeidliche enge Berührung sich mehr gefallen lassen, als gesucht und geliebt. Die unwürdige Art, mit der Müller später mit dem Goetheschen Nachlaß wirtschaftete, kostbare Stücke daraus verschwinden ließ, sich Abschriften anfertigte, zu denen er vielleicht juristisch, nicht aber moralisch berechtigt war, die tyrannische Weise, mit der er die Vertrauensstellung verwaltete, die Goethe ihm eingeräumt hatte, — das alles befleckt sein Andenken und trübt die Dankbarkeit, die man ihm für die gewissenhaften Aufzeichnungen aus Goethes letzten Jahrzehnten schuldig ist.

Doch kann von allen diesen Männern nicht ausführlich die Rede sein. Wie bei den Freunden, gilt es auch bei den Hausgenossen eine Auswahl zu treffen. Und wie unter jenen die zwei hervorgehoben wurden, die dem Meister innerlich am nächsten standen, so seien hier die zwei Männer gewählt, die am häufigsten bei Goethe waren und deren eigentliches Amt darin bestand, um ihn zu sein, deren Lebensaufgabe es war, von ihm zu berichten: F. W. Riemer und J. P. Eckermann. Sie müssen um so mehr hier genannt werden, als sie zufolge der Bestimmung des Meisters dazu ausersehen waren, seinen Nachlaß herauszugeben und die ferneren Editionen der Werke zu übernehmen und zu leiten. Freilich sind diese Leistungen recht untergeordneter Art, sowohl die 20 Bände nachgelassener Schriften, die 1832—40, als die sogenannte Quart-Ausgabe, die 1836 erschienen.

Friedrich Wilhelm Riemer, geboren 1774, ist 1845 gestorben. Er war durch den Philologen F. A. Wolf ausgebildet, wurde Dozent, mußte diese Laufbahn aus Mangel an Mitteln aufgeben, begab sich in den Frondienst der Bearbeitung eines griechischen Wörterbuches,

zu dem er übrigens nicht sonderlich geeignet war und wurde durch seinen Lehrer an Wilhelm v. Humboldt empfohlen, bei dessen Kindern er seit Ende 1801 als Hauslehrer fungierte. Er begleitete die Familie nach Rom, mußte aber zur Fortführung seiner lexikalischen Arbeit nach Deutschland zurück. Auf Humboldts Empfehlung wurde er von Goethe in sein Haus genommen, als Lehrer seines Sohnes August und als antiquarischer Beirat. Gewiß dachte er bei Übernahme dieser Stellung nur an etwas Vorübergehendes, doch blieb er in Weimar bis zu seinem Lebensende.

Als Goethe den Ankömmling zum Lehrer seines Sohnes in alten Sprachen gewählt hatte, fügte er der Mitteilung dieser Tatsache die Worte hinzu: „Sie kennen den lebhaften Knaben und wissen, daß es mit seiner Kenntnis der alten Sprachen nicht sonderlich aussah, worüber ich zwar bisher manche Sorge hatte, dem Übel aber nicht abhelfen konnte. Nun glaube ich geborgen zu sein."

Riemer ging, „obgleich der kleine Schüler seinen Lehrer mit Leidenschaft erwartete", auf kurze Zeit nach Jena. Am 22. November 1803 wird er zuerst als „Hausgenosse" bezeichnet; der Vater hoffte, Schüler und Lehrer „würden sich recht wohl zusammenfinden" (1804). Dies geschah denn auch. Der Vater war ängstlich bestrebt den Meister zu halten, mahnte ihn daher bei einem längeren Aufenthalte in Jena sich den Lockungen der Jenaischen Buchhändler nicht zu sehr hinzugeben (April 1804). Mehrere Jahre blieb Riemer als Lehrer in Goethes Hause. Als solcher unterrichtete er, wie es scheint, den Knaben ausschließlich und verschaffte ihm die Kenntnisse, die zum Bezug der Akademie notwendig waren.

Aber er leistete auch andere Dienste. Seine umfangreiche, namentlich klassische Bildung, seine gewandte Feder, gewährten dem Meister vielfachen Nutzen. Ohne zum bloßen Schreiber degradiert zu werden, schrieb er nach Diktat zu Hause und insbesondere auf Reisen. Gerade auf solchen Ausflügen, den kürzeren regelmäßigen nach Jena, den längeren nach Karlsbad, bewährte er sich in diesem Subalterndienste und genoß zugleich als umgänglicher und gebildeter Mann alle die gesellschaftlichen Vorteile, die in einem so ausgebreiteten

und vornehmen Zirkel zu holen waren. Er wurde von hervorragenden Männern und geistreichen Frauen ins Gespräch gezogen und ging auch seinerseits die vom Meister gewiesenen Wege, indem er sich die leichten Anknüpfungen, an denen es im Badeorte nicht fehlte, zunutze machte.

Doch fehlte es nicht an Unzuträglichkeiten. Diese wurden zunächst durch das Inferiore und Unbestimmte seiner Stellung hervorgerufen. Ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, ein Gebildeter, ja ein Gelehrter vermag sich selbst einem Genius gegenüber nicht in einer Art Dienerrolle zu behagen. Ein bloßer Korrektor, der nichts anderes zu tun hat, als auf Druckfehler, Orthographie und Interpunktion zu sehen, wird nicht leicht in die Versuchung kommen, den Meister zu spielen; ein Gelehrter dagegen, der zum Schreiberdienst und Buchstabenfressen verdammt ist, muß, wenn ihm daneben das Recht eingeräumt wird, auch in betreff des Stils, der Sprache, der Komposition Vorstellungen zu machen, nicht selten in die Lage geraten, sich als Herrn zu gerieren. Und wer in die Intimität großer Herren zugelassen ist, wird unfehlbar die Grenzen überschreiten, die diese in ihrer Gutmütigkeit gerne verletzen, weil sie sicher sind, sie immer wieder aufzurichten, von anderen aber nicht verrückt zu sehen wünschen. Derartige Grenzstreitigkeiten mußten um so häufiger vorkommen, als der Untergebene, wie in diesem Fall, außer einem starken Selbstbewußtsein, eine nicht minder große Empfindlichkeit besaß. Es ist daher eher zu verwundern, daß der Friede so lange gewahrt blieb, als daß der Unfriede 1809 zum Ausbruch kam.

Das einzige, was wir darüber wissen, erfahren wir aus folgendem Briefe Goethes (19. Mai 1809):

„Den gestrigen Vorfall sehe ich als ein günstiges Ereignis an, denn die böse Laune, der Sie sich zeither übergeben, mußte früher oder später eine Szene herbeiführen, und ich gestehe Ihnen, Sie haben meine Geduld auf starke Proben gestellt. Doch will ich gern, da das Übel einmal einen Ausbruch genommen hat, und Sie aus unerfreulicher Erfahrung wissen, wohin wir geführt werden können, mich beruhigen und wir wollen es weiter zusammen versuchen. In-

dessen mache ich Ihnen zur Pflicht an Selbstbeherrschung, ja an Selbständigkeit zu denken und sich nach einem Amte umzusehen, deren manche Sie mit Ehren bekleiden könnten und geschähe es nur um die Überzeugung bei sich zu nähren, daß in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Tätigkeit von uns gefordert wird und daß wir nur insofern für etwas gelten, als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegen kommen."

Das Verhältnis wurde aufs neue gekittet. Riemer erhielt besonders den Auftrag, die Manuskripte vor dem Druck genau durchzusehen und leistete in dieser Tätigkeit ersprießliche Dienste, die Goethe gern anerkannte. Trotz mancher Verdrießlichkeiten, zu denen auch eine Liebelei in Weimar Anlaß gab, war das Leben, das beide Männer in der nächsten Zeit führten, ein im ganzen ungetrübtes und beide Teile befriedigendes. Namentlich auch auf einer Reise nach Karlsbad kam es zu einem traulichen Verkehr, über den Goethe berichtet: „Riemer ist recht brav und geht mir in allem zur Hand; auch ist er überall geschätzt und wohl aufgenommen. Es hinge nur von ihm ab sich weiter zu verbreiten. Er leistet mir aber sehr freundlich Gesellschaft und so steht alles sehr gut."

Im März 1812 wurde Riemer als Professor am Gymnasium angestellt und schied aus dem Goetheschen Hause. Der Hausherr hielt seine Zukunft für eine glänzende.

„Der gute Riemer hat uns gestern verlassen; eine solche Trennung muß freilich einmal geschehen. Sie ward mir leichter, weil ich weiß, daß sie zu seinem Glück gereicht. Es dient ihm die gegenwärtige Stelle nur zur Vorbereitung: denn sobald die Curatoren der Akademien und die Scholarchen erfahren, daß er sich dem Lehramte widmen mag, so erhält er gewiß einen Ruf über den andern und er sieht sich alsdann entweder billigermaßen verbessert, oder ehrenvoll entlassen. Möge das Letzte auch um meinetwillen ferne sein, doch muß man daran denken und sich darauf vorbereiten."

Ein derartig glänzendes Los wurde Riemer freilich nicht zuteil, die Universitäten rissen sich keineswegs um ihn, sondern er blieb

ganz still in Weimar. Wenn Goethe in Briefen seiner dachte, so geschah es in ehrenvollster Weise, wie z. B. in den folgenden, an Frau von Eskeles gerichteten Zeilen (26. November 1812): „Riemer hat sich von mir getrennt. Das Unangenehme, ein neunjähriges Verhältnis aufgelöst zu sehen, wird dadurch gemildert, daß er in einer Station, die ihm gemäß ist, zu der so notwendigen Selbständigkeit eingeführt wird. Sein trefflicher Charakter, sowie seine vorzüglichen Talente offenbaren sich jetzt in ihrer völligen Schönheit, da er in eigner entschiedenen Tätigkeit der Welt Brust und Angesicht bieten muß. Er dankt mit lebhafter Erinnerung und aufrichtiger Teilnahme, daß Sie seiner so freundlich erwähnen wollen."

Natürlich stellte der neue Beruf manche Anforderung an den Lehrer. Meist waren ihm nur die Abendstunden zu Besuchen im Goetheschen Hause gegönnt. Manche freie Zeit jedoch, die ihm sein Beruf und seine eigene gelehrte Arbeit übrig ließ, verwendete er auf die Mitarbeit an den Werken des Meisters. Zunächst wandte er seine Tätigkeit der Selbstbiographie zu, sah das Manuskript zum zweiten Bande durch, machte Erinnerungen, die freundlich aufgenommen wurden und erhielt namentlich dann, wenn Goethe auswärts war, Manuskripte zur sprachlichen Durchsicht. Es war ein großes Vertrauen, wenn er einmal den bestimmten Auftrag erhielt: „Es sei also, mein Wertester, Ihnen die völlige Gewalt übertragen, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Überzeugungen zu verfahren." Dieses Vertrauen bewährte der gelehrte Korrektor wohl nach Goethes Meinung, nicht ganz nach der Ansicht der Späteren.

Denn große Treue und Gewissenhaftigkeit, deren es für eine solche Arbeit in erster Linie bedurfte, zeigte Riemer nicht. Die Herausgeber der späteren kritischen Editionen von Goethes Werken hatten und haben genug zu tun, um die „Ungenauigkeit, Willkür und Kritiklosigkeit in Anordnung und Textbehandlung" zu entfernen, die Riemer, der Philologe, sowohl in die von ihm mitredigierte erste Cottasche Ausgabe von Goethes Schriften, als in die von ihm und Eckermann allein

besorgte Edition der nachgelassenen Werke gebracht hat. Ein solches strenges Urteil ist gewiß keine Empfehlung für den Mann, dem der Dichter vertrauensvoll sein Lebenswerk übergab, aber es ist schließlich nur eine Verurteilung seiner philologischen Befähigung.

Aber es handelt sich bei dem gemeinsamen Leben beider nicht nur um ein gelehrtes Zusammenarbeiten, sondern auch um ein wirklich persönliches Verhältnis. Grade dies wurde immer mehr gekräftigt. Riemer erhielt vertrauliche Briefe, z. B. die Zelters, zur Lektüre, „damit er sie mit Anteil, ja mit Bewunderung lese". Als Riemer, der sich keiner sehr soliden Gesundheit erfreute, im Herbst 1813 erkrankte, äußerte sich Goethe einem Vertrauten gegenüber: „Es ist mir sehr unangenehm, ihn an der Marktecke so isoliert zu wissen, in einer Zeit, wo jedermann so bedrängt und beschäftigt ist, daß er im Innern genug zu tun hat." Er muß dem Kranken selbst das Anerbieten gemacht haben, wiederum zu ihm zu ziehen. Denn anders lassen sich die schönen Worte nicht deuten, die er an Riemer am 8. November 1813 richtete: „Sehen Sie, mein Wertester, jenen Vorschlag als einen Wunsch an, Ihnen in dieser unfreundlichen Zeit etwas Liebes zu erzeigen und als einen intendirten Versuch, Ihnen in der Folge noch nützlicher und förderlicher zu sein. Da aber bei den von Ihnen herausgesetzten Schwierigkeiten jene häusliche Wiedervereinigung nicht statt haben kann, so lassen Sie uns den geistigen Verein desto fester schließen und freie Stunden zu wechselseitiger Erbauung zutraulich anwenden."

Gerade in jener Zeit sind die Zeugnisse über ihn mannigfaltig. Zur Charakteristik seines Wesens möge folgende an Zelter geschriebene Bemerkung dienen: „Riemern, der in seinem Amte immer froher wird, weil er sich dem Kreise, der für ihn viel zu eng ist, anzueignen und immer mehr zu tun lernt, indem er weniger tut, habe ich Deine Invectiven gegen die Philologen mitgeteilt. Er war darüber sehr erfreut und empfiehlt sich Dir aufs beste. Ich wünschte, daß Du seinen Kommentar darüber hören könntest. Da er selbst vom Metier ist, so weiß er am besten, wo sich eigentlich die Erbsünde dieser Mängel herleitet, die er verwünscht, weil sie,

ob er sich gleich selbst davon befreit hat, durch andere auf ihm lastet."

Was er Goethe war, bekannte dieser mit großer Dankbarkeit. „Riemer ist sehr brav. Wir lesen jetzt, eine neue Ausgabe vorbereitend, Wilhelm Meister zusammen. Da ich dieses Werklein, so wie meine übrigen Sachen, als Nachtwandler geschrieben, so sind mir seine Bemerkungen über meinen Stil höchst lehrreich und anmutig."

Auch seine dichterische Tätigkeit fand Anerkennung. Auch in dieser Tätigkeit wurde er von dem Meisterkollegen gefördert, indem er für die bei der Ankunft des Herzogs zu dichtenden Poesien auf einen dankbaren Stoff hingewiesen wurde. „Was die kleinen Gedichte zu des Herzogs Ankunft betrifft, so wollte ich Ihnen gleich einen schönen Anlaß andeuten, wenn Sie nämlich die Sternbilder wählten. Hier liegt ein unendlicher Reichtum; ich würde gleich den Löwen, die Jungfrau und die Wage vorausgehen lassen; im Juli kommt der Herzog zurück, im August ist der Kongreß, im September des Herzogs Geburtstag und wahrscheinliche Wiederkunft. Aus dem Zodiac würde ich weiter keine Bilder nehmen, allein von den übrigen Sternenbildern die schönsten und edelsten. Secretieren wir den Vorschlag, daß er Ihnen nicht weggenommen wird."

Am 8. November 1814 begründete Riemer seinen eigenen Hausstand. Darüber schrieb Goethe an Sara von Grotthuß, nachdem er sein eigenes Schweigen entschuldigt hatte: „Riemer hat vielleicht eine noch gültigere Entschuldigung, wenn auch er schwieg, wenigstens hielt man sie im Evangelium schon für hinreichend. Er hat nämlich ein Weib genommen, und zwar ein sehr hübsches, niedliches, das einen wackeren Mann schon einige Zeit beschäftigen darf."

Seine junge Frau war Karoline Ulrich, die mehrere Jahre mit Christiane zusammengelebt hatte und sich des ganz besonderen Wohlwollens Goethes erfreute. Schon durch sie wurden die traulichen Beziehungen zwischen beiden Häusern gekräftigt, aber auch sonst erkennt man, welchen Wert der Meister darauf legte, Riemers

gute Stimmung in jeder Weise zu erhalten. So mahnte er z. B. von seiner Reise aus Christiane und den getreuen Meyer, den Verkehr mit Riemer zu pflegen, weil er ihn zu wichtigen Dingen brauche.

Riemers Art der Mittätigkeit wird einmal (13. Dezember 1821) folgendermaßen geschildert: „Riemer ist zwar sehr beschäftigt, aber er läßt nicht nach, mir bedeutend folgereich beizustehn; indem er beim Druck der Hefte die Revision des Manuskriptes und des Preßbogens übernimmt. Rechtschreibung, Interpunktion und, was mehr ist, Klarheit und Übereinstimmung des Ausdrucks wird hierdurch gesichert."

Das ausführlichste, höchst ehrenvolle Zeugnis gab Goethe seinem Mitarbeiter am 19. März 1820, als Riemer entschlossen war, seine Stelle am Gymnasium aufzugeben und gern einen anderen Posten, am liebsten den eines Universitätsprofessors angenommen hätte. „Als Sie im Jahre 1803 aus Italien zurückkehrten, faßte ich sogleich einen günstigen Begriff von Ihrer Persönlichkeit und Kenntnissen, entbot Ihnen eine Stelle unter meinen Hausgenossen, mit dem Wunsch, daß Sie an der Bildung meines Sohns Teil nehmen möchten; welches Sie denn auch fleißig und treulich, durch gute und böse Tage durchgeführt.

Da nun der erwachsene Sohn auf Akademien zog, verweilten Sie bei mir und nahmen an allen meinen Bemühungen für Kunst, Wissenschaft, Natur und Altertum den tätigsten Anteil und überzeugten mich zugleich von bedeutenden Fortschritten in Ihrem eigentümlichen Fache.

Eine Stelle bei unserem Gymnasium eröffnete sich und ich opferte meinen Vorteil gern der allgemeineren Bildung und Ihrer verdienten Anstellung auf; wie ich denn zugleich bei der Großherzoglichen Bibliothek Sie noch immer unter den Meinigen fand. Die Ausgaben Ihres Lexikons zeugen von dem fortgesetzten entschiedenen Fleiße, so wie die bei dieser Gelegenheit geäußerten Grundmaximen und die daher abzuleitende leichtere Unterrichts-Methode fähigen Schülern zu großem Vorteil gereichte. Auch mir waren bis jetzt

Ihre neusten Bestrebungen höchst nützlich und erfreulich, um so mehr, als durch ein langes Zusammenleben unsere Ansichten über ästhetische und wissenschaftliche Behandlung der Vorkommnisse zu völliger Übereinstimmung gediehen. Mein Sohn ist indessen zu allem Guten und Tüchtigen herangewachsen und seine tägliche Unterhaltung deutet unablässig auf Ihren Unterricht, wodurch er dem Altertum Geschmack und Sinn abgewonnen.

Wenn ich nun gerade im gegenwärtigen Augenblick durch zusammentreffende Umstände einer solchen fruchtbaren Geselligkeit entbehren soll, in einem Alter, wo man sich geprüfter Freunde zu erfreuen wünscht, kaum aber noch neue in seinen Kreis aufzunehmen wagt; so muß ich abermals Ihres eigenen Vorteils und irgend einer vaterländischen Lehranstalt gedenken, wo Sie schon vorbereiteten und gebildeten Schülern in einem höhern Sinne nützlich zu sein wünschen, als es bisher an einer Stelle möglich war, wo nur von Anfängern meistens die Rede sein konnte.

Faß ich eine solche Betrachtung recht ins Auge, so wird es mir denn leichter, meinem eigenen Vorteil zu entsagen und Ihnen auf einer neuen Laufbahn alles denkbare Glück zu wünschen."

Bis zu Goethes Tod dauerte, wenn auch freilich nicht ungetrübt, die Verbindung. Die Trübung geschah besonders durch das sehr schlechte Verhältnis, in dem Riemer zu August stand, so daß dadurch eine längere Entfremdung eintrat.

Riemers Gelehrsamkeit, seine Gewandtheit im Ausdruck wurde Goethe vielfach nützlich; Orthographie und Interpunktion der Aufsätze in Zeitschriften und in der neuen Ausgabe der Werke wurden ihm völlig überlassen, auch seine stilistischen Ratschläge und Verbesserungen freundlich aufgenommen.

Man sollte nun denken: ein Mann, der geistig mit dem Meister zusammenlebte wie kein anderer, der jahrzehntelang auf das intimste eingeweiht war in alles, was dieser tat, hätte das tiefste Verständnis für ihn sich angeeignet und nach des Meisters Tode Abschließendes über ihn zu geben vermocht.

Was Riemers Veröffentlichungen über Goethe betrifft, so sind sie äußerlich, lückenhaft, vollkommen subjektiv. Eine wahrhaft vertiefte Darstellung findet sich nirgends, weder in seiner Ausgabe der Briefe, noch in seinen aus gedruckten und ungedruckten Werken und Briefen geschöpften „Mitteilungen". Bei der Herausgabe von Briefen, namentlich von den an Heinrich Meyer gerichteten, bewies er die ganze Kleinlichkeit seines Wesens. Weil die dem genannten schlichten und anspruchslosen Manne gewährte Intimität seine Eifersucht erregte, so hatte er den traurigen Mut, besonders herzliche Stellen auszulassen und durch ein solches Verfahren das Verhältnis anders darzustellen als es zwischen den beiden Männern wirklich geherrscht hatte. Seine „Mitteilungen" aber — so wertvoll sie auch durch das massenhafte, hier aufgespeicherte, bisher unbekannte Material sind, müssen als ein Goethe durchaus nicht kongeniales Werk bezeichnet werden. Das verdammende Urteil, das der Biograph Riemers über diese Veröffentlichungen gefällt hat, muß man völlig unterschreiben. Es lautet: „Riemer will keine Entwicklungsgeschichte geben, keine Leben und Wirken einheitlich gestaltende Biographie; sondern es werden nach äußerlichen Einteilungsgründen — Persönlichkeit, Gesundheit, Tätigkeit, Eigenheiten usw. — einzelne Züge seines Charakters an Aussprüchen und Handlungen aufgezeigt und das Biographische aber nur für einige Weimarer Jahre mehr äußerlich und anekdotenhaft abgetan, wobei zumeist Goethe selbst in Briefen und Tagebüchern das Wort führt. Diesen Mängeln der Komposition, teilweise entschuldbar durch das Fehlen geeigneter Vorarbeiten stehen starke Mängel der Darstellung zur Seite: erdrückendes Aufspeichern pedantischer Gelehrsamkeit aus antiken und modernen Schriftstellern, störendes Aneinanderreihen von Goetheschen Parallelstellen, unleidliche Häufung von unnötigen und schwerverständlichen Fremdwörtern, Schwerflüssigkeit des Stils, vollständige Unfähigkeit objektiver Beurteilung und körperlicher Gestaltung — Mängel, welche durch die starke innere Wärme, die begeisterte Hingabe an Goethe nicht verdeckt werden und welche heutigen Lesern das Werk ebenso unverdaulich machen, als es

heftige, oft ungerechte Polemik, kampfslustiges Aushauen nach allen Seiten, starke subjektive Gereiztheit des Tones und vor allem eine engherzige, falsche Beurteilung anderer Größen neben Goethe, insbesondere Schillers, unerquicklich machen."

Nun aber kommt noch ein zweites, weit schlimmeres Moment hinzu, um Riemer als einen recht wenig würdigen Genossen Goethes hinzustellen. Das ist, wie ich es früher einmal bezeichnet habe, das Kammerdienermäßige, Inferiore in seinem ganzen Wesen und in seiner Gesinnung.

Er ist eine unerfreuliche Erscheinung. Unzufrieden mit seinem Geschick, mürrisch in seiner Lebensauffassung, herbe und voll Selbstüberhebung in seinen Urteilen. Gelegentlich sprach er sich über bedeutende Männer wie Heinrich von Kleist in jenem geheimrätlichen Tone aus, der schon bei Goethe unangenehm berührt; gegen hochverdiente Gelehrte, wie den alten Voß gebrauchte er Ausdrücke wie „dumm" und „eselhaft". In seinen Ansichten und Handlungen war er kurzsichtig und kleinlich. Es zeugt von einer kaum glaublichen politischen Verblendung, daß er (am 20. September 1806) jede Furcht vor den Franzosen für unnötig erklärte, „da uns die näheren Preußen schützen". Drei Wochen später war die ganze preußische Armee weggefegt und die Franzosen Alleinherrscher. Nun kann man freilich ein sehr schlechter Politiker sein und dabei ein wackerer Mensch. Aber auch als Mensch erregt Riemer Bedenken. Er war aufgefordert worden, Schillers Leiche mittragen zu helfen; „ich sollte mit dabei sein", schreibt er, „mußte es aber meiner Aversion vor Leichen und Leichengeruch und einer Unpäßlichkeit wegen ablehnen" und nach diesem zynischen Bekenntnis hat er noch die Stirn, sich über die Träger lustig zu machen, die bei diesem ehrenvollen Kondukte ihre Kräfte überschätzt hatten.

Bei dieser Erzählung braucht er mit Hinblick auf des Superintendenten Voigt Leichenrede das richtige Wort: „So gewiß ist's, ein großer Mann fordert wieder einen Großen, um ihn zu verstehen und fast möchte ich sagen, einen Größeren, um ihn zu loben." Er ahnte wohl nicht, daß er damit seine Selbstverurteilung

aussprach. Er war wahrlich nicht groß genug, um Goethe loben, nicht einmal groß genug, um ihn verstehen zu können. Gerade in diesem Falle zeigte sich das Kammerdienermäßige seines Wesens. Statt das seltene Glück zu würdigen, an Goethes Arbeiten tätigen Anteil zu nehmen, in der Nähe des größten deutschen Schriftstellers leben zu dürfen, verdarb sich Riemer dieses Glück durch seine Ansprüche und seine Unverträglichkeit. An die Stelle des Hochgefühls, dem bedeutenden, ja allseitigen Manne ein treuer Gehilfe sein zu können, trat das falsche Selbstbewußtsein, ein fast gleichstehender Genosse zu sein. Aus solchem Dünkel erklären sich seine Mißverständnisse mit dem Großen. Das eine von 1809 ward, wie früher gezeigt, durch Goethes liebenswürdiges Entgegenkommen rasch ausgeglichen; das zweite dauerte von 1816—1819. Es wurde wohl hervorgerufen durch das schon angedeutete schlechte Verhältnis Riemers zu August, verschärft durch Riemers falsche Meinung, Goethe habe ihn nach Ablehnung eines Rufes nach Rostock nicht genugsam gefördert.

Daß aus dieser Zeit manche zornige Ausdrücke Riemers stammen, ist menschlich, wenn auch nicht edel, zumal Goethe, wie wir aus anderen Zeugnissen wissen, an diesem Bruch durchaus unschuldig war; aber auch sonst urteilte und schrieb Riemer eigennützig und kleinlich. Wahre Bewunderung zeigte und äußerte er selten, froh war er nur, wenn er für sein liebes Ich Wohlleben und eine gewisse geistige Befriedigung erlangte. In besonders hämischer Weise urteilte er, wie an anderer Stelle dargetan wurde, über Christiane.

Aber auch seine Äußerungen über Goethe, hauptsächlich in den vertrauten Briefen an den Jenenser Buchhändler Frommann, dem er dauernd herzlich ergeben war, sind durchaus kammerdienermäßig. Riemer ist stets empfindlich, daß er nicht genug Ehre erlangt, daß er Nachrichten, die ihn interessieren, nicht schnell genug und auf eine seiner Stellung würdige Weise erfährt. Über Goethesche Verse von denen er vor ihrer Veröffentlichung nichts gekannt hatte, z. B. den herrlichen Maskenzug von 1818, urteilte er sehr von oben

herab. Er stellte sich beständig in den Vordergrund und tadelte jeden, dem es besser ging als ihm. „Weimar“, so rief er noch 1820 aus, „ist ein großes Spittel und für die Taugenichtse ist am besten gesorgt.“ Aber schon 1817: „In diesem verfluchten Neste kann es so ordentlichen und rechtlichen Leuten (er meint natürlich sich selbst) nicht anders gehen; nur die Schelme und Tagediebe befinden sich hier obenauf“. Goethe selbst beurteilte er ähnlich: gnädig, wenn er nach Gebühr gewürdigt zu sein meinte, höchst ungnädig, wenn er, wie so oft, sich verletzt glaubte. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in einem Briefe von 1813 liest, daß der Mann, der das vielbeneidete Glück hatte, 10 Jahre lang mit dem Meister zusammen zu leben, den Satz brauchen konnte: „Ich sehne mich nach Goethes Rückkehr, denn er mag sein, wie er will, nach so langer Abwesenheit hat man sich immer viel zu sagen.“ Und als er 1816 glaubte, daß ihm durch Goethes Kabalen eine Wohnung, die er haben wollte, vorenthalten wurde, schrieb er die unerhörten Worte nieder: „Das wäre mir ein schöner Lohn für die viele Gefälligkeit und Bereitwilligkeit, die ich stets und so auch diesen Winter für Goethe gehabt, daß ich meine eigenen Sachen öfters hintangesetzt habe. Ich weiß nicht, der alte Herr gefällt mir nicht.“

Es würde sich nicht lohnen, solche Äußerungen hervorzuheben, wenn sie nicht ein Moment deutlich machten, das entschieden hervorgehoben werden muß, das nämlich, wie vereinsamt Goethe in den letzten Jahrzehnten lebte und von welchen Elementen er umgeben war. Aber derartige Äußerungen deuten auch auf etwas anderes hin. Der nachteiligen Wirkung einer solch ständigen, nicht geradezu unwürdigen, aber unebenbürtigen Umgebung kann sich selbst der Größte nicht entziehen. Und so wird man wohl einräumen müssen, daß Goethe bei aller Selbständigkeit des Geistes und bei aller Schärfe seines Blickes Kleineres durch seine Trabanten anschauen ließ und sein Urteil danach fixierte, ja sich bisweilen dazu entschloß, auch Größeres durch die Brillen dieser Genossen zu betrachten.

Diese Ansicht, gerade mit besonderer Beziehung auf Riemer wird schon von einem sehr urteilsfähigen Zeitgenossen geäußert. Wilhelm Grimm nämlich, schrieb im Jahre 1811: „Es ist gewiß, daß Goethe, wie Jeder unwillkürlich Vorliebe und Abneigung für manches haben wird, zuweilen denke ich, daß der Riemer, gegen welchen ich z. B. eine solche unwillkürliche Abneigung empfinde, ihm dies abgelauert und ihn, um sich zu empfehlen, in solchen Gesinnungen bestärkt und ihm nur das, was Goethe das Bequeme nennt, vor die Augen rückt. Ich glaube, der größte, sicherste Geist mißtraut seiner Ansicht, aber er wird fest darin, wenn er sie in einem anderen ebenso erblickt und meint, sie sei auch lebendig in diesem entstanden.“ Und so hat auch dieser Kammerdiener trotz aller Treue oft schlecht genug seines Amtes gewaltet.

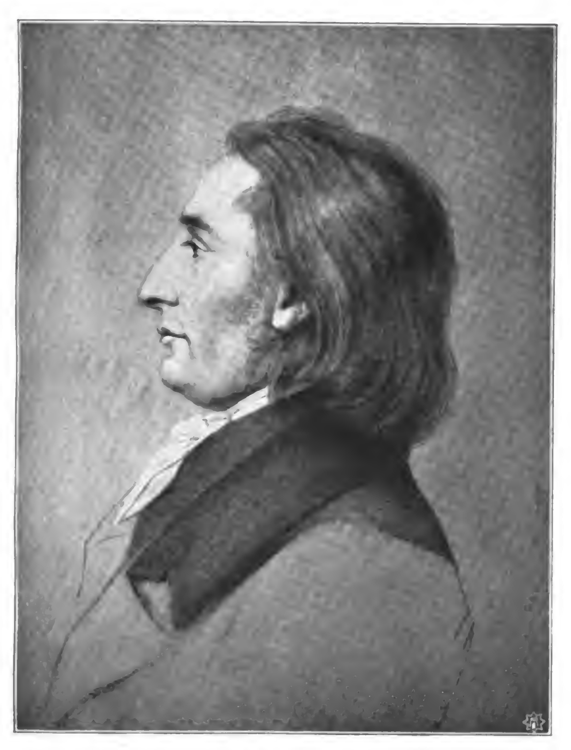
Eine Natur ganz anderer Art war J. P. Eckermann. Fehlte ihm durchaus die Gelehrsamkeit Riemers — denn er war ziemlich jung, nachdem er noch nicht einmal ein Universitätsexamen bestanden, sondern nur einige Semester juristische und ästhetische Studien ziemlich planlos durcheinander getrieben hatte, von der Hochschule fortgegangen — so besaß er eine tiefere ästhetische Bildung als jener, machte gute Verse und war ein stiller, anspruchsloser Mensch.

Seine erste Anknüpfung mit Goethe sah einer Abweisung ähnlich. Er hatte seine, Hannover 1821, erschienenen Gedichte an Goethe geschickt und erhielt dafür die Abschrift einer Art von Formular „Erklärung und Bitte“, worin der Alte um Entschuldigung bat, daß er einzeln den Einsendern neuer Publikationen nicht antworten könne, sondern sie auf die Hefte von Kunst und Altertum verwies, wo Gegenstände, die auch sie interessierten, behandelt und gelegentlich auch die eingesendeten Schriften beurteilt würden.

Während nun die meisten eine solche Antwort als einen Wink betrachteten, sich nicht weiter vernehmen zu lassen, ging Eckermann resoluter vor. Er schickte eine neue Schrift und kam selbst nach Weimar, wo sich alsbald sein Schicksal entschied.

Er traf in einer für ihn günstigen Periode ein. Der Altmeister bereitete eine neue definitive Gesamtausgabe seiner Werke vor. Allerdings hatte er zu ihrer Vorbereitung und Zusammenstellung den getreuen Riemer, zur Korrektur den Philologen Göttling in Jena. Beide aber waren Männer in Amt und Würden, mit eigenen Arbeiten stark beschäftigt, daher nicht jeden Augenblick und auch nicht für jede Art von Tätigkeit zu haben. In dieser Verlegenheit präsentierte sich der junge Mann voll Begeisterung für das poetische Schaffen des Meisters, tief eingedrungen in seine Absichten, von eifriger Lust erfüllt, ihm zu dienen, ohne bestimmte andere Pläne für die Zukunft. Goethe ergriff diesen Zufall mit Freuden und bevorzugte diesen Neuankömmling, der nichts sehnlicher wünschte, als sich in Weimar fesseln zu lassen, vor anderen z. B. dem wackeren K. E. Schubarth, der ziemlich sicher auf eine Berufung nach Ilm-Athen gerechnet hatte und sehr erstaunt, ja empfindlich war, als sein Platz durch einen anderen besetzt wurde. Schon am 11. Juni 1823, als Goethe Cotta das Manuskript von Eckermanns „Beiträgen zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" zum Verlage anbot, kündigte er an, daß er den jungen Mann bei der Redaktion seiner Werke beschäftigen wolle. Seine eigentliche Aufgabe wird dann in folgender Weise geschildert, 2. Februar 1824: „Seine Neigung zu meinen Arbeiten und die Übereinstimmung mit meinem Wesen überhaupt trägt mir schöne Früchte, indem er mir, zu einer neuen Ausgabe, ältere vorliegende Papiere sichtet, ordnet und redigiert, wozu ich wohl niemals gekommen wäre. Ihn interessiert, was für mich kein Interesse mehr hat. Eine freie Übersicht und ein glücklicher Takt qualifizieren ihn zu dem Geschäft, das ihm zugleich Freude macht."

Das wichtigste Werk, wodurch er sich Goethe empfahl und unlöslich verband, waren die genannten „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe". Dieses Buch regte, wie ein neuerer Forscher gezeigt hat, den Meister ungemein an, weil er darin seine oft ausgesprochenen Gedanken wiederfand: Empfehlung der Antike, Widerspruch gegen die Romantik, Erhebung des Stils über die



Eckermann

Zeichnung von Schmeller. 1828

(Goethenationalmuseum in Weimar)

Manier; Mahnungen zur Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung. Aber er konstatierte auch mit Freuden, daß einzelnes von ihm bisher nur angedeutete hier weiter ausgeführt war: die Notwendigkeit, die sinnliche Anschauung auszubilden, die Lehre, daß auch der Leser produzieren könne und müsse, wenn er den Schriftsteller verstehen wolle. Eine feinsinnige Gesamtauffassung des großen Dichters durchzog das ganze Werk; ausführliche und hübsche Analysen, die bei allem Lobe von geistiger Selbständigkeit Zeugnis ablegten, waren wohl geeignet, dem großen Publikum diese Produktionen näher zu bringen.

Die Tätigkeit, die dem neuen Ankömmling in Weimar zugewiesen wurde, bezog sich, wie schon angedeutet, auf die definitive Edition von Goethes Werken. Das Probestück war die Zusammenstellung der Rezensionen Goethes aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Diese ungemein schwierige Arbeit, in der es sich um die feinsten Stiluntersuchungen, Kenntnis der Zeit, der persönlichen Verhältnisse und der geistigen Beziehungen der jugendlichen Mitarbeiter zueinander handelte, hätte selbst der Geübteste nicht völlig richtig lösen können. Eckermanns Leistung, die uns jetzt völlig verfehlt erscheint, denn er wählte auch aus dem Jahrgang 1773, an dem Goethe gar nicht mitgearbeitet hatte, Aufsätze aus, schrieb ihm manches zu, was sicherlich nicht von ihm herrührte und sprach ihm einzelnes ab, das völlig das Gepräge seines Geistes an sich hat, erregte des Meisters Zustimmung. Sie hatte zur Folge, daß Eckermann veranlaßt wurde, seinen Wohnsitz in Weimar zu nehmen.

Seine fernere Tätigkeit für die große Ausgabe der Werke war von der Riemers mannigfach verschieden. Während dieser auf die Gestalt der bereits fertigen größeren Arbeiten einen entscheidenden Einfluß zu üben hatte, für die Redaktion der einzelnen Teile und die endgültige Feststellung des ganzen beachtenswerte und von dem Meister häufig gebilligte Vorschläge machte, war diesem mehr die Stelle des Sammlers zugewiesen. So hatte er z. B. die Aufgabe, aus den Drucken und den zahllosen Manuskriptmassen die

zerstreuten Gedichte zusammenzustellen, die Sprüche zu sammeln und ähnliche Arbeiten zu verrichten. Freilich erhielt auch er, wenn auch nicht in dem Umfange wie der ältere Genosse, die eben fertig gewordenen neuen Produkte zur Lektüre, aber in den ersten Jahren wenigstens war ihm nicht jene autoritative Stellung wie dem älteren Genossen eingeräumt. Allmählich wuchs er sich in diese Aufgabe hinein; bei dem Fortschreiten der großen Edition wurde seine Hilfe immer mehr in Anspruch genommen; bei den letztwilligen Bestimmungen galt er in Gemeinschaft mit Riemer als der wirkliche Herausgeber, dem nicht nur, selbstverständlich nach sehr präzisen Verfügungen des Meisters, eine große Freiheit der Bewegung in Einteilung des Stoffes und Behandlung des Textes zugestanden, sondern auch ein sehr angemessenes Entgelt für seine Leistungen gewährt wurde.

Trotz dieser sehr lockenden Aufgabe gehörte zur Fassung des Entschlusses, in Weimar zu bleiben, ein, eben nur bei einem jungen Menschen begreiflicher Wagemut. Er besaß von Hause aus so gut wie nichts; eine bestimmte Stellung und genau fixierte Bezüge wurden ihm keineswegs zugewiesen. Er mußte sich daher außer dem, was ihm durch Goethe zufloß, seinen Lebensunterhalt selbst erwerben und tat dies kümmerlich genug, indem er Stunden gab, namentlich an Ausländer, kleine Aufsätze schrieb und eine pekuniär sehr wenig lohnende Arbeit an der Bibliothek übernahm. Was Wunder, daß seine Braut, Johanne Bertram in Northeim, mit der er sich in sehr jungen Jahren, noch bevor er die Universität bezogen, verlobt hatte, beständig auf Goethe und die Weimarer Verhältnisse stichelte, manchmal auch geradezu schimpfte, von den „pauveren" Verhältnissen des Hofes und des Ländchens verächtlich sprach, die Ausnutzung des Geliebten, die Brachlegung seiner Geistesgaben und seiner selbständigen Tätigkeit durch den schlecht belohnten Dienst bei einem Höheren bitter beklagte. Demgegenüber ist es für Eckermann ein ehrenvolles Zeugnis, daß er trotz vieler Quälereien und mancher Enttäuschungen — auch eine kritische Einleitung, die er zu der großen Ausgabe schreiben sollte, kam nicht

zustande — den Glauben an Goethe nicht verlor. Allerdings bewarb er sich um manche Stellungen, aber aus allen solchen Versuchen wurde nichts. Ja, diese Bewerbungen wurden mit einer gewissen Lässigkeit betrieben, weil es ihm nicht recht ernst war, von Weimar fortzugehen. Denn vom ersten Moment, da er das Städtchen betreten, betrachtete er dieses als seine wahre Heimat. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er dem geliebten Mädchen einmal die Worte schrieb: „Das Glück, das ich durch mein immer enger werdendes Verhältnis mit Goethe genieße, ist so groß, daß mir kein Mensch in der Welt dafür Ersatz geben könnte, so wie Goethe selbst in der Welt nicht seinesgleichen hat. Höhere und geringere Männer und Frauen beneiden mich um dieses seltene Glück, wiewohl es mir jeder zu gönnen scheint. Und bei meinen höheren Zwecken, durch wen wollte ich denn so gefördert werden, als durch ihn ... Der Weg ist mir gebahnt, wie keinem Anderen, und durchreisende junge Talente beneiden mich um dieses seltene Glück." Und zwei Jahre später, nachdem die Braut ihn gewarnt, soviel für Goethe zu arbeiten und ihm zu dienen, belehrte er sie: „Ich bin vielmehr sein großer Schuldner und ich verdanke ihm alles was ich weiß und kann und sammele in seiner beneidenswürdigen Nähe jeden Tag größere Schätze des Wissens und mache mir seine Erfahrungen zu Nutze. Goethe hat nie zu jungen Dichtern ein Verhältnis gehabt, viel weniger ist einer derart gewesen, daß er Ihm in seinen großen Sachen hätte helfen können. Ein Verhältnis, wie meins zu Goethe, hat nie in Weimar existiert."

Das Leben Eckermanns soll hier nicht im einzelnen geschildert werden. Seine mit August unternommene Reise ist schon früher erwähnt. Auch darauf sei nur kurz hingewiesen, daß er am 9. November 1831 sein Hannchen heimführte, die wohl von dem Meister freundlich begrüßt wurde, aber keine Gelegenheit hatte, in so nahe Beziehungen zu dem alten Herrn zu treten, wie etwa Karoline Ulrich, Riemers Gattin. Nach kurzem Eheglück, nach der Geburt eines Sohnes Karl, dessen Patin Frau Ottilie wurde, starb sie im Jahre 1833.

Eckermanns Lebenswerk ist jedoch nicht die Tätigkeit für die Ausgabe von Goethes Werken, sondern sein Weltruhm — denn von einem solchen kann man sprechen — sind die „Gespräche mit Goethe".

Diese Sammlung unterscheidet sich von allen anderen derartigen Zusammenstellungen, die wir jetzt so vielfach besitzen, zunächst durch ihren offiziellen, mindestens offiziösen Charakter. Denn der Meister sah diese Aufzeichnungen, die bald nach Eckermanns Ankunft in Weimar ihren Anfang nahmen, durch, versah sie mit Verbesserungen und gab dem Ganzen seine Billigung. Freilich auch mit diesem Werk erlebte der Getreue schwere Enttäuschungen. Seine Hoffnung, sie schon bei Goethes Lebzeiten gedruckt und gefeiert zu sehen, erfüllte sich nicht, ebensowenig wurden die großen, namentlich materiellen Erwartungen, die er davon hegte, verwirklicht, denn der ungeheuere Gewinn, auf den er sicher gerechnet hatte, blieb aus. Auch wurde er mit dem Verleger in einen langwierigen Prozeß verwickelt, der zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Wie der materielle Gewinn, so realisierte sich der geistige nicht in der Weise, wie der Gute geträumt hatte. Zwar wurde das Buch unmittelbar nach seinem Erscheinen sehr gelobt, dann geriet es in starken Mißkredit und wenn es auch in den letzten Jahrzehnten außerordentlich geschätzt wurde, so macht sich jetzt und mit Recht eine entschiedene Gegenströmung geltend. Denn die Beachtung, die es lange Zeit fand, ist eine übertriebene. Das Werk leidet an schweren Mängeln: es ist unvollständig und ungenau. Unvollständig, weil es, wie man an der Hand von Goethes Tagebuch nachweisen kann, sehr zahlreiche Gespräche ausläßt; ungenau, weil es in den Daten willkürlich verfährt und vieles, gewiß Unrichtige, Übertriebene, Mißverstandene enthält. Eckermann war zwar im ganzen ein guter Zuhörer, aber er vernahm oft manches, was er hören wollte, glaubte vernommen zu haben, was zu seiner Konstruktion von Goethes Art und Wesen paßte, nahm zu kritiklos flüchtig hingeworfene Äußerungen als Bekenntnisse auf, ließ sich von Gedächtnisfehlern, sowohl eigenen als denen des Meisters beirren und

arbeitete Wahres und Falsches zu einem vollständigen Bilde aus das dem Original entweder nicht ganz gleicht, oder geradezu widerspricht. Er war im ganzen ein schlichter Mensch und doch drängte er oft genug seine Person über Gebühr vor, gab daher nicht selten mehr Eckermann als Goethe, sammelte mit allzugroßer Geflissentlichkeit die Lobsprüche, die ihm zuteil wurden. Damit soll keineswegs der Wert seiner Aufzeichnungen völlig in Abrede gestellt werden; nur muß man sich hüten, das von ihm Berichtete ohne Prüfung anzunehmen, noch mehr davor, was man häufig genug getan hat, diese Gespräche als den besten Kommentar zu dem Leben des Meisters anzusehen.

Das große Verdienst Eckermanns bestand darin, den Menschen zu schildern, den man über dem Schriftsteller fast vergessen hatte. Dieser Mensch trat in seiner Eigenart und Größe leuchtend hervor, mit verständnisvoller Verehrung und rührender Bewunderung angeschaut. Die Vielseitigkeit der Mitteilungen dieses einfachen Berichterstatters ist außerordentlich. Man sieht mit immer neuem Staunen, was alles den Alten interessiert: die kleinen Weimarer gesellschaftlichen Vorgänge ebensosehr, wie die öffentlichen und literarischen Angelegenheiten: Chaussee- und Theaterbau, Vogelkunde und Farbenlehre, englische Politik und Preßgesetzgebung, französische Romantik und deutsche Schriftstellerfehden, Malerei und bildende Kunst, bremischer Hafenbau und amerikanische Freiheit. Über Goethes eigene literarischen und wissenschaftlichen Pläne, über die Vorgänge seines Lebens, über seine Freunde und Widersacher wird mit Ausführlichkeit und Behagen geplaudert. Wirkt die reiche Belehrung über so mannigfache Gegenstände erfreulich, so empfindet man eine wahre Herzenserquickung bei den vielen menschlichen Zügen, die von dem guten und großen Mann erzählt werden. Für Eckermann ist und bleibt Goethe der hochherzige Gönner, dessen echt menschliches Betragen immer hervorgehoben wird. Aber man darf bei der Beurteilung des Buches nie vergessen, daß eben der alte Goethe spricht. Zwar war dieser unverwüstliche Alte lebensfrischer und in gewisser Weise jugendlicher als viele weit jüngere,

aber schließlich war er doch ein Greis, dessen Gedächtnis nachgelassen und der sich in manche seinen früheren Anschauungen entgegengesetzte Ansichten eingelebt hatte. Es ist also nicht der titanische Jüngling, nicht der leidenschaftliche Mann, der vor uns erscheint, nicht der Himmelstürmer, der selbst den Göttern den Krieg erklärte, sondern der abgeklärte Greis, der nur dann heftig wird, wenn er von seinen wissenschaftlichen Widersachern redet, der meist aber die Milde des Alters und die hohe Weisheit des viel Erfahrenen ertönen läßt.

Eckermann überlebte seinen Gönner noch recht lange Zeit. Er starb erst im Jahre 1854. Auch bei ihm muß man, ähnlich wie bei Riemer, staunen, wie wenig er doch im Grunde geleistet, wie rasch der hohe Flug seiner Gedanken und seines Ehrgeizes erlahmte. Die zwei ersten Bände der Gespräche waren bei Goethes Lebzeiten so gut wie vollendet, das dritte, erst 1848 erschienene Bändchen, in sehr wesentlicher Beziehung gar nicht Eckermanns, sondern des mehrfach genannten Soret Eigentum, kann man doch höchstens als die Arbeit einiger Monate, gewiß nicht vieler Jahre bezeichnen. Wie wenig hat er sonst fertig gebracht! Seine Gespräche über den zweiten Teil des Faust scheinen nicht über den Anfang hinausgediehen zu sein; seine dramatische Bearbeitung desselben zweiten Teils, der Anfang einer Trilogie ist eine rein äußerliche, im Grunde ziemlich wertlose Leistung, keine produktive, sondern ausschließlich eine bühnentechnische, die nur geringes literarisches Interesse in Anspruch nimmt. Seine szenischen Bemerkungen sind völlig wertlos; „kaum", wie einer der besten Faustkenner sich äußert, „durch etwas anderes bemerkenswert, als daß bei ihnen eine dem Goetheschen Altersstil in ergötzlicher Weise abgeguckte Ausdrucksweise herrscht".

Man wird beiden wackeren Helfern den Tribut der Dankbarkeit nicht verkümmern, der ihnen gebührt. Sie waren fleißige Herren, die dem Alten manch leidiges Stück untergeordneten Tuns abnahmen, die ihn bei seinem Lebenswerk, der Herstellung der defini-

tiven Ausgabe seiner Schriften, regsam und nicht immer unglücklich unterstützten. Aber große Geister waren sie ebensowenig, wie unantastbare Charaktere. Während der Meister immer weiter vorwärtsstrebte, immer höher stieg, erscheinen sie wie die Menschlein, die an der Erde kleben, mehr bemüht, den Erhabenen zu sich herabzuziehen, als fähig und gewillt, zu ihm emporzuklimmen. Zwar hat Eckermann unmittelbar nach Goethes Tode das hübsche Wort gesprochen: „Ich denke, man kann das Andenken des großen Toten nicht besser ehren, als wenn man in seinem Sinne fortzuleben und zu wirken sucht"; aber doch muß man von ihm und seinem Genossen sagen: seines Geistes haben sie kaum einen Hauch verspürt.

VI.

Schluß.

Manche der zuletzt erwähnten Persönlichkeiten haben uns in eine Zeit geführt, die weit über die Lebenstage des Altmeisters hinausschreitet. Wir kehren in seine letzten Jahre zurück. Sie sind eine Illustration zu den zwei Sprüchen, die er damals besonders gern im Munde führte: „Lange leben, heißt viele überleben“ und „über Gräber vorwärts“. Der erstere bezeichnet die trübe Erfahrung, die keinem Älterwerdenden erspart bleibt; der dadurch erzeugten Resignation setzt der letztere jene frohgemute ungebeugte Kraft gegenüber, die keineswegs bloß ein Zeugnis der Abstumpfung, sondern der ungeheueren Lebenskraft dieses Alten war.

Denn gerade die letzten Jahre bieten staunenswerte Proben einer unverwüstlichen Leistungsfähigkeit. Ein besonders charakteristisches Merkmal dieser Epoche ist, wenn man den Ausdruck brauchen darf, das Familienhafte. Das gern gebrauchte, in neuester Zeit besonders viel angeführte Wort, „ich muß nun an die Enkel denken“, bedeutet indessen keineswegs allein die materielle Sorge für die leibliche Nachkommenschaft, sondern das Bemühen des Alten für die weitverzweigte große Gemeinde, die er sich gern als Familie dachte, sein Erbe zu sichern, mit erlöschender Kraft, die vielen noch als riesenmäßig erscheint, die großen Werke, vornehmlich den Faust zum Abschluß zu bringen.

Und wie sein Leben, so ist sein Tod zunächst ein Familienereignis. Nicht in dem Sinn, daß hier etwa der Ernährer eines großen Kreises starb und den Hinterlassenen allein Trauer erzeugte, — denn er starb ganz Deutschland, ja der Welt, — sondern in dem, daß er zunächst den Seinen starb, inmitten des kleinen Kreises derer, die ihm angehörten. Nicht in dem Prunkbett eines Riesensaals, umgeben von den Granden des Geisterreiches, in dem er gebot, ging er dahin, sondern in dem Lehnstuhl des engen, fast dürftigen Zimmers, zu dem nur die Nächsten Zutritt hatten. Und es ist für uns, die wir Goethes Wesen recht zu verstehen glauben,

etwas Erhebendes, nicht Niederdrückendes, daß er nicht mit einem großen, fast theatralischen Worte schied, nicht in die Geisteswelt sich versenkte, an der er sich so oft und so tief erquickt hatte, sondern mit einem freundlichen Wort an die treue Pflegerin seiner letzten Erdentage. Die frühere, in falschen Gefühlen schwelgende Epoche erlabte sich an der Sage, der Alte hätte zuletzt noch das große Wort gesprochen: „Mehr Licht" und fand ein besonderes Gefallen an der Vorstellung, der nach innerer Erleuchtung Strebende habe damit auch andeuten wollen, zur höchsten Klarheit zu gelangen; die Literaturkundigen waren außerordentlich erfreut, als ihnen Kunde davon ward, Goethe habe sich zuletzt noch seines Schiller erinnert und schon umrauscht von den Fittichen des Todes, des Freundes geheiligten Namen ausgesprochen und seine Handschrift zu sehen verlangt; wir, die wir wissen, daß diese Berichte sagenhaft sind, erkennen unseren Goethe darin, daß er starb wie ein schlichter Mensch, daß seine letzten Worte, mit denen er sich zu Ottilie wendete, waren: „Gib mir Dein Pfötchen".

76 Jahre sind es her, daß der Große von Weimar die Augen schloß. Die „Seinen" im engsten Sinne sind zum Teil bald nach ihm, zum größeren Teil Jahrzehnte später dahingegangen. Statt dieses engen Kreises hat sich ein zweiter gebildet von solchen, die ihm angehören oder angehören wollen.

Das erste Jahrzehnt nach seinem Tode hatte vollauf zu tun mit dem, was in den nachgelassenen Schriften geboten wurde. Der zweite Teil des Faust verwunderte mehr, als daß er Bewunderung hervorrief. Der Naturforscher, der nun in teils längst vergessenen, teils noch niemals gedruckten Werken sich zu erkennen gab, verblüffte, aber erlangte nur eine geteilte Zustimmung.

Die literarischen und politischen Bewegungen waren dem Andenken des verstorbenen Schriftstellers nicht günstig. Das „junge Deutschland", das seinem Namen durchaus nicht entsprach, weil es in vielen Beziehungen unendlich alt war, trug zum Verständnis Goethes wenig bei, obgleich es ihn zu loben trachtete; seine Ausspielung des „jungen Goethe" gegen den alten vermochte gerade

infolge dieser willkürlichen Trennung die Erkenntnis der Totalität des Schriftstellers nicht zu fördern. Aber auch die politischen Stimmungen schadeten seiner Würdigung. Teils taten sie es dadurch, daß eine politisch erregte Epoche keine große Wertschätzung literarischen Ruhmes duldet, teils dadurch, daß die politisch erregten Massen an das Schlagwort „Goethe war ein Fürstenknecht" glaubten und sich weder die Mühe nahmen über diesen Satz zu einem eigenen Urteil zu gelangen, noch beflissen waren, unabhängig von dieser Verdammung den Menschen und Schriftsteller zu erkennen.

Aber auch das folgende Jahrzehnt wirkte nicht darauf, den Ruhm Goethes zu vermehren. Wohl war eine stille Gemeinde eifrig für ihn tätig. Gerade seine Alterswerke fanden eine gläubige, verehrungsbereite Schar, an den Älteren, die ihn noch gesehen oder als Jünglinge von ihm gehört hatten. Aber die Jugend hatte andere Ideale und niemand, nicht einmal die Verlagshandlung sorgte dafür, daß die Werke des Altmeisters in einer verjüngten und seiner würdigen Gestalt erschienen.

So konnte es geschehen, daß der hundertste Geburtstag (1849) fast spurlos vorüberging.

Daß die Reaktion, eine natürliche Folge der Revolution, auch in Goethe im allgemeinen keinen Freund oder Förderer sah, trotz des Märchens seiner Liebedienerei gegen die Fürsten, bedarf kaum einer Darlegung. Doch machte Vilmar 1849 mit seiner Lobpreisung von Goethes Universalgenie auf viele Kreise Eindruck und arbeitete der Herabsetzung Schillers vor. Der Liberalismus aber, der auf die trüben Zeiten der Reaktion folgte, suchte sich, wenn er überhaupt einen Herold der Vergangenheit benötigte, einen anderen und fand ihn in Schiller. Mit der beängstigenden Stille, die beim ersten Goethejubiläum geherrscht hatte, kontrastiert der laute Jubel der Nation am Säkulartage von Schillers Geburt in auffallender Weise. Damals erlebte die Welt zum ersten Male das traurige Schauspiel, daß man, statt beider sich zu erfreuen, einen der Dioskuren auf Kosten des anderen erhob und je höher man den einen verherrlichte, den anderen um so tiefer herabsetzte. Gewiß hätte der Heros, der in dem treuen Freunde die eine Hälfte seines Daseins gefunden zu haben jubelte, an dieser

Begeisterung nichts auszusetzen gehabt; nur verdiente er nicht, daß er darunter litt.

Dieser fast alleinige Enthusiasmus für Schiller ist wohl zu begreifen. Sein Pathos riß die Menschen hin, seine Werke waren auch den weniger Gebildeten verständlich, die Worte seiner Dramen entflammten von den weltbedeutenden Brettern aus die schaulustige und hörbegierige Menge.

Aber auch die Zeit für Goethe kam.

Daß sie eintrat, ist durchaus nicht die Wirkung des wechselnden Modegeschmacks, ebensowenig die Tat eines einzelnen Mannes. Und doch muß man dankbar des Engländers Lewes gedenken, dessen „Leben Goethes" zuerst 1855 englisch erschien, bald ins Deutsche übersetzt und in Deutschland viel mehr verbreitet als im Heimatlande des Autors, diesen Umschwung befördern half. Trotz seiner vielen Fehler und Lücken, die indessen von den Gelehrten stärker als billig hervorgehoben worden sind, hatte es den großen Vorzug fortreißender Begeisterung, das ehrliche Streben, das vielseitige Wirken des großen Schriftstellers zu erkennen und das wahrhaft eigenartige Talent zum Verständnis und zur echten Würdigung des edlen und guten Menschen vorzudringen. Ein einziges Buch vermochte natürlich keine Umwälzung herbeizuführen; diese erfolgte vielmehr auf Grund mannigfacher Momente. Zunächst war die Produktion der sechziger Jahre unendlich schwach, so geringwertig, daß sie tieferen Naturen keinerlei Befriedigung gewährte; sodann verlangte der wiedererwachte Nationalsinn eine solidere Kost, im Gegensatz zu den Übersetzungen aus fremden Literaturen, mit denen man das Publikum geradezu übersättigt hatte. Zu diesen inneren Momenten traten zwei äußere: Einmal die stille Minierarbeit fleißiger Gelehrten, von denen nur drei genannt werden sollen. Heinrich Düntzer, der trotz aller Selbstherrlichkeit, trotz seines, mit den Jahren immer kindischer werdenden Pochens auf seine Unfehlbarkeit und seines Schwelgens in Kleinlichkeiten unschätzbare Dienste geleistet hat, Salomon Hirzel, der vornehme, verständnisvolle, von echt klassischem Geiste erfüllte Buchhändler und Gustav von Loeper, der Dilettant im wahrhaften

und besten Sinne des Wortes. Sodann: das Aufhören des Privilegs der Goetheschen Werke. Die Hempelsche Ausgabe, die alsbald nach dem Erlöschen der Schutzfrist zu erscheinen begann, ist der Anfang einer Editionstätigkeit, wie sie wohl noch keinem anderen deutschen Autor zugewendet worden ist.

Nun begann erst wahrhaft die Goethe-Wissenschaft, die man mit dem leicht mißverständlichen Namen Goethe-Philologie bezeichnet hat, und die eine große Zahl scharfsinniger Gelehrter und geschmackvoller Arbeiter in ihren Reihen zählt. Nur ein einziger soll von ihnen hervorgehoben werden, der unvergeßliche Wilhelm Scherer, der geistreich und kühn, mit jugendlicher Begeisterung Probleme aufstellte und sie zu lösen begann. Diese Goetheforschung fand nun in den reichen Schätzen, die seit der Erschließung des Goethe-Archivs allmählich bekannt wurden, eine immer reichlichere Nahrung. Unmittelbar nach der Eröffnung dieses Archivs wurde die Goethe-Gesellschaft gegründet. Sie vereinigt innerhalb und außerhalb Deutschlands mehr als dreitausend Männer und Frauen zu einem Bund, der sich nach Goethe nennt, weil er Goethes werden will.

Die Literatur über Goethe wuchs und wächst ins Unendliche fort, oft mehr in die Breite als in die Tiefe. Biographien des Dichters erscheinen immer von neuem und wenn eine von ihnen, die dem großen Publikum die sympathischste ist, jetzt bereits, nachdem der zweite Band erst vor wenigen Jahren vollendet worden ist, im 50. Tausend erscheint, so ist dies ein Beweis für die Popularität Goethes, die man noch vor wenig Jahren für unmöglich gehalten hätte. Neudrucke von einzelnen Briefsammlungen erscheinen in verschiedenster Gestalt: zwei große Auswahlen aus den Gesamtbriefen, die beifällig aufgenommen und viel verbreitet worden sind; schön ausgestattete Editionen einzelner Briefwechsel, die sich gleichfalls rasch einbürgern und populäre Auszüge, deren Auflageziffer eine geradezu fabelhafte Höhe erreicht. Goethes Philosophie und Pädagogik, Poetik und Metrik, seine Bedeutung für Politik und Geschichte, seine Tätigkeit auf einzelnen Gebieten der Naturwissenschaft, seine Stellung zur Kunst wird immer aufs neue beleuchtet

und durchforscht. Die Zahl der Schulausgaben einzelner besonders beliebter und für das Verständnis der Jugend am meisten geeigneter Dichtungen und Prosaschriften wächst ins Ungeheuere; über den Faust erscheint alljährlich eine kleine Bibliothek. Es gibt keine Zeitschrift, die es sich nicht zum Stolz anrechnete, ein ungedrucktes Goetheanum zu bringen und keine Zeitung, die nicht gern irgend einer Betrachtung über Goethes Leben, Wesen und Beziehungen ihre Spalten öffnete.

Hat nun aber mit dem Anwachsen der gelehrten Forschung, der Veröffentlichung unbekannten Materials auch die tiefere Erkenntnis von Goethes Bedeutung gleichen Schritt gehalten? Pamphletisten und Schöngeister wollen einen Gegensatz statuieren zwischen Goethe-Philologen und Goethe-Verehrern. Sie ergreifen gern den Anlaß, den Unverständigen, die sich durch starke Worte bestimmen lassen, einzureden, daß die ersteren die schlimmsten Feinde des Meisters seien, daß sie, wie sie selbst keine wahrhafte Schätzung des von ihnen Gepriesenen besäßen, auch nicht fähig seien eine solche zu verbreiten. Diese Beschuldigung jedoch ist in ihrem vollen Umfange durchaus unhaltbar. Man mag jenen Anklägern soviel zugeben, daß mit Angabe von Varianten, Aufsuchen von Parallelstellen, Nachspüren von Entlehnungen, Aufzeigen von Modellen, die in den Romanen und Dramen verwandt worden sind, nicht alles, vielleicht nicht einmal viel getan ist, daß man zur Not die Christiane gewidmeten Gedichte versteht, ohne diese Bezüge zu kennen, daß man sich an den Wahlverwandtschaften erquicken kann, ohne etwas von Wilhelmine Herzlieb zu wissen, — aber die ewig wiederholten Anklagen gegen die Goethe-Philologen, als schadeten sie der wirklichen Goetheverehrung und der Erkenntnis seines Wesens, als schreckten ihre sprachlichen und methodischen Untersuchungen von der Lektüre ab, anstatt diese zu vertiefen, sind unberechtigt.

Gewiß sind wir noch nicht am Ende. Nicht Briefsammlungen und Vorlesungen, nicht neue Ausgaben, nicht Biographien und Monographien allein vermögen das große Werk, die Popularisierung Goethes zu vollenden. Aber sie helfen alle ein Stück vorwärts.

Das Meiste muß die Nation selbst tun. Sie muß sich durchdringen lassen von der Gewalt des allumfassenden Geistes, sie muß lernen seinen Schmerz mitzuempfinden und seine Freude mitzufühlen, sie muß sich erlaben an dem Schmelz, sich erheben an dem Schwunge seiner Lyrik, eindringen in die Weisheit seiner Gedanken. Sie muß an seiner Hand durch die Labyrinthe seines Lebens wandeln und gleich ihm einherschreiten von der wilden Leidenschaftlichkeit seiner Wertherischen Jahre bis zu der ruhigen Abgeklärtheit seiner weisheitsvollen Altersschriften. Zu diesem Genuß kann sie sich anleiten und in ihm fördern lassen durch die wackeren Männer, die blöder Unverstand als Anmerkungsschnüffler und Einleitungsschmierer verhöhnte. Aber sie mag sich dabei hüten vor Salbadern, die alles besser wissen wollen und vor heuchlerischen, gleißnerischen Pfaffen im Ornat oder im Agitationskittel. Das Beste aber muß sie selbst tun, aus eigener Kraft.

Und wenn diese Kenntnis der Werke des Schriftstellers eine allgemeine geworden, wenn der Autor, der sich selbst keine Popularität versprach, wirklich ein Volks-Goethe geworden ist, dann wird auch das Märchen von seiner Unnahbarkeit verschwinden und dem Dogma von seinem wahren Menschentum Platz machen. Die Wirkung einer solchen Erkenntnis jedoch soll eine doppelte sein. Alle müssen wissen, Goethe habe die von ihm ausgesprochene Forderung, der Mensch sei edel, hilfreich und gut selbst in hohem Maße und zu allen Zeiten seines Lebens erfüllt. Und ferner sollen alle, die den Dichter verstehen wollen, in seine Lande zu gehen lernen und gleich ihm als die höchste Pflicht erkennen, wahrhaft Menschen zu sein. Ein so vorgeschrittenes Geschlecht würde Goethe in Wirklichkeit als die Seinen begrüßen.

Literarische Notiz.

Für das ganze Werk sind in erster Linie benutzt: 1. Goethes Briefe (Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, IV. Abteilung), 42 Bände. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1887—1907. (Die Sammlung führt bisher bis zum J. 1827.) — 2. Goethes Tagebücher (Werke wie oben III. Abteilung), 13 Bände. Weimar, das. 1887—1903. 3. Goethes Gespräche. Herausgeber: Woldemar Freiherr v. Biedermann. 10 Bände. Leipzig, Fr. W. v. Biedermann 1889—1903. — Sehr eifrig ist das von mir herausgegebene Goethe-Jahrbuch herangezogen. 29 Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt 1880—1908. Die Stellen aus Goethes Gedichten nach der Jubiläums-Ausgabe. —

Sehr häufig sind benutzt: Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. 2 Bände. Leipzig, C. E. Poeschel 1904. (Die höchst charakteristische Schreibweise der trefflichen Frau konnte nicht beibehalten werden, weil sonst die Briefe zu sehr aus dem Rahmen herausgetreten wären.) — Briefe an Fritz v. Stein. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann. Leipzig, Insel-Verlag 1907. — Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Herausgegeben von L. Urlichs. 3 Bände. Stuttgart, Cotta 1862—65. — Die Briefe von F. v. Schiller sind nach der Ausgabe von Fr. Jonas. 7 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, die der Bettine nach der Ausgabe von J. Fränkel, Jena, 3 Bände, 1906, zitiert.

1. Abschnitt. Christiane von Goethe geb. Vulpius. Eine biographische Skizze von C. W. F. Brauns. 2. Auflage. Leipzig, Friedrich, 1882 (ganz unbedeutend). — Goethes kleine Freundin und Frau. Von Otto Klein. Straßburg, Singer 1904. — Für die Behandlung der Christiane in den Werken vgl. M. Morris, Goethe-Studien. Berlin, 1905, II, 76—110, eine treffliche Zusammenstellung, der ich freilich nicht in allem zustimmen kann. Für einzelne an sie gerichtete Gedichte: A. Köster, im Goethe-Jahrbuch 29, S. 66 ff. und die sinnigen Bemerkungen im Festvortrag: Goethe und sein Publikum, das. — Die wichtigeren Briefe an Christiane sind auch in den Ausgaben von Ph. Stein und E. v. d. Hellen abgedruckt. Eine Gesamtausgabe wäre sehr erwünscht; nur müßten dann auch Christianes Briefe trotz ihrer verwahrlosten Orthographie zugegeben werden. — S. 10 fg. Christianes Geburtstag, die Untersuchung von St. Kekulé von Stradonitz, Kreuzzeitung 1906, Nr. 12 (gegen M. Birnbaum, GJ. Bd. 26). — S. 19 ff. Zu Henriette v. Lüttwitz die beiden Bücher von Ad. Hoffmann: Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Warmbrunn 1897, und: Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette v. Lüttwitz. Oppeln 1898. Die in diesen Büchern vertretene Ansicht ist von allen ernsten Kritikern zurückgewiesen worden, vgl. meine ausführliche Widerlegung in Dichter und Frauen, 2. Sammlung. Berlin, Paetel 1899, S. 244—260. — S. 28 fg. Die Briefe der Charlotte v. Stein in dem bereits angeführten Buche von L. Urlichs. — S. 33. Zu dem Briefe Schillers an die Gräfin Schimmelmann, vgl. Euphorion 1905 (L. Geiger). — S. 39 fg. Ueber das frühzeitige Sterben der Kinder: P. J. Möbius, Ueber das Pathologische bei Goethe. Leipzig 1898, S. 192 fg. — S. 60. Das Gedicht ist zum erstenmal gedruckt: GJ. Bd. 6, S. 1 fg. — S. 66. Trauung vgl. den zu S. 10 angeführten Aufsatz von Kekulé v. Stradonitz. — S. 68. Die Geschichte ist wiedergegeben von W. Bode: Stunden mit Goethe. Bd. 4, 1908. — S. 70. Zum Verkehr mit Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter Adele, vgl. GJ. 14, 254—260, 19, 53—118. H. Düntzer: Abhandlungen zu Goethes Leben. Leipzig 1885, Bd. 1; die Biographie der Johanna von Laura Frost, Berlin, Schwetschke 1905, bietet nichts Neues. — S. 71. Zu den freundlichen Aeußerungen über Christiane ist das Wort Wilhelms v. Humboldt, 22. Dezember

1808, nachzutragen, GJ. 8, 76. — S. 76 ff. Ueber Wilh. Herzlieb: K. Th. Gaedertz, Goethes Minchen, auf Grund ungedruckter Briefe geschildert, Bremen 1882, dem auch der S. 76 abgedruckte Brief entnommen ist. Gaedertz' Darstellung ist willkürlich und falsch. Die Literatur über die „Wahlverwandtschaften“ kann hier nicht angeführt werden. — S. 78. Der Bericht der Christ. Reinhard, französisch in: Une femme de diplomate publ. par la baronne de Wimpfen, deutsch von L. G. in der „Allg. Zeitung“, Beil. 1904, Nr. 166. — S. 91 fg. Die Darstellung nach dem Tagebuch, den Briefen der Charlotte v. Schiller und der dankenswerten Zusammenstellung von J. Fränkel in seiner Edition von Bettines Briefen. Die erste Andeutung des Zwischenfalls gab O. L. B. Wolff, 1832. Die Mitteilungen von Riemer 1841 enthalten so gut wie nichts Tatsächliches. Frau v. Stein scheint durch Uebersendung eines Billettes der Bettine (es ist wohl dasselbe, dessen Charlotte v. Schiller gedenkt, S. 96 Z. 13 v. u.), einen Vermittlungsversuch gemacht zu haben; Goethe gedenkt dieses Billetts und bittet um einigen Aufschub (28. September 1811): „Bis ich mit freiem und frohem Mute der Abwesenden wieder gedenken kann.“ — Das Buch von Lewes, auf das im Text Rücksicht genommen ist, erschien 1855. — S. 98. Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einl., Faksimiles ꝛc. Straßburg 1882 (schon früher, aber Christinens Schreibweise stark geändert, Leipzig 1856). — S. 102. Für Marianne: Goethes Briefwechsel mit Marianne v. Willemer, zuerst herausgegeben von Th. Creizenach. Stuttgart, Cotta 1877. — S. 105 fg. Die Zeilen von Vulpius an Knebel, G. J. 4, 337 f. Der Brief über Christianes Tod von Joh. Schopenhauer. GJ. 15, 323 (abgedruckt aus dem Hamb. Korr.) und der Brief der Elise v. d. Recke. GJ. 13, 143; Bericht der Frau Knebel, Gespräche, Bd. 4. Die Briefe Riemers (S. 106 fg.), in dem unten zu III, 5 anzuführenden Buche von Heitmüller. Der Brief der Großherzogin Luise aus dem dieser gewidmeten Buch von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1905, Knebels: in Goethes Briefwechsel mit Knebel. Leipzig 1851. Nachzutragen ist eine Aeußerung des Letztgenannten an Charl. v. Schiller (7. Juni 1816): „Goethe und sein Haus betrüben mich sehr. Schreiben Sie mir auch hierüber etwas womöglich Tröstliches,“ worauf Charlotte antwortet: „Die Frau dauert mich, denn sie hat unendlich gelitten“. — Ferner Karoline v. Humboldt an Charl. v. Schiller, Urlichs II, 211, gegen den Bericht der Johanna Schopenhauer; sodann das hübsche Wort Wilhelms v. Humboldt an Goethe (Briefwechsel mit den Gebr. Humboldt, S. 256), endlich Goethes Aeußerung (1821) an Cotta, dessen Frau schwer krank war: „Jch nehme daran um so innigeren Anteil, als ich dasselbe Schicksal erlebt und meine gute Frau unaufhaltsam einer drohenden Auflösung entgegenwallen sah“.

2. Abschnitt. Eine irgendwie genügende Biographie fehlt. Am wichtigsten sind (außer Goethes Briefen und Tagebüchern) die Mitteilungen von K. v. Holtei: Vierzig Jahre. Breslau 1859, 2. Aufl. 6 Bände, bes. 3, 397—408, 4, 47—89. Sodann Lily v. Kretschman: Aus Goethes Freundeskreise. Braunschweig 1897 (2. Aufl. Lily Braun: Im Schatten der Titanen. Das. 1908). — S. 167. Die Aeußerungen der Karoline v. Dachröden und Humboldts (S. 118) in: Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna v. Sydow. Berlin 1906 u. 1907, Bd. 1 u. 2. — S. 128 fg. Album: W. Vulpius, Das Stammbuch von August v. Goethe in: Deutsche Rundschau. Bd. 68, 1891, S. 71—85, 241—270. — S. 123. Die Briefe der Sophie an Schardt aus dem schon angeführten Buche: Briefe an Fritz v. Stein. — Zu S. 126 hätte erwähnt werden sollen, daß August einige Zeit das Weimarer Gymnasium besucht hat. — S. 127 fg. Die Erzählung aus dem Jugendleben der Karoline Bardua, herausgegeben von W. Schwarz, Breslau 1874. Der Ausruf S. 128, Z. 4 stammt, wie mich mein Kollege M. Friedlaender belehrt, aus Cherubinis Oper: Les deux journées (Der Wasserträger), und zwar aus dem

Finale des 2. Aktes. — S. 129 ff. Für die Heidelberger Zeit: Briefe an August v. Goethe, herausgegeben von B. Suphan. GJ. Bd. 10. S. 3—45, 70—89, die an der letztern Stelle abgedruckten gehaltvollen Anmerkungen sind vielfach benutzt. — Zu S. 141 ist nachzutragen eine Begegnung Augusts mit dem Erbprinzen nach Knebels Andeutung, 3. Juni 1814, Charl. v. Schiller III, 354; die Stelle ist freilich nicht sehr klar. — S. 149. Ueber das Chaos: Lily v. Kretschman, Weimars Gesellschaft und das Chaos: in Westermanns Monatsheften. Nr. 422. Nov. 1891. — S. 153. Die Berliner Briefe von August und Ottilie, auch der S. 153 ff. abgedruckte, zuerst GJ. Bd. 28, S. 26—56. — S. 162. Die Literatur über Ulrike v. Levetzow braucht hier nicht erwähnt zu werden. — S. 166 fg. Der Direktion des Geh. Haupt- und Staats-Archivs in Weimar sei für die Mitteilung herzlich gedankt. — S. 169 fg. Augusts Rede bei der Niederlegung von Schillers Schädel. Mitgeteilt von Max Hecker. GJ. Bd. 25, S. 46—52. — S. 173 ff. Die Notizen über Augusts Tod aus dem Tagebuch. Brief der Alwine Frommann im Briefwechsel mit Willemer, S. 292; über die Acta privata vgl. die Notiz bei Möbius, Goethe, Leipzig 1903, I, 255 fg. Goethe an Zelter im GZ.'schen Briefwechsel Bd. 6; G. an Kestner in: Briefwechsel zwischen August G. und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von H. Kestner-Köhler. Straßburg 1904. S. 368 fg. Prellers Bericht bei O. Roquette, Friedrich Pr. Frankf. 1883. S. 78—81. Das Verzeichnis von Augusts Effekten von Fr. Noack, mitgeteilt GJ. 29, 206 fg. Die Notizen über Vormundschaft aus K. Schmidt, Schillers Sohn Ernst. Paderborn 1893. — S. 180: Jenny v. Pappenheim oder v. Gustedt, die Heldin des zu Anfang dieses Abschnittes genannten Buches von Lily v. Kretschman. — S. 184. Das Gedicht Grillparzers in allen Ausgaben von dessen Werken gedruckt. Augusts Verse im Chaos.

Ottilie. Außer Briefen, Tagebuch, Gesprächen, das mehrfach genannte Buch von Lily v. Kretschman, S. 151—164. Der Abschnitt „O. v. G. und ihre Söhne. Aus den Erinnerungen einer Zeitgenossin", war vorher: Westermanns Monatshefte 1891, Apr. gedruckt. Ferner: Ottilie v. Goethe und ihre Söhne, Walther und Wolf von Jenny v. Gerstenbergk. Stuttgart 1901. — Die Stellen S. 195 aus Düntzers Abhandlung über Johanna Schopenhauer und den Briefen an Fritz v. Stein. — S. 196 ff.: G. Kühne, Ein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von E. Pierson. Dresden 1889.

Die Enkel. Briefe bis 1827, bes. Tagebücher. — Auch hier Literatur über August und Ottilie. — Ueber Walther gibt es keine Biographie. Ueber Wolf: O. Mejer, Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar 1889. — S. 212. Das Original von Walthers Brief in den Soldanschen Papieren, mir mitgeteilt von R. Herold. — S. 217 Z. 17. Eine Bestätigung dieser befremdlichen Notiz findet sich in einem Briefe Ottiliens an Prof. Seligmann 13. Sept. 1849 (N. fr. Pr. 30. Juni 1908). Danach stürzte, infolge der Wallfahrt am 28. Aug., die hintere Treppe, die nach dem Garten führt, mit dem ganzen Gewölbe ein. — Die Briefe Ottiliens a. a. O., 7., 14., Juli, 10. Aug. das. enthalten manch interessanten Beitrag zur Charakteristik der merkwürdigen Frau. In dem letzten Artikel sehr wichtige Notizen über Bratranek (oben S. 219). S. 223. Walthers Testament ist gedruckt im GJ. Bd. 7 (Bericht der Goethe-Gesellschaft.)

3. Abschnitt. S. 230. Freitagsgesellschaft. Außer den Briefen, die auch für diesen Abschnitt als Quelle ersten Ranges gelten, die Reden in Goethes Werken. Weim. Ausg. Bd. 42 (1908). — S. 233. Die Literatur über Goethe und Schiller kann nicht angeführt werden; die obigen Ausführungen stehen im Gegensatz zu den üblichen Anschauungen. — S. 236. Jahrhundertfeier. Vgl. dafür und das ganze Kapitel mein Buch: Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. Sauer, Deutsche Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin 1901. — S. 237 fg. Cour

d'amour, die Kommentare zum Stiftungslied, bes. Beaulieu-Marconnay, Goethes Cour d'amour. Bericht einer Teilnehmerin, nebst einigen Briefen. GJ. 6, S. 59 bis 83. — S. 243 ff. Die Berichte der Frau Schopenhauer bei Düntzer, a. a. O. — S. 240 ff. Beispiele aus den Gesprächen; für einzelne Ausführungen ist meine Einleitung zu M. Hesses, Ausg. von Goethes Werken benutzt. — S. 254 fg. Die gelehrten Vormittage: Zeugnisse bei Urlichs, Briefe an Fritz v. Stein u. a. — S. 268 ff. Das Fest von 1825: Goethes goldener Jubeltag. Siebenter November 1825, mit des Gefeierten Bildnis, seinen Schriftzügen und einer Abbildung des Festsaals. Weimar 1862 (Herausgeber ist Eckermann).

2. Fast ausschließlich nach den Briefen. Ueber die Schreiber C. A. H. Burkhardt: Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. Wien 1899. SA. aus Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 10—13. Ueber John speziell Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur. Berlin 1900. S. 149 ff. — Zu S. 279 während des Drucks erschien: Doebber, Lauchstädt und Weimar, Berlin 1908. (S. 102 ff., sehr wichtig für Götze).

3. Auch hier bilden Briefe und Gespräche die hauptsächlichste Quelle. Von großer Wichtigkeit: J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Weimar 1892, Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 6.

4. H. Meyer. Statt aller anderen Literatur: Riemer, Briefe von und an Goethe. Leipzig 1846, S. 1—133, und: Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer. Herausgegeben von Paul Weizsäcker. Stuttgart 1886 (Einleitung von 168 Seiten. Deutsche Lit.-Denkmale, Bd. 25.). — Zelter: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1832, 6 Bände (neue Ausg. von L. Geiger, Leipzig, Reclam, 3 Bände).

5. Von Riemer die zwei sub 4 genannten Werke, ferner: Mitteilungen über Goethe, 2 Bände. Berlin 1841. Ueber ihn der kurze treffliche Artikel von J. Wahle, Allg. deutsche Biographie. Bd. 28. S. 559—564. Ferner: Aus dem Goethehause. Briefe F. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena. Herausgegeben von Ferd. Heitmüller. Stuttgart 1892. (Darüber meinen Artikel: Goethes Kammerdiener. „Die Nation", 1892, S. 576 ff., aus dem mehrere Stellen in den Text aufgenommen sind.) — Eckermanns Gespräche, 1. Ausgabe. Leipzig 1837 fg. 1848, seitdem sehr häufig: die Einleitung zu meiner Ausgabe (Leipzig, Hesse) ist stark benutzt. Zur Kritik meine Miscelle in „Euphorion", 1904; Goethes Unterhaltungen mit Fr. Soret, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt, Weimar 1905, und die Besprechung des letzteren Werkes von O. F. Walzel in der Zeitschr. für deutsches Altertum, 1908. — Ueber Eckermann ferner die Studie von R. M. Meyer im GJ. 17, S. 105—121, und: Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Friedrich Tewes, 1. Band. Berlin 1905.

6. Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Leipzig 1907.

Zu S. 71. Ueber die Heirat das sehr vernünftige Urteil der Frau v. Lengefeld, November 1806, Charlotte v. Schiller S. 23 f. Eine freundliche Bemerkung Charlottens selbst über Christiane vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. 4, S. 265.

Zu S. 113 letzte Zeile. Ueber Eisert vgl. Charlotte v. Schiller Bd. 1, S. 481, Karoline v. Wolzogen Literarischer Nachlaß, 2. Bd. S. 214.

Zu S. 138, Zeile 7 v. u. Frau v. Lengefeld scheint gewünscht zu haben, daß August ihre Enkelin Karoline v. Schiller heirate, vgl. das Buch Charlotte v. Schiller, Bd. 2, S. 27.

Namenregister.

Altenstein, v. Minister 329
Arend (nordischer Reisender) 255
Ariost 88
Arnim, Achim von 93 ff 99
Arnim, Bettine s. Brentano
Arnswald, Frau von 86
Auersperg, Graf 266
Augereau, Marschall 67
Austin, Sara 200
Baczko, L. v. 155
Bardua, Karoline 245 f
Barth, Kutscher 281
Batsch, A. H. C., Prof. 229
Bauernfeld, Eduard 195
Bayern, König Ludwig I. von 268
Bechtolsheim, Frau von 195
Becker, H., Schauspieler 295. 303
Becker, Christiane s. Neumann
Beethoven, L. van 341 f
Behrisch, E. 336
Benda, Schauspieler 299
Berlioz, H. 342
Berger, C. G. 120
Berlitz, die 29
Bertram 248. 276
Bertram, Johanne 362 f
Bertuch, Fr. J. 24. 120. 228
Bertuchsche Fabrik 11
Bethmann, M. 121. 129
Beust, Graf 229
Biedermann, W. von 208.
Blumenbach, Joh. Fr. 120
Bode, August 228
Boie, H. Ch. 131
Boie, Sohn d. v. 131
Boisserée, S. 102. 106 f. 149. 250 276. 317
Boisserées, die 248
Bonaparte, Jérôme 263
Böttiger, K. A. 228. 230. 245
Bratranek, Prof. 219. 222
Brentano, Bettine 92 ff. 128. 159
Brentano, Maximiliane s. Laroche
Brentano, Familie 129
Brühl, Graf 157. 159
Büchner 190
Buchholz, P. F. 228
Buff, Charlotte 77. 251 f
Bürger, G. A. 247
Byron, Lord 148
Cagliostro 228
Calderon 244
Casti, G. 88
Chamisso, Ad. v. 149
Chladni, E. F. F. 120
Constant, Benjamin 240 f
Conta, von 256. 345
Cornelius, P. 342
Cotta, J. F. von 45. 72. 106. 166. 324. 360
Coudray, Cl. W. 345
Dachröden, Karoline von s. Humboldt
Dalberg, Fürst Primas 129
Dannecker, J. H. von 169 f
David, Felicien 263
Denon 120
Deny, Schauspieler 307
Dillon, Mad. 85
Döbereiner, J. W. 261
Düntzer, Heinrich 243. 371
Durand, Schauspieler 293
Dürer, Albrecht 203
Eberwein, F. C. A. 146. 340
Eckermann, J. P. 149. 172 f. 177.

183. 187. 218. 263. 270. 273. 345f. 350. 359—367
Eckermann, K. 363
Egloffsteinsche Damen 198
Egloffstein, Hauptmann von 238
Egloffstein, Henriette von 85f. 238f.
Egloffstein, Hofmarschall von 238
Egloffstein, Frau d. vor. 238
Egloffstein, Julie von 180. 264f
Egloffstein, Karoline von 134. 264
Egloffsteins, die 146
Eichstädt, H. K. A. 232. 256
Einsiedel, F. H. v. 228. 238. 336
Eisfeld, Diener 280
Eisert 118f
Elsermann, Beate, Schauspielerin 64
Engels, Frl. 96
Erffa, C. L. H., Landrat von 280
Esseles, Frau von 350
Falk, J. D. 72. 239. 332
Fernow, K. L. 120f. 232
Fichte, J. G. 120
Fouqué, Fr. 149
Friedrich, Diener 278f
Fritsch, Frau von 266
Fritsch, K. W. Freiherr von 229. 256
Fritsche, Oberforstmeister von 118. 271
Fritz, Sohn des Bergrats in Ilmenau 118
Frizzoni, zwei Herren 173
Frommann, Alwine 174f. 257. 259
Frommann, Fritz 212. 257f 281
Frommann, Johanna 67. 248. 257ff. 344
Frommann, K. Fr. E. 248. 256ff. 263. 357
Frommannsches Haus 4. 76f. 256ff.
Froriep, Emma 149
Froriep, L. Fr. v. 241. 266
Fuchs, Prof. 261
Gall, Jos. 240ff. 301
Gallitzin, Fürstin 222
Gans, Ed. 263
Geist, Schreiber 50. 273
Genast, Fr. Ed. 172. 302f
Gensler, Diener 277f
Gerning, Familie 129
Gersdorff, E. Chr. von 256. 345
Gille, Landesdirektionsrat 173
Gneisenau, General 155
Göchhausen, Luise von 238
Goswin, Vetter von Ottilie 155. 158
Gotha, August Herzog von 324
Gotha, August Prinz von 230
Gotha, Prinz Friedrich von 99
Goethe, Alma von 152. 174f. 177. 180. 183. 185f. 188. 190f. 199f. 204f. 210f. 217. 269
Goethe, August von 3. 17. 23ff. 29f. 32ff. 37f. 40f. 45f. 48. 50. 53. 55ff. 61. 67. 69. 74. 80. 83ff. 89. 100f. 103. 106. 117—184 185—201 passim. 202. 205. 207. 269. 273. 282. 310f. 313. 330. 347. 353f. 357. 363.
Goethe, Christiane von 3. 9—114 119. 126f. 130ff. 134f. 142f. 146f. 180ff. 202. 227. 237. 243. 255. 261. 264. 273. 281f. 290. 304. 313. 320f. 337. 352f. 357. 373
Goethe, Cornelie 2
Goethe, Johann Caspar 2, 136. 164f.
Goethe, Johann Wolfgang (vgl. Inhaltsverzeichnis) besonders:
Familie der freien Wahl 4 und Frau v. Stein 9ff. 26ff. Christiane 10—114, erste Bekanntschaft mit Christiane 11. Liebesgedichte an Christiane 12—19. 20ff. 36. 39. 43f. 53f. 88f. 101. 104. 108.

Reise nach Schlesien 19. Verkehr mit Henr. v. Lüttwitz 20 ff. Kampagne in Frankreich 23 f. 37 ff. Mit Herder 24 f. Schiller 31 ff. 230. 233 ff. 242. 256. 314. der Mutter 33 ff. — Wohnung 36. Reise 1797 45 ff. 52 ff. Krankheiten 49 ff. 58 f. Besitz des Gutes Oberroßla 54 ff. 62. 239 ff.
Reise nach Pyrmont 59. Nach Karlsbad (1806) 64 f. (1807) 77 f. (1808) 80 f. Teplitz (1812) 98 (das. 1813) 100. Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg (1814/15) 102 ff. Verheiratung 66 ff. Verhältnis zu Frau Schopenhauer 70 f. 242 ff. Einführung Christianens in die Gesellschaft 71 f. 85 f. Mit Wilhelmine Herzlieb 76 ff. Plan einer kleinen Wohnung in Frankfurt 84 f. Mit Charlotte v. Schiller 90 f. 254. Bettine v. Arnim 92 ff. 99 Marianne v. Willemer 102 ff. Bei Christianens Tod 105 ff. Gesamtbetrachtung über das Verhältnis zu Christiane 109—114.
Stellung zu August 117—184 Reisen mit ihm 118. 119. 125. 126. Sorge für den Unterricht 119. 121 f. 126. Konfirmation Augusts 122 f. Einwirkung auf das Universitäts-Studium 128 ff. 134 ff. auf die amtliche Laufbahn 136 ff. 138 f. 140 f. 167 f. ökonomische Besprechungen 136 f. 164 f. Gemeinsame Arbeit für Ausgabe der Werke und Nachlaß 164 ff. Vertretung durch den Sohn 169 ff. Bei Augusts Tode 173 bis 180.
Stellung zu Ottilie 144 f. 147 f. 151 f. 154 ff. 160 f. 186 ff. Mitarbeit am „Chaos" 149 f.
Verhältnis zu den Enkeln 152. 161. 202—210.
Ulrike von Levetzow 162 f. 187. Ulrike von Pogwisch 191. — Freitagsgesellschaft 228 f. Klubs 231 f. Gesellschaft für deutsche Sprache 232 f. Jahrhundertsfeier 236 f. Cour d'amour 238 f. Berühmte Gäste (1803—5) 240—242. Wesen seiner Unterhaltungen und seines Verkehrs 247—252. Gelehrte Vormittage (Mittwoch und Sonntag) 253 ff. Hinneigung zu schlichten Menschen 256. Frommanns 256 ff. In Jena 259. Plan eines wissenschaftlichen Klubs das. 260 f. Geselliger Verkehr in Weimar (1817 ff.) 261. Mit der großherz. Familie 262. Jenny v. Pappenheim und Adele Schopenhauer 263 f. Julie und Karoline v. Egloffstein 264 f. Plan eines „ewigen Tees" und jour fixe 265 f. Geburtstagsfeiern 266 f. Das Fest vom 7. Nov. 1825 268 ff. Der letzte Geburtstag 271.
Stellung zu Schreibern 273 ff. Verhältnis zu Riemer 121 f. 273. 346—358.
Beziehungen zu Dienern, Köchinnen rc. 190. 275—285. Sorge für die Ruhe des Hauses und seiner Umgebung 285—288. Theater und Schauspieler 289—313. (Einzelnes: Iffland 289. Schröder 289 f. Stellung und Erziehung der Schauspieler 290 ff. Christiane Neumann 295. Strenge Behandlung d. Schauspieler 298. Theaterskandale 299 f.

zu Theaterdichtern 301 f. Neuordnung (1808) 302 ff. Neuer Eifer (1816) 309 f. Abgang 310 f.) — Wesen der Freundschaft 314 ff. H. Meyer 317—333. K. Fr. Zelter 333—344. — Die „Hausverwandten" 345. Kanzler Müller 345 f. J. P. Eckermann 359—367. — Goethes Tod 368. Verhältnis zur Nachwelt 369—374.
Goethe, Werke
Dramen
Egmont 112. 233
Epimenides, Erwachen des 308
Faust 113. 168. 182. 188. 245. 366. 368 f. 373
Götz von Berlichingen 48. 313
Iphigenie auf Tauris 112. 263
Kleinstädter (Kotzebues) Bearbeitung von 292
Mahomet 93. 292
Maskenzug 1818 357
Mitschuldigen, die 245
Natürliche Tochter, die 43. 123. 152
Paläophron und Neoterpe 237
Romeo und Julie, Bearbeitung von 292
Schutzgeist Kotzebues, Bearbeitung von 292. 310
Tancred 292
Tasso 112 f.
Gedichte
Ach, wir sind zur Qual geboren zc. 21
Alexis und Dora 43
An Sie 149
Besuch, der 12 f
Braut, die, von Korinth 42
Du versuchst, o Sonne zc. 108
Elegien, römische 13 ff. 18. 21. 29
Epilog zu Schillers Glocke 242
Epigramme, Venetianische 17 ff. 21. 36
Erlkönig 341
Euphrosyne 43. 295 ff.
Feldlager in Schlesien 20
Fischer, der 203. 341
Frühling übers Jahr 104
Gefunden 12. 100 f.
Generalbeichte 237
Genuß 12
Gönnern reiche zc. 120
Hermann und Dorothea 42 f.
Hermann und Dorothea Elegie 30
Ich wüßte nicht zc. 60
Indes macht draußen zc. 36
Metamorphose, die, der Pflanzen 53 f.
Morgenklagen 12
Pausias, der neue, und sein Blumenmädchen 43
Sänger, der 341
Stammbuchvers (f. Walther v. Goethe) 206
Stiftungslied 237
Süße Sorgen 12
Tagebuch, das 88 f. 168
Tischlied 237
Und so ade zc. 147
Urworte orphisch 148
Vier Jahreszeiten 44
Wiegenlied 206
Xenien 113
Zum neuen Jahre 237
Prosaschriften
Annalen 295
Briefe 7—367, an zahllosen Stellen.
Dichtung und Wahrheit 326. 350
Farbenlehre 267

Frankfurter gelehrte Anzeigen, Rezensionen in den 361
Italienische Reise 218. 319. 326
Kunst und Altertum 330. 339. 359
Propyläen, die 324. 339
Tagebücher 3. 5. 94f. 105. 117. 142f. 167f. 171f. 174f. 186ff. 202ff. 236. 326. 364
Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten 29
Verräter sein Selbst, der 148
Wahlverwandtschaften, die 77. 87. 373
Werthers Leiden 20. 77. 110. 168. 374
Wilhelm Meister 112f. 352
Wanderjahre 159
Goethe, Katharina Elisabeth (Frau Rat) 2. 33ff. 40. 45ff. 59. 61. 64. 72ff. 92. 94. 121. 124f. 128f. 131.
Goethe, Ottilie von 3. 144—201 202f. 207ff. 219f. 261. 263. 281. 363. 369
Goethe, Walther von 3. 117. 145. 147. 152. 161. 174f. 177. 180. 183. 185f. 188. 190f. 195. 199ff. 202—224. 269. 271f.
Goethe, Wolfgang von (Enkel) 3. 117. 147. 152f. 161. 174f. 177. 180. 183. 185f. 188. 190f. 199ff. 202—224. 269. 271f. 343.
Gotter, Pauline 96
Göttling, K. W. 360
Gottschalg, Hofdiakon 10
Götze, Georg Paul 279
Graff, J. J. Schauspieler 293. 311
Gregoire, Abbé 240f.
Gretchen (d. Frankfurter) 2
Gries, J. D. 149
Griesbach, Prof. 229. 256
Grillparzer, Fr. 184. 195. 200. 210
Grimm, Wilhelm 359
Grotthuß, Sara von 352
Grüner, Rat 249. 319. Seine Frau 249
Grüner, C. F., Schauspieler 292.
Günderode, Karoline von 94
Günther, Oberkonsistorialrat 66. 120 122
Gustedt, Jenny von s. Pappenheim
Haide, Friedr. 311f.
Haidlof (Heideloff, J. Fr. C.) 56
O' Hara 91
Hauffsche Gastwirtschaft 285
Hegel, G. W. Fr. 120. 263
Hehn, Viktor 246
Heine, Heinrich 247
Heinrich, Diener 99
Heinroth, Joh. Chr. A. 263
Helwig, Amalie von 155. 238. 253
Henckel-Donnersmarck, Gräfin von 144ff. 190f. 195. 203. Ihre Söhne 146
Hendrich, Major, von 135. 231. 277. 300
Henschel, Brüder 159f.
Herder, Karoline 12. 26. 28.
Herder, J. G. von 18. 24ff. 120. 122f. 228. 230. 234. 237. 246. 272. 314. 332. 336 Seine Kinder 123
Hermes, Timotheus 247
Herzlieb, Wilhelmine 76f. 102. 257. 273.
Heß, Feldzeugmeister 200
Hetzer, Kaufmann 271
Heygendorf, Frau von 105. 302. 313
Heyse, Paul 221
Hirschel, Frau 86
Hirschel, Mann d. vor. 86

Hirzel, Salomon 371
Hoff, C. G. A. von 145
Hoffmann, Prof. 120
Hohenzollern, Fürstin 111
Holtei, C. von 120. 149. 171. 174. 180. 182f. 195. 208
Höpfnerin, Johanna 284
Horn 121
Houwald, Christ. E. Frhr. v. 258
Hoyer, Charlotte 283
Hugo, Prof. 120
Hübsch, Bassist 305
Hufeland, Chr. W. 228f.
Humboldt, Al. von 159. 220
Humboldt, Caroline von 85. 117f. 247f.
Humboldt, Wilhelm von 106. 117f. 120f. 159. 220. 230. 245. 314f. 347. Seine Kinder 347.
Huschke, Arzt 105
Huß, Scharfrichter 249
Jacobi, Auguste 149
Jacobi, F. H. 36. 57. 120. Seine Schwester 57. 63
Jameson, Anna 200
Jean Paul (Richter) 248. 251
Iffland, A. W. 235f. 289
Imhoff, Amalie von, s. Helwig
John, K. E. 137. 273ff. Seine Eltern 274
Joseph(e ?) 209
Jung Marianne, s. Willemer
Kappe, Dr., Arzt 81
Kästner, Joh. F. 119. 228f.
Kesselring, Carl Heinrich 11
Kesselring, Christina Sophia geb. Riehl 11
Keßler, Graf 99
Kestner, August 176. 178f.
Kestner, Charlotte s. Buff
Kirms, Franz 59. 292. 302f.
Kleist, H. v. 356
Klinger, F. M. von 222
Knebel, C. L. von 4. 24. 67. 104f. 107. 109. 119f. 134. 149. 153. 219. 228. 237. 243. 256. 259. 269. 310. 314. 336
Knebel, Frau d. vor. 104. 108. 113f. 256. 259
Knebel, Henriette von 97. 238. 253
Knox, Charles 149
Koppenfels, Kanzler von 59. 323
Koppenfels, Tochter d. vor. s. Meyer, Frau
Körner, Chr. G. 32. 91. 222. 237. 315f. Seine Frau 91
Kotzebue, A. v. 1. 238f. 292. 306 (Rehbock). 310f.
Kratter, Franz 86
Kraus, G. M. 229
Kräuter, Friedr. Th. D. 105. 217
Kruse, Hofrat 302
Kügelgensches Haus 250
Kügelgen, Frau von 250
Kühne, Gustav 195ff. Seine Mutter 197.
Kunz 250f.
Lang, Karl Freiherr von 251
Langermann, Staatsrat 154f. 316
Lannes, Marschall 67
Laroche, Maximiliane 92
Laroche, Sophie 227
Lavater, J. C. 18
Lenger, Gensdarm 287
Lenz, J. G. 166. 229. 256. 261
Leonhardi, Familie 129
Levetzow, Ulrike von 2. 162f. 187. 264. Ihre Mutter 163
Lewandofsky 111
Lewes, G. H. 94. 371
Lichnowsky, Fürst 200
Liegnitz, Fürst von 168
Lilli s. Schönemann

Lißt, Franz 212
Loder, Prof. 256
Loeper, G. v. 371
Lortzing, Sänger 307
Löwe, Joh. C. Gottfr. 342
Löwern (Dienerin?) 30
Luck, Herr und Frau von 85
Lüttwitz, Henriette von 19ff. Ihr Bruder 20
Maaß, Schauspielerin 86
Malcolmi 311
Manzoni, A. 204
Meiners, Prof. 120
Meloffens 191. 209
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 149 522. 263. 316
Merten, Stadtmusikus 271
Mertens, Sibilla 200
Meyer, J. Heinrich 52. 80. 91. 119f. 121. 189. 218. 229. 233. 235. 238. 248. 256. 314. 316f. 318—333. 341. 345. 353. 355.
Meyer, Frau d. vor. 248. 323. 331.
Meyer, K. B. 149
Meyer, Nikolaus 66. 98. 107. 112. 121. 149
Meyer, Maler 179
Moors 121
Morhard, Sänger 302
Mozart, W. A. 342
Mozart, Sohn 184
Müller, Johannes von 240. 242
Müller, Kanzler von 141. 173f. 187 217. 263. 268. 269. 306. 314. 332. 345f.
Müller, Kapellmeister 311
Müller, Schauspieler 299
Münchow, K. Dietr. von 261
Napoleon I. 68. 128. 171. 262
Neumann, Christiane 295ff.
Nicolovius, Alfred 252
Nicolovius, Franz 155. 158
Nicolovius, Staatsrat 157ff. Seine Familie 157. Tochter 158
Niederlande, Kronprinzessin der 171
Novalis (F. v. Hardenberg) 236
Oels, Schauspieler 293. 304
Oesterreich, Kaiserin von 99
Pappenheim, Jenny von 149. 180. 198. 263f. Ihre Mutter Diana 263
Parry 149
Parthey, G. K. F. 263
Paulus, Frau 29
Pentheler, Karoline 182
Peucer, Fr. 263. 270
Platner, E. Z. 180
Pogwisch, Familie 196
Pogwisch, Ottilie von s. Goethe
Pogwisch, Frau von, Mutter d. vor. 145f. 190. 200
Pogwisch, Ulrike 154 156. 161f. 187. 190f. 200f. 204
Preller, Friedr. 174. 178. 218
Preußen, Friedrich II. König von 242
Preußen, Carl Prinz von 262
Preußen, Friedrich Wilhelm IV. König von 262
Preußen, Königin Luise von 61
Preußen, Prinzessin Marianne von 99
Preußen, Wilhelm I. König von 262
Rahel, (Varnhagen) 159
Recke, Elisa von der 91. 99. 105. 107f. 111
Rehbein, Wilh. 345
Reichardt, J. Fr. 341
Reinhard, Familie 219
Reinhard, K. F. von 78ff. 106. 160. 263. 314. 317
Reinhard, Chr., Frau d. vor. 78f.
Rembrandt 327
Riemer, Bruno 204

25

Riemer, Fr. W. 67. 86. 95. 103. 106f. 109f. 120f. 124. 141f. 149. 165. 170. 187. 218. 263. 270. 273f. 314. 343. 345—359. 360ff. 366f.
Riemer, Frau d. vor. s. Ulrich
Riese 121
Rochlitz, K. Fr. 263. 316
Röckel, Musiker 201
Röhr, Generalsuperintendent 174. 263
Rothe, Lehrer 204f. 209ff.
Rubens, P. P. 327
Rühlmann, Kammerrat 139.
Rußland, Nikolaus I. Kaiser von 262
Sarazin 149
Sartorius, J. G. 120
Savigny, K. Fr. v. 94
Schadow, G. 156f.
Schadow, Frau d. vor. 156f.
Schardt, Sophie von 85. 122f. 145f. 239. 254
Schelling, F. W. 215. 237
Scherer, Wilhelm 372
Schiller, Charlotte von 28f. 57. 69. 71. 85f. 88. 90f. 96ff. 111. 138. 140. 222. 234. 236. 238. 253f.
Schiller, Ernst von 120. 170. 180. 228
Schiller, Friedrich von 17. 31ff. 41. 43. 58. 60f. 65. 78. 120. 138. 148. 169f. 228. 230ff. 233—237. 238. 241f. 246. 256. 290 (Wallenstein). 292. 295 (Wallenstein). 299f. (Braut von Messina). 314ff. 323f. 327. 332. 334f. 356. 369ff.
Schillerscher Kreis 163. Schillersche Erben 169f. Schillersches Haus 256
Schiller, Karl von 120. 127. 140. 228
Schimmelmann, Gräfin 33
Schlegel, A. W. 236. 263. 333
Schlegel, Friedrich von 299
Schlegel, Dr., Arzt 81. 87
Schleicherin Marie 284f.
Schleiermacher, F. D. 120
Schlosser, Familie 129
Schlosser, J. F. H. 84. 86. 121
Schmidt, Superintendent 271
Schmidt, Anton Justus Friedrich 11
Schmidt, Ph. R. 121
Schömann 134
Schönemann, Lilli 144
Schopenhauer, Adele 70. 171. 200. 263f.
Schopenhauer, Arthur 70. 106
Schopenhauer, Johanna 70f. 78. 105. 107. 127f. 171. 173. 195. 243ff. 263. 282. Ihr Mann 70
Schreiber, Ferdinand 280
Schröder, L. F. 289f.
Schubarth, K. E. 110. 343. 360.
Schubert, Franz 341f.
Schuchardt 203. 218.
Schuckmann, von 19. 22
Schultz, Chr. L. F. Staatsrat 156. 159. 267. 316
Schultz, Frau d. vor. 156
Schultz, Ottilie 156
Schütz, Theaterschneider 299
Schütz, der junge Dr. 299f.
Schulze, Bürgermeister 232
Schumann, Karoline 131
Schwarzkopf, J. von 121
Schwabe, K. L. 169
Schweinichen, Hans von 168
Schwendlers 188
Seckendorf, Leo von 120
Seckendorf, Regierungsassessor von 231
Seidel, Diener 279
Seligmann, Prof. 200

Shakespeare 186 (Macbeth). 205 (Lear, Heinrich III.). 292. 295
Silie (Petersilie) Schauspielerin 291
Skell, Hofgärtner 278
Soret, Fr. 149. 262 f. 345. 366
Spiegel, Frau von 142
Spittler, Ludw. Timoth. v. 130
Stadelmann, Diener 273. 276 f.
Staël, August von 120
Staël, Frau von 81. 222. 240 f.
Steffens, Hch. 237. 248
Steffens, Frau d. vor. 248
Stein, Amélie von 195
Stein, Charlotte von 9 f. 17. 26 ff. 42. 69. 71. 90. 127. 143. 203. 227. 230. 253 f. 282 Ihr Mann und ihre Kinder 10
Stein, Fritz von 17. 28. 71. 118. 122. 145. 195. 239. 254
Stein, Karl von 29. 123. 195
Stock, Familie 121. 125. 129
Stock, Esther Marie Margarete 73. 125
Stock, Schöffe 129
Stolberg, Graf und Gräfin 99
Stoll, J. L. 120
Straube, Koch 190
Thibaut, A. F. J. 128. 130 f. 132. 135
Thiersch, Friedr. v. 331
Thorwaldsen, B. 178. 182
Tieck, L. 94. 236. 258 (?)
Ulrich, Karoline 84. 87. 96. 99 ff. 103. 105. 248. 273. 352. 363
Unger, Helene 48 (Julchen Grünthal) 333
Ungersches Haus 334
Unzelmann, Friederike Schauspielerin 86. 291
Unzelmann, Karl 291 f. 298
Veit, David, 248
Vent, Leutnant 279
Verlohren, Hauptmann 274
Viktor, General 67
Virsing, August Heinrich 10
Vittoria (italienische Jungfrau) 179
Vogel, Hofrat 173 f. 187. 345
Vogt, Geistlicher 105
Voigt, C. G. von 46. 66. 135. 228 ff. 236. 256. 345
Voigt F. S. 261
Voigt, J. K. W. 229
Voigt, Superintendent 256
Voigtritter, Bäckersfrau 68
Voltaire 292
Voß, Familie 222
Voß, J. H. 131. 138. 229 f. 232. 250. 254. 356
Voß, Heinr. 120. 131. 232. 254
Vulpius, Christian August 11. 50. 72. 105. 131. 190
Vulpius, Christiane s. Goethe, Christiane
Vulpius, Christiane Margarethe, geb. Riehl 10
Vulpius, Ernestine 11. 36. 53. 60. 87. 190
Vulpius, Johann Friedrich 10 f. 40. 66. 181
Vulpius, Juliane 11. 36. 53. 87. 190
Waldungen, von 180
Weber, C. M. von 205 (Euryanthe). 342
Wedel, Maria Henriette von 138
Weigl, Jos. 295
Weimar, Anna Amalia Herzogin von 17. 228
Weimar, Bernhard Prinz 135
Weimar, Karl Alexander Großherzog von 185. 201. 204. 210 ff. 218. 223. 262

Weimar, Karl August Großherzog von 12f. 17ff. 22. 24. 30. 36f. 39. 41. 45. 61. 67. 117. 122. 135f. 140f. 167. 171. 218. 227. 229. 233. 237. 260. 268f. 272. 279. 301f. 305. 310ff. 352. Seine Enkel 259f.
Weimar, Karl Friedrich Großherzog von 123. 139. 141. 144. 238. 262. 345
Weimar, Karoline Prinzessin von, Erbprinzessin von Mecklenburg 90. 96f. 111. 238. 253f.
Weimar, Luise Großherzogin von 23. 107. 117. 122. 139. 149. 253. 255. 262. 268f. 272. 311
Weimar, Maria Paulowna Großherzogin von 144. 186. 191. 253. 255. 262. 325
Weimar, Sophie Großherzogin von 223
Weimar, Wilhelm Ernst Großherzog von 223
Weller, C. Bibliothekar 276f.
Werner, Zacharias 86. 120. 248
Werthern, Rittmeister von 141
Wesselhöft, Johanna s. Frommann
Wieland, C. M. 24. 34. 57. 120. 227f. 239. 246. 314. 332. 336. Seine Familie 240
Willemer, J. G. von 102. 121. 160
Willemer, Marianne 102f. 121. 160
Winckelmann, J. J. 327f.
Wirsingen, Friderica Sophie 10
Wit, genannt Döring 247
Wolf, F. A. 63. 67. 120f. 125. 263. 315f. 346. Seine Familie 63
Wolf, Sabine 290. Ihr Sohn 290
Wolff, Amalie 142. 157. 209. 290. 307ff.
Wolff, P. A. 157. 209. 290. 292f. 307. 309
Wolff, Madame 142
Wolfskehl, von 231
Wolfskehl, Frl. von 238
Wolzogen, Karoline von 48 (Agnes von Lilien). 71. 85. 180. 189f. 238
Wolzogen, Wilh. von 238
Wolzogensches Haus 71. 80
Zahn, Wilh. Maler 173. 177. 263
Zedlitz, Jos. Christ. Frhr. v. 200
Zelter, K. Fr. 106f. 125. 144. 147. 156. 159. 175. 188. 190f. 233. 242. 256. 263. 314. 316f. 319. 333—344. 345. 351. Seine Tochter 338. Sein Sohn 336
Zelter, Doris 156
Ziegesar, A. F. C. von 229

Druck von W. Drugulin in Leipzig

